This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

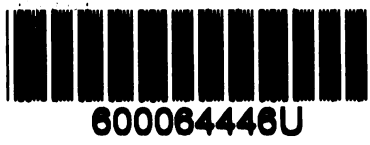
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


600064446U

31.

# Sagen und Märchen

der

# Südslaven

von

Dr. F. S. Krauß.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. Hofbuchhandlung.

# Sagen und Märchen der Südslaven

in ihrem Verhältnis zu den Sagen und Märchen der übrigen indogermanischen Völkergruppen

von

Dr. Friedrich S. Krauß.

I. Band.

# Sagen und Märchen

der

# Südslaven.

Zum großen Teil aus ungedruckten Quellen

von

Dr. Friedrich S. Krauß.

1883.

# Sagen und Märchen

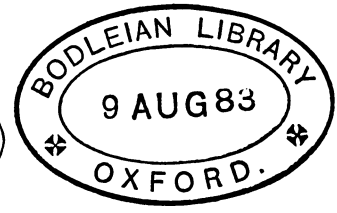
der

# Südslaven.

Zum großen Teil aus ungedruckten Quellen

von

Dr. Friedrich S. Krauß.




Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhandlung.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Meinem Lehrer

Prof. Dr. Friedrich Müller

in Wien.

# Vorwort.

Luftverdichtungscompagnie? fragte der alte Baron.

Ja, antwortete Münchhauſen und ſtreifte den Strumpf vom linken Beine, in Paris haben ſie ein Mittel gefunden, die neuen Chemiker, Luft körperlich zu machen, ſie in feſter Geſtalt darzuſtellen.

Körperlich? In feſter Geſtalt?

Zu einer Maſſe zwiſchen Schnee und Eis, ungefähr wie ſteifer Brei. Als ich von der Sache hörte, ließ ich mich näher in ſie ein und überzeugte mich ſehr bald, daß die alſo körperlich und feſt gemachte Luft vermöge Präcipitirens, Calcinirens, Oxydirens und gewiſſer anderer Mittel, die vor der Hand mein Geheimnis bleiben, in eine ſolche Dichtigkeit, Härte und Schwere zu treiben ſei, daß ſie ſich vom Steine nicht unterſcheide. — Schmuck! Dein Schloß iſt etwas baufällig; ſobald meine Fabrik und Actiencompagnie ins Leben getreten iſt, baue ich dir ein neues aus meinem Material. Siehſt du, das iſt ja eben das Große in der Gegenwart, daß ſo Vieles, was

lange nur als uraltes Märchen, Bild oder Geheimnis galt, aufgebracht durch die Kinderphantasie der Anfangszeiten, nunmehr durch die Forschung der Wissenschaft sich als historische Realität ausweiset.

Dieses köstliche Zwiegespräch in Immermanns Münchhausen fiel mir in dem Augenblicke ein, wo ich die Feder ergriff, um durch einige Worte mein Werk dem Leser ans Herz zu legen. Ich mußte vergnügt lachen und der Leser soll auch lachen, doch nicht über mich, sondern mit mir aus Herzenslust über den festgefugten Bau einer jungen Wissenschaft, die trotz ihrer Jugend schon einen ehrenvollen Platz in der Weltwissenschaft sich erobert hat.

Ja, es gibt noch immer Wunder,
Wenn der Mensch nur will und glaubt.

Tendimus in Arcadiam, tendimus! Der früher verachtete, oder richtiger, gar nicht beachtete Stein, den die Bauleute bei Seite ließen, wird nun zum Schlußstein, sonst stürzte das ganze Gewölbe ein. Selbst den starrsten Verfechtern altersgrauer Ansichten über Literatur geht allmählig ein neues Lichtlein auf, und wenn sie die Volksliteratur, dieses Aschenbrödel, noch immer nur mit scheelen Blicken von oben herab begönnern, so beschleicht sie doch ein leises Bangen, als nahe der Augenblick, wo die ungezwungene Anmut der schlichten, schönbusigen, kerngesunden Landmaid, das aufgedonnerte, engbrüstige, angekränkelte Stadtfräulein, trotz allen seinen Kniffen und Pfiffen, ausstechen und den Liebhaber sich zu eigen machen wird. Der Liebhaber sind wir selbst, und es liegt nur an uns, das Schäferstündchen herbeizuwünschen, und schon ist es da. Liebesschwür überhöret der Vater der Götter und Menschen, und auch die entrüstete öffentliche Meinung

wird über unseren Treubruch um so eher ein Äuglein zudrücken, wenn es uns gelingt, die Vorzüge unserer neuen Liebe der alten gegenüber so recht zur Geltung zu bringen. Dazu sind wir ja schon Anstands halber verpflichtet, um die Ehre unserer Minne zu retten.

Die gefeierteste Dichtung aller Zeiten, die noch von keinem Erzeugnis der Kunstliteratur erreicht, geschweige übertroffen worden, ist die Sammlung griechischer Volksheldenlieder, die Ilias und Odyssee. Was diesen Liedern einen unvergänglichen Wert sichert, ist das in ihnen ausgeprägte allgemein menschliche Empfinden und Denken, das immer und ewig unter allen Himmelsstrichen sich gleich bleibt. Ein ganzes Volk, das Glied einer weitverzweigten Menschenraçe, hat in diesen Liedern nicht nur sein besonderes, individuelles Anschauen der Welt, sondern auch das der ganzen Raçe in deutlichen Zügen geoffenbart, und eben darum besitzen die Ilias und Odyssee für die ganze Raçe einen unvergänglichen Wert. Bei einem Erzeugnis der Volksliteratur wird nie nach demjenigen geforscht, welcher der erste gewesen, der dasselbe z. B. dieses oder jenes Volkslied aufgebracht. Der Sänger verschwindet als ein winziger Teil des Ganzen, dessen Gefühle er blos zum Ausdruck bringt. Und gerade deshalb, weil seine Gedanken die Gedanken aller sind, nimmt die Allgemeinheit Form und Wortlaut der Dichtung ohne weiteres in sich auf. Das gilt selbstverständlich nicht blos von einem Volksliede, sondern von jedem Erzeugnis der Volksliteratur, die sich durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Durch eine zusammenfassende Betrachtung der Volksliteraturen gewinnt man einen tieferen und klareren Einblick in die Denkart, die Bestrebungen und Zustände der ver-

schiedenartigsten, durch Zeit und Raum getrennten Völker, als irgend ein Literarhistoriker durch die sorgfältigste Haarspalterei aller höheren Literatur, als irgend ein Geschichtsschreiber, mag er sein ganzes Leben zwischen vergilbten Aufzeichnungen in staubgeschwängerten Archiven verkümmert haben, je zu gewinnen in der Lage sind. Was Letztere erlangen, ist ein schwankendes Bild von Ausnahmszuständen einzelner Individuen oder Fürstenhöfe. Die Kunstdichtung — wir gebrauchen den Ausdruck in Ermanglung eines richtigeren als Gattungsbezeichnung für Schöngeisterei — steht außerhalb des Volkes, oft im Dienste eines begelderten Aushalters, gewöhnlich aber im Dienste ihrer eigensten Interessen. Die Volksdichtung ist um ihrer selbst wegen da. Bei entwickelteren Völkern scheidet schon rein äußerlich die Sprache den Kunstdichter vom Volke. Wo aber die Recken der Weltliteratur wirklich Recken sind, danken sie ihre ganze Kraft nur der Anschließung an das Volkstümliche, und geben sich immer Blößen, wo sie aus sich allein schöpfen. Man lernt aus den Werken des Kunstdichters nur den Kunstdichter selbst, nicht das Volk kennen, etwa so, wie man auf einem Stadtballe an den modischen Toiletten der Damen die Geschmacksauswüchse unterschiedlicher „Kunst"-schneider studiren kann. Die Werke des Kunstdichters unterliegen ebenso, wie die des Modeschneiders — der Mode. Viele Werke jetzt hochgefeierter Kunstdichter wird man in zwanzig Jahren als wohl- oder übelgemeinte Fieberphantasien nicht mehr lesen. Reifere Köpfe ersparen sich schon jetzt die Mühe.

Nicht um ein Härchen besser steht es mit der archivalischen Geschichte, die nur wenig anderes bieten kann als die Familiengeschichte einzelner Fürstenhäuser oder

Nachrichten, wie verſchiedene Völker bemeiſtert und zur Schlachtbank geführt worden. Was wir aber ſuchen und verlangen iſt Völkerentwickelungsgeſchichte; wir wollen erfahren, was beſtimmte Völker zu beſtimmten Zeiten gewünſcht und gewollt, wie ſie gelebt und gewebt, wie ſie ſich von ihren Neigungen und Lehren haben führen laſſen.

Eine Literatur, die aus der Fremde eingeſchwärzt oder aufgedrungen wird, die ſich nicht aus dem Volke heraus entwickelt hat und mit dem Volke in inniger Fühlung ſich nicht zu erhalten weiß, iſt unfruchtbar und ſtirbt früher oder ſpäter wie ein Baum ab, den man vereinſamt in eine öde, waſſerloſe Sandebene verpflanzt. Bildung artet leicht in Überbildung aus. Die Überbildung des Höflings, ſowie des ſchriftſtellernden Schöngeiſtes unterſcheidet ſich ſchon auf den erſten Blick von der Wiſſensüberſättigung des ſtubenluftſchluckeriſchen Gelehrten; alle drei aber verbindet das gemeinſame Band, daß ſie das Volk und das Volk ſie nicht begreift. Dieſe gebildeten Kreiſe leben in ihrer eigenartigen Gedankenwelt; ſie haben ihre eigenen Gefühle, ſo wie ſie ihre eigene Sprache haben. Da ſie das Volk nicht verſtehen, ſo ſind ſie bald geneigt, daſſelbe für geiſtig beſchränkt und ungebildet zu halten. Und das Volk lohnt ihnen mit gleicher Münze, indem es ſie voll Mißtrauen betrachtet und ihnen keinen Einblick in ſein innerſtes Leben geſtattet. Es hält gar nicht ſo ſchwer gelehrt, groß und vornehm zu erſcheinen, wenn man ſich vom Volke zurückzieht, ſich einen beſonderen Palaſt des Wiſſens und Denkens auferbaut, wie eine Burg auf himmelan ragender Bergesſpitze, wo kein Adler mehr horſtet, fern von den Talbewohnern. Mancher hat ſich ſchon in ſolche

Höhen verstiegen, daß er nimmer den Rückweg gefunden, bis er sich selbst und die Menschen ihn verloren. Steigt man aber herab zu den Leuten in die Niederungen, lebt man mit ihnen und für sie, da erfährt man oft, wie man bisweilen die einfachsten Dinge nicht weiß, die besten Gedanken nicht ahnt. Man bewundert die homerischen Dichtungen, man vergleicht sie mit den Epen eines Dante, Milton, mit dem Nibelungenliede ... nur nicht mit unserer eigensten Volkspoesie, die doch allein, unter scharfer Auseinanderhaltung von Ort, Zeit, Zweck und Mitteln, zum Vergleich herangezogen werden kann.

Bei den Germanen ist das Heldenlied im Volksmunde abgestorben, ebenso bei den übrigen Völkern bis auf die Südslaven, wo es sich noch in seiner ursprünglichen Art rein erhalten hat. Sowie die Slaven im Allgemeinen nnd die Südslaven insbesondere, besitzen die deutschen Stämme noch das lyrische Volkslied in schönster Fassung, besitzen einen kostbaren Schatz von Volkssprichwörtern, Sagen und Märchen. In dieser Volksliteratur liegen viel wichtigere Denkmäler für uns vor, als in der gesammten höfischen Kunstliteratur des griechischen und römischen Altertums. Es enthält ja ein kleines Bändchen Volkssprichwörter zehnmal mehr kerniger Lebensweisheit als die Schriften der Nachtreter Platons und Aristoteles, wie ich denn vom ethnologischen Standpunkte aus, ein einziges hübsches Volkslied höher veranschlage als die Oden des Horatius, und ein Volksmärchen mir mehr gilt als Ciceros sämmtliche philosophische Erwägungen.

Durch diese wenigen Bemerkungen haben wir schon zum Teil das Ziel angedeutet, das wir uns gesteckt. Wir wollen hier einen Bruchteil des geistigen Schatzes eines hochbegabten Volkes heben, in dem wir den Stoff in

möglichſt reiner und urſprünglicher Geſtalt, ſowohl für die Altertumswiſſenſchaft und hierin namentlich für die Mythologie, als auch für die Culturgeſchichte nutzbar machen. Wir wollen verzichten auf bloße Theorieen, Abſtractionen, Philoſopheme und ähnliches Geſalbader, wollen rein geſchäftsmäßig vorgehen und die Ergebniſſe unſerer Forſchung unmittelbar dem Volksleben entnehmen. Wir werden daher in den Kreis unſerer Betrachtungen nicht blos die Sagen und Märchen der Südſlaven, ſondern auch ihre Sitten, Gebräuche, Volkslieder, Zauberſprüche, Rätſel und nicht minder den ganzen aus der Sprache ſich ergebenden Culturzuſtand mit einbeziehen müſſen. So befänden wir uns in derſelben Lage, wie ein Archaeologe, der auf dem Trümmerfelde einer alten, längſt zerſtörten Königsſtadt Forſchungen anſtellt. Überall liegen Schäfte, Kapitäle, Mauerwerke herum, hier die Spuren einer Waſſerleitung, dort das halbverſchüttete Becken eines Springbrunnens, und zudem iſt Alles durch ſchattige, hundertjährige Bäume verdeckt und durch üppiges Rankengewächs überwuchert. Um ſich ein Geſammtbild der alten Stadt zu entwerfen, wird er zuerſt die Einrichtung ihrer Tempel, Paläſte und gewöhnlichen Wohnhäuſer ergründen müſſen, und zu dem Behufe den Schutt wegräumen laſſen, wird jeden Stein ſorgfältig betrachten, bis er den Grundriß der einzelnen Gebäude erkannt; dann erſt wird er über die Baukunſt und die ſonſtigen Verhältniſſe der ehemaligen Bewohner, der nun in Trümmer liegenden Stadt, ein annähernd richtiges Urteil fällen können.

Die älteſte Literaturerſcheinung eines Volkes ſind ſeine Sagen, deren weſentlicher Inhalt als die letzten Erinnerungen an alte religiöſe Anſchauungen, Gebräuche

oder geschichtliche Vorgänge, die mehr oder weniger ins Volksbewußtsein eingriffen, in den unteren Schichten des Volkes so feste Wurzeln geschlagen, daß sie sogar der Völker Trennung überdauern und sich bis auf uns vererben konnten. Dem ursprünglichsten Volksgeiste entsprungen und dessen ureigenste Gebilde sind sie uns eine reiche Quelle für die Kenntnis uralter Einrichtungen, und enthalten die mannigfachsten Bestandtheile und Reize zur Unterhaltung und Belehrung. Für die vergleichende Sagen- und Märchenkunde gelten durchaus dieselben Gesichtspunkte, die bei der vergleichenden Sprachforschung in Anwendung kommen. Sowie der Glottiker den Sprachschatz eines Volkes allseitig kennen muß, will er ursprüngliches Eigentum von entlehntem trennen, so muß auch der Sagenforscher seinen Stoff beherrschen, und vor allem die Individualität des betreffenden Volkes in deutlicher Ausprägung vorführen, um entscheiden zu können, zwischen welchen Völkern ein größerer oder geringerer Austausch von Überlieferungen stattgefunden, welches Volk einen größeren oder geringeren Teil der gemeinschaftlichen Überlieferungen der ganzen Raçe bewahrt oder vergessen, und wie sich namentlich das Volk, dem er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, dem ererbten Schatze gegenüber umdeutend oder umbildend verhalten.

Damit wäre indessen nur ein Teil der Arbeit bewältigt. Unsere Aufgabe wird am Ende darin gipfeln, die ursprünglichste Gestalt und, wo möglich, Bedeutung einzelner Sagen ausfindig zu machen. Unstreitig ist dies der heikelste Punkt unserer Wissenschaft, weil wir uns hier auf ziemlich schwankem Boden befinden, der für Meinungen den weitesten Spielraum offen läßt. Geistreich sein hilft nichts unter gewissen Umständen, wo uns

Tatsachen im Stiche lassen. Man kann sich über gewisse Schwierigkeiten hinwegtäuschen, doch damit sind diese noch immer nicht behoben. Es gibt Leute, die in Anbetracht dessen selbst die Berechtigung zu allgemeinen Untersuchungen der Art läugnen, so lange nicht durch zahlreiche Einzeluntersuchungen eine feste Grundlage, wie sie meinen, geschaffen worden. Ich gehe von der entgegengesetzten Ansicht aus und bestreite die Richtigkeit dieser Behauptung. Die Aufgabe der Einzeluntersuchungen kann nur darin bestehen, das aufgeführte Gebäude zu befestigen und allseitig zu vollenden. Spätere Arbeiten werden so Manches zu berichtigen und zu ergänzen haben, das Ganze wird aber nicht erschüttert werden können. Ich verhehle mirs keineswegs, daß mir so mancher Irrtum, so mancher Fehler unterlaufen wird, ich will indessen mein Bestes tun, sollte es auch nicht immer das Beste sein, was ich tu.

Meine Sammlung südslavischer Sagen und Märchen beläuft sich auf mehr als tausend Stücke (darunter zweihundert Tiersagen). Es ist dies zwar nur ein Bruchteil des südslavischen Sagen- und Märchenschatzes, den das Volk bewahrt, er reicht aber hin, um die obigen Fragen im Wesentlichen befriedigend zu lösen. Nur auf Grund des mir vorliegenden Stoffes werde ich bestrebt sein, einfach und klar, Rückschlüsse auf die Vergangenheit zu ziehen, mit Hintansetzung aller älteren Aufzeichnungen über die Slaven, sofern die Nachrichten nicht in den Volksüberlieferungen eine Bekräftigung erfahren. Die alten Chroniſten, mögen sie in griechischer, lateinischer oder slavischer Sprache über die Culturzustände der Slaven berichten, besitzen für uns überhaupt einen ganz untergeordneten Wert. Den alten Berichterstattern fehlte die Hauptsache, ein gesunder Beobachtungsgeist, der sie ein Volk richtig hätte erfassen und beurteilen lassen.

Was sie uns bieten sind zumeist kahle — zur Abwechslung erdichtete — Namen und ihre eigensten Hirngespinnste. Diese alten Herren kamen mit dem Volke eigentlich in gar keine Berührung, sondern nur mit den Fürstenhöfen, an denen eine ganz andere Bildung als im Volke bestand. Was wir suchen finden wir in Folge dessen Alles besser in unseren unmittelbaren Quellen. Wie selbst in einer hoch vorgeschrittenen Sprache einzelne Bildungen und Wendungen als stereotype Gestalten aus uralter Zeit unverändert beibehalten werden, so begegnen wir noch in größerem Maße in Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuchen eines Volkes ursprünglichen Anschauungen. Die Ursache liegt auf der Hand; denn religiöse und ihnen verwandte Vorstellungen wurzeln tiefer und fester im Volksgemüte als die Sprache. Ja, letztere wird viel leichter aufgegeben als die ersteren. Was die Südslaven besonders anziehend macht, ist der Umstand, daß sie in ihrer Abgeschlossenheit unberührt von den Culturströmungen des Westens und bei der Zähigkeit, mit der sie an Althergebrachtem festhalten, viel mehr als irgend ein slavisches Volk — um von den verwandten Deutschen nicht zu reden — in ihren Überlieferungen äußerst wertvolle Behelfe für die vergleichende Sagenkunde und Culturgeschichte bieten.

Um dem Werke in weiten Kreisen Zutritt zu verschaffen, entschloß ich mich, von Anfang an dasselbe volkstümlich zu gestalten, soweit dessen Wissenschaftlichkeit dadurch kein Abbruch geschehen sollte. Anstatt nun die betreffenden Sagen und Märchen unmittelbar in die Auseinandersetzungen hineinzuverflechten, schicke ich sie in ihrer treuen und unverfälschten Gestalt voraus, ohne sie irgendwie zu „verschönern“. So etwas möchte ich mir um so weniger er-

lauben, als ich die Überlieferungen wie Urkunden hochhalte und demgemäß jede Änderung als Urkundenfälschung betrachten müßte. Ist ja doch durch die Sagen- und Märchenkunde die ganze Vergangenheit in den Kreis streng urkundlicher Forschung gerückt worden! Aus dem unbeugsamen Festhalten an der Form der Überlieferung erklärt sich auch die Aufnahme von Bruchstücken, oder Stücken, die aus mehreren Bruchstücken zusammengewürfelt sind. Es wäre mir ein leichtes gewesen die zahlreichen Widersprüche, die in den Märchen vorkommen, zu beseitigen. Widersprüche sind es eigentlich nur für uns, die wir mehr oder weniger auf ein ursachliches Denken eingeschult sind. Das Volk, d. h. weder der Erzähler noch der Zuhörer eines Märchens, fühlen den Widerspruch, ebensowenig als ein Parse in den Büchern Zarathustras oder ein altgläubiger Jude in der Bibel einen Widerspruch entdecken mag. Auch bezüglich der Schnurren und Schnacken, die in dieses Werk aufgenommen worden, bedarf es kaum einer Rechtfertigung. Für die Altertumskunde ist die Kenntnis dieser Art Volksliteratur gewiß belanglos, um so wichtiger aber für die Beurteilung des Volksgeistes, dem man nur dann allseitig gerecht wird, wenn man ihn in jeder Erscheinung berücksichtigt. Während Märchen mythischen Inhalts nur langsam von einem Volke zum andern wandern, und auch nur unter der Voraussetzung, daß sie an Bekanntes anknüpfen, Anklang und Weiterverbreitung finden, verbreitet sich ein guter Witz, ein geistreich zugespitzter Gedanke, wie ein Lauffeuer von Fels zum Meer; da würde es sich gewiß lohnen, eine Untersuchung über Volkswitz bei verschiedenen Völkern anzustellen. Für unsere Zwecke genügen selbstverständlich einige Proben. — Vielleicht macht einer die Bemerkung, daß

hier keine Ortsſagen mitgeteilt werden und ſchließt daraus, daß es ihrer bei den Südſlaven gar keine gebe. Nun, das wäre ein übereilter Schluß, da ja ſchon die einfache Tatſache, daß ein jedes Volk, und wie erſt ein ſo phantaſievolles, wie die Südſlaven, fortwährend auffälligere Begebenheiten des Alltagslebens und bedeutendere Perſönlichkeiten durch Sagen ausſchmückt, eine ſolche Annahme widerlegen muß. An jede Stadt, an jedes Dorf, faſt an jeden Hügel im ſlaviſchen Süden knüpfen ſich zahlreiche Sagen, die aber erklärlicherweiſe unſere Aufmerkſamkeit nur inſoweit auf ſich lenken, als wir einerſeits aus ihrer Betrachtung zuweilen entnehmen mögen, wie Sagen entſtehen, und das iſt doch gewiß wichtig, als ja jede Sage urſprünglich nur eine Ortsſage geweſen, andererſeits wieder Ortsſagen an alte Cultusſtätten gebunden erſcheinen.

Urſprünglich beabſichtigte ich die Sagen und Märchen nach einem beſtimmten Geſichtspunkte zu ordnen, indem ich die ſtofflich zuſammengehörigen nebeneinander ſtellte. Abgeſehen davon, daß man durch eine ſolche Zuſammenſtellung ohne Erläuterungen blutwenig erreicht, trat mir das Bedenkliche des Vorhabens ſchon bei den Elfenmärchen entgegen, deren meine Sammlung mehr als hundert zählt, in denen durchweg ein breites Leitmotiv vorherrſcht. Nun läßt ſich auf der Welt Alles viel leichter ertragen, als eine Reihe von hundert ähnlichen Sagen! — Anders verhält ſich die Sache bei den Sagen von den Schickſalsgöttern, deren meine Sammlung fünfunddreißig enthält, die ſo mannigfaltige Abwechslung bieten, daß man wohl, wenn auch nicht alle, ſo doch zwanzig nacheinander mit Vergnügen leſen mag. Daſſelbe gilt von den Hexen- und Vampyrenſagen, die in einem der

ſpäteren Bände folgen werden. Es ſchien mir nun rätlicher, um den buchhändleriſchen Erfolg des Werkes nicht zweifelhaft zu machen, in jedem Bande eine reiche Fülle verſchiedenartigſter Stücke vorzuführen. Zu ihrem Lobe viele Worte zu verſchwenden iſt überflüſſig. Dieſe duftigen, blütenprächtigen Blumen werden auf deutſchem Boden gewiß Wurzel faſſen, gedeihen und Jung und Alt noch in ſpäten Geſchlechtern mit Entzücken erfüllen.

Von beſonderer Wichtigkeit bei unſeren Unterſuchungen iſt die Beantwortung der Frage, wo, wann und von wem die Sagen und Märchen aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden. Ganz abgeſehen davon, daß meine Quellen ſo zuverläſſiger Art ſind, daß man ihnen unbedingtes Vertrauen entgegen bringen muß, iſt mir dadurch, daß ich ſelbſt aus dem Volksmunde eine Unzahl Sagen und Märchen gehört, und das Volk, in deſſen Mitte ich aufgewachſen, gründlich kenne, ein ſicheres Mittel an die Hand gegeben, die mir von Anderen zufließenden Beiträge ihrer Echtheit nach gehörig zu würdigen. Als oberſter Grundſatz — von dem ich nur zweimal abſichtlich Umgang genommen, worüber ich gleich ſprechen will — galt mir ohne weitere Rückſicht auf den Wert der einen Quelle, daß das Stück, das aufgenommen werden ſollte, wenigſtens noch durch eine zweite Quelle als Eigentum des Volkes anerkannt ſei. Für manches Stück habe ich auch mehr als zwei Belege für ſeine Echtheit, ſo z. B. für St. 3 und 5 ihrer ſieben, für St. 26 vier, für St. 53 acht u. ſ. w. -- Ich ſchöpfe ſowohl aus gedruckten als auch aus ungedruckten Quellen und will im Folgenden kurz über ſie Rechenſchaft ablegen, doch nur inſoweit ſie für dieſen Band in Betrachtung kommen. Eine eingehendere Be-

sprechung ist hier nicht notwendig, wenn sie aber geschrieben würde, so gäbe sie ein gar ergetzliches Capitel südslavischer Literaturgeschichte, wie noch keines geschrieben steht. Wir heben uns das für ein andermal auf.

Derselbe Mann, welcher die Grundlage zu unserer Wissenschaft gelegt hat, Jakob Grimm, war es, auf dessen Anregung Vuk Stefanović Karadžić, damals noch ein junger Mann, sich bewogen fühlte, Sagen und Märchen der „Serben" zu sammeln. Über den Urheber der neueren serbischen Literaturströmung ist schon soviel Gutes und von minderer Art, von Berufenen und Unberufenen, geschrieben und abgeschrieben worden, daß ich hoffen darf, man werde mirs als Verdienst anrechnen, wenn ich die günstige Gelegenheit, einige Seiten ungestraft beschreiben zu dürfen, ungenützt lasse. K. war eine durchaus biedere Erscheinung, der nicht der leiseste Schatten einer absichtlichen Irreführung zugemutet werden darf. Übrigens vermag ich ihn Schritt für Schritt, auf Grund meiner Vorräte zu begleiten. So erweist sich St. 35, aufgezeichnet im J. 1835 in Risano, als unmittelbar aus dem Griechischen entlehnt. Ähnlich, getreu aus dem Pančatantra (bei Benfey 2. Teil, S. 262—266, Leipz. 1859) entnommen erscheint St. 36. In beiden Fällen dürften die Erzähler von einem Anderen getäuscht worden sein, und sie mochten um so eher die Märchen als volkstümlich ansehen, da die Erzählungen an durchaus bekannte Züge anknüpfen. Im St. 35 ists der einäugige, in einer Höhle einsam hausende Hüne, der jedem Wanderer gefährlich wird, im St. 36 die Verwandlung in eine Maus, wenn auch die s. g. Verwandlungsmärchen beiden Südslaven gleichfalls nur eingeführte Waare sind. Wir werden noch Gelegenheit finden, beide Märchen eingehender zu betrachten.

Hier sollte nur im Vorübergehen ihre Aufnahme kurz gerechtfertigt werden.

Im J. 1852 erschien die erste Ausgabe „serbischer" Märchen von K. Im Ganzen waren es 50 St., die zwei Jahre darauf in einer ziemlich unbeholfenen Verdeutschung in Leipzig gedruckt wurden. Schon damals äußerte sich K., er habe noch einmal soviel Märchen in Bereitschaft, nur wolle er mit ihrer Veröffentlichung warten, bis ihm weiteres Material zuflöße. Die zweite Ausgabe mit den versprochenen Nachträgen besorgte 1870 K.'s Tochter. Es sind hier noch 61 Stück, davon mehr als die Hälfte Schnurren hinzugekommen. Wir entlehnten aus dieser Ausgabe

St. 5, 15, 21, 34 (letzteres der Sprache nach zu urteilen aus Bosnien), 73, 85; die Gegend, aus der sie stammen, wird nicht angegeben. — St. 8 aus Ljubina in Kroatien. — St. 81 und 97 aus St. Thomas in Ungarn, aufg. im J. 1839. — St. 87. Vom Fürsten Michael Obrenović, der es als Kind von seiner Amme gehört, im J. 1844 in Berlin niedergeschrieben. — St. 100 aus Semlin. — St. 99, 101, 102, 103, 104 stammen von Vuk Vrčević aus Risano, der im August des Vorjahres in seiner Heimat, als hochbetagter Greis, von Allen geehrt und geliebt, das Zeitliche gesegnet. Er hat sich ausgezeichnete Verdienste um die vaterländische Volksliteratur erworben. Ein großer Teil seiner Sammlung erschien in den verschiedenen Jahrgängen der Ragusaer Familien-Zeitschrift „Slovinac". Aus dem Jahrgange 1878 sind entnommen St. 107 und 108. — Herr V. Pretner, der Leiter dieser Zeitschrift, in der wie in keinem zweiten südsl. Blatte die Volksliteratur einer sorgfältigen Pflege sich erfreut, bewies, daß er ein richtiges Verständnis für meine Bestrebungen

besitze, indem er mir die fünf älteren Jahrgänge aus freiem Antrieb zum Geschenk machte, wofür ich ihm hiemit meinen herzlichsten Dank ausspreche.

St. 105 und 106 sind gleichfalls aus der Bocca. Sie erschienen im J. 1863 in Sundečić's „Zviezda" (wohl mit „Komet" zu übersetzen, denn die Zeitschrift erschien blos kurze Zeit) von dem Priester Peko Kadžić, zu dem alleinigen Zwecke mitgeteilt, um daran eine höchst erbauliche Moral zu knüpfen, die mit Nutzen nachgelesen werden kann.

St. 24 und 25 sind aus Bosnien. Die Aufzeichner waren Schüler der Djakovaer geistlichen Schule. Im J. 1872 veröffentlichten sie ein Heft bosnischer Märchen mit dem Versprechen, sobald dieses wenigstens die Druckkosten eingebracht haben würde, ein zweites folgen zu lassen. Leider ist nichts daraus geworden, und leider, leider sind meine Bemühungen, der Handschrift habhaft zu werden, bisher noch immer vergeblich geblieben. Die Erzählungen sind besonders deshalb wichtig, weil sie uns über den Einfluß des Islam auf südslavische Anschauungen zahlreiche Fingerzeige geben. Die Darstellung ist mitunter etwas verworren und verballhornt, letzteres nur in zwei Fällen.

Eine Hauptquelle für dieses Buch bildete die gedruckte und noch ungedruckte Sammlung Herrn Prof. Matija Kračmanov Valjavec. V. ist ein Mann von eigener, persönlicher und wissenschaftlicher Überzeugung, der aus sich und durch sich Alles geworden. Sein Geburtsort ist das Dörfchen Bela in Oberkrain, wo seine Eltern arme Bauersleute waren, die eine kleine Bachmühle bewirthschafteten. Die Elementarschulen besuchte er in Krainburg, das Gymnasium in Laibach und

in den J. 1852—1854 die Universität Wien. 1854 kam er als Ersatzlehrer ans Varazdiner Gymnasium, wo er bis vor sechs Jahren tätig war und seine Muße vorzugsweise der Aufzeichnung der Volksliteratur und grammatisch-lexikalischen Forschungen widmete. In Anerkennung seiner gediegenen Leistungen zeichnete ihn die südslavische Akademie in Agram durch Ernennung zu ihrem Mitgliede aus. Von seinen zahlreichen Arbeiten kommen für uns vor der Hand folgende in Betracht.

Narodne pripovjedke skupio u i oko Varaždina M. K. V. (Volkserzählungen, in und um V. gesammelt.) 1858. Am Schlusse zwei Druckbogen lyrischer Volkslieder. Das Material trugen ihm seine Schüler zusammen, zum Teil ließ er sich von deren Eltern die Märchen erzählen. Aus dieser wahrhaft klassischen Sammlung entnehmen wir: St. 1, 2, 3, 4, 7, 8, 11, 14, 79, 80, 82, 83, 84, 88, 89, 90, 91, 95. — St. 36 von demselben in den Novice 1860, S. 221, a und b.

Im J. 1875 veröffentlichte Prof. V. im Varazdiner Gymn. Prog. 21 Märchen, die ihm einige seiner Schüler aus Steiermark in der Mundart ihrer Gegend in den Jahren 1859—1864 niederschrieben. Aus diesem Progr. stammen in diesem Bande St. 44 aus Libanja, 44 aus Stara cesta, 68 aus Ormuž.

Im Frühling des Vorjahres ersuchte ich Herrn Prof. V., mir seine handschriftliche Sammlung zu überlassen. Er willfahrte mit Bereitwilligkeit meinem Ansuchen in Anbetracht der Wichtigkeit unserer Untersuchungen und verpflichtete mich dadurch zum innigsten Danke. Ich entlehnte seiner Sammlung mehrere Stücke, die nur Varianten schon anderswo gedruckter sind, doch nur solche, die als Varianten für unsere Zwecke einen besonderen

Wert beſitzen. Aus dieſer Handſchrift nahmen wir herüber: St. 6, 10, 18, 19, 20, 23, 37, 38, 41, 42, 43, 48, 49, 52, 53, 55, 56, 57, 58, 65, 66, 67, 74, 75, 78, 86, 92, 94 aus Varadzin. — St. 109 mit Anlehnung an eine Mitteilung in einem Varazdiner Poſtbüchel von Plohl). St. 12 aus Židovinjak; St. 22 aus Ludbreg; St. 28, 29, 30, 31, 33, 64, 71 aus Zamladinec; St. 39 aus Budinščina; St. 40 aus Stara cesta; St. 45, 46, 93 aus Petrijanci; St. 47 aus Biſtrice (Slov. Feiſtritz); St. 48, 50, 60, 61 aus Krapina (Toplice); St. 81 aus Zlatar; St. 69 aus Podgajec (In der Eſſeker Geſpannſchaft bei Micholjac); St. 70 aus Imbriovec; St. 72 am Fuße des Kalnik; St. 76 und 77 aus Vidovec; St. 96 aus Prelok im Murlande; St. 16 aus Bulgarien. Der Erzähler, ein Bürſchlein, das in Agram das Gymnaſium beſucht, ſtammt aus dem Städtchen Lovon(?) im Tyrnauer Gouvernement in B.

Ein nicht geringes Verdienſt um unſere Wiſſenſchaft erwarb ſich einer der begabteſten Schüler des Prof. Valjavec, ein Schüler, der ganz im Sinne ſeines Lehrers weiter arbeitet. Ich meine Herrn Rikardo Ferdinand Plohl-Herdvigov, Notar in Varazdin. Wie ſein Lehrer, durchaus ein Mann eigener Kraft, bewies er, wie viel ein ſtarker Wille vermag. Geboren 1846 im Dörfchen Pavlovci im Ormužer Kreiſe in Unterſteiermark, hatte er nie das Glück einen Vater zu kennen. Im J. 1861 mußte er die Schule verlaſſen und hauſirte mit ſeiner kranken Mutter und Schweſter im Murlande von Dorf zu Dorf herum. Von 1862—1865 beſuchte er das Varazdiner Gymn. (III.—VI. Claſſe) und da in letzter Zeit ſeine Mutter in ſchwere Krankheit verfiel, blieb ihm, um nicht verhungern zu müſſen, nichts anderes übrig als

die Kutte anzulegen. Doch schon im J. 1867 sprang er aus der Kutte und folgte einer Einladung seines Freundes Šestak, Schulmeisters zu Verbovec, ihn zu besuchen, und verblieb daselbst bis Ende Februar 1868. Hier sammelte er Volkslieder und Volksmärchen, die er noch im selben Jahre veröffentlichte. 1869 und 1876 folgten zwei weitere Bändchen Volkslieder und Sprichwörter mit Erläuterungen. Leider wurde seiner so nützlichen Tätigkeit auf diesem Gebiete plötzlich auf lange hinaus ein Riegel vorgeschoben, als man ihm im J. 1877 angeblich wegen politischer Umtriebe seines Dienstes als Lehrer am Varazdiner Gymn. enthob. — Erst vor Kurzem übersandte er mir 124 kürzere und längere Notizen über Sitten, Gebräuche und Volksglauben und 40 Rätsel. — Seine Sammlung, aus der wir St. 13 und 27 borgten, ist die denkbar originellste, und wenn auch ganz klein, in einer Hinsicht von einem außerordentlichen Interesse. Herr P. schrieb die Märchen Wort für Wort nach, wie sie ihm die Bauern, halb unwillig über seine Zumutung, „zwischen Lipp' und Kelchesrand" erzählten. Kurz und einfach sind die Stücke. Von einer Stilistik, von einem Periodenbau ist hier gar keine Rede. Diese Darstellung in lose auseinander gehaltenen Sätzen mit den merkwürdigen Gedankensprüngen streift an die kindlichste Kindheit und zeigt hierin die wunderbarste Übereinstimmung mit der Darstellung in den altpersischen Keilinschriften. So eine Prosa ist ganz unbewußt ihrem Wesen nach die ursprünglichste Poesie. Und gerade an unseren Beispielen bei Plohl erweist sichs deutlich, daß unsere moderne Prosa nur den alten Griechen abgeguckt ist. Darüber will ich ein andermal ausführlicher sprechen.

St. 98 rührt von meinem Freunde, dem Juristen

Philipp Löw, Sohn des Kreutzer Oberrabbiners, her. L. ist ein gründlicher Kenner der südsl. Literatur. Er lieferte der erste Übertragungen aus dem Talmud ins Kroatische, übersetzte aus dem Kleinrussischen, schrieb ein fünfaktiges Lustspiel, das nur durch einen Zufall nicht aufgeführt worden, und schrieb eine dankenswerte Studie über Hieronymus Vitus (15 . . ?) dem Vorbilde Klopstocks und Palmotićs in ihren Messiaden. — Zufolge eines Übereinkommens mit mir verließ er im vorigen Sommer Wien und bereiste einen guten Teil von Kroatien und Bosnien, um Sagen und Märchen zu sammeln. Was er mir eingeschickt, gehört mit zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden. Seine Aufzeichnungen gleichen Phonogrammen, was Treue und Verläßlichkeit anbetrifft. Jetzt müht er sich an einer kritischen Studie über südsl. Volkslieder ab, von der wir im vorhinein überzeugt sind, daß sie Treffliches bieten wird.

St. 32 aus Šamac in Slavonien, aufgez. 1834, stammt aus M. Stojanovićs Pučke pripoviedke i pjesme, 1867. St. († 1878) war Volksschullehrer, ein vorzüglicher Kenner des slav. Volkes und als Schriftsteller Selbstmann. Seine Erzählungen, die in der Mundart meiner engeren Heimat geschrieben sind, erschienen mir seit jeher als die lieblichste Prosa der Welt. Lese ich sie, ists mir nicht anders, als hört ich mein Mütterchen plaudern.

St. 17, 26, 62 und 63 sind aus meiner Erinnerung geschöpft, und zwar ist St. 26 mit Anlehnung an eine Variante bei Valjavec und Stojanović verfaßt. Für das Alter und die Richtigkeit der eingeschalteten Verslein, deren ich mich aus meiner Kindheit wohl erinnere, habe

ich durch meinen Freund J. Knežević aus Slav. einen weiteren Beleg erhalten.

St. 63 mußte ich mir wiederholt als Kind von einem Kutscher aus Kamensko bei Pakrac in Slav. gefallen lassen. St. 17, 26 und 62 habe ich unter gar vielen anderen von meiner Mutter gehört. In so liebliche Träume, wie durch Mütterchens Märlein, bin ich nie durch die herrlichste Opernmusik eingelullt worden. Vor achtzig Jahren siedelte sich der Vater meiner Mutter im Drliš-Walde bei Gaj in Kroatien an, wo damals ein neues Kohlenbrennerdörfchen entstand. Mein Großvater hatte neun Kinder und ein krankes Weib zu ernähren. Da galt es fleißig sein. Die ganze Woche hindurch zog er als Hausirer im Lande herum, und kam er Freitag Abends nach Hause, so fand er am wenigsten Muße sich mit Kindererziehung abzugeben. Daher lernte sein Töchterlein weder lesen noch schreiben. Sich selbst überlassen, wuchs sie, wie ein Blümlein auf der Haide, unter dem einfachen Bauernvolke auf, dessen Sitten und Anschauungen sie vollinhaltlich zu den ihrigen machte. Der gebildete Pöbel meines Geburtsstädtchens nennt sie deshalb höhnisch baba vračara (die zauberkundige Alte), der ungebildete Bauer dagegen liebevoll naša baba Eva (unser Mütterchen Eva). Der Pöbel hat diesmal wirklich nicht Unrecht. Meine Mutter ist eine Zauberin; denn, wie käme es sonst, daß ich so ganz im Banne ihres Zaubers stehe? Meine besten Gedanken gehen auf meine Mutter zurück, ja, mein ganzes bischen Witz ist Mutterwitz. Und wenn ihr Sohn vor der Hand die alten Griechen und Römer brave Leute sein ließ und sich an die Ausarbeitung dieses Werkes machte, so mag sich der Leser nur bei meinem Mütterchen in dem slavonischen Dörfchen Pleternica bedanken. Bei

Gott, wenn an der Seelenwanderung ein wahres Wörtchen ist und es in unserem Belieben steht, wiederholt ins Dasein zu treten, nichts könnte mich dazu betören, keine Krone, auch nicht die der Wissenschaft, als einzig die Zusicherung vom Allvater, er werde mir wieder dasselbe Mütterlein geben, und müßte ich bettelnd mit ihr das Land durchziehen.

O du Heimatflur! O du Heimatflur!
Laß in deinen heiligen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Bei der Bearbeitung der Sagen und Märchen zog ichs in einigen Fällen vor, den Ausdruck der Vorlage unverändert in die deutsche Sprache einzuführen, als ihm durch eine schiefe Deutung eine schiefe Bedeutung zu unterlegen. Ohnehin bleiben die näheren Bestimmungen den Erläuterungen vorbehalten. Hier nur für einige, dem Deutschen ganz unverständliche Wörter, eine ganz kurze Erklärung. 1) Kamrikuša — der Vogel der Einöde. Kuš türk. — der Vogel. 2) Lastari — Bezeichnung des Siebengestirns. lasta — die Schwalbe. lastar — das Männchen einer Schwalbe. Wenn der Erzähler von dreizehn Personen spricht, so verwechselt er ganz einfach Namen, die ihm nicht mehr verständlich sind. 3) Opanak — eine bei den Südslaven gewöhnliche Art Sandalen. 4) Vila — entspricht beiläufig der deutschen Elfe. vilenik — Genosse der Vile, mitunter ganz als Waldgeist aufgefaßt. Die Grundbedeutung des Wortstammes ist noch nicht ermittelt. 5) Bendeš-Vila — Bendeš, ein persisch-türkisches Wort, bedeutet etwa: der Gefesselte, der Gebundene, altpers.: band; sanskrt.: bandh; gothisch: bindan; deutsch bind-en, band.

Die Schlußſchau, um das Buch von Druckfehlern zu ſäubern, beſorgte mit mir mein viellieber Genoſſe Sigmund Brief. Ich weiß aber wohl, daß trotz aller Sorgfalt ſo Manches ſtehen geblieben, was ganz gut hätte verbeſſert werden können; doch gebe ich der Hoffnung Raum, daß man mir

. . . maculas, quas aut incuria fudit
aut humana parum cauit natura

nicht allzu ſtark ankreiden wird. Ein Druckfehlerverzeichnis habe ich abſichtlich nicht angelegt, denn den unaufmerkſamen Leſer ſtören ja die Fehler nicht, und den aufmerkſamen ſtören ſie auch nicht, weil er ſie wohl ſelbſt zu berichtigen vermag. Übrigens wären mir diesbezügliche Vorwürfe gar leicht zu ertragen, ſollten aber meine redlichen Bemühungen von gründlichen Kritikern ungerechte Ausſetzungen erfahren, ja, das könnte mich wirklich kränken.

ἀλλ' ἤτοι μὲν ταῦτα μεταφρασόμεσθα καὶ αὖτις,
νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν εἰς ἅλα δῖαν.

Wien, am erſten Frühlingstage 1883.

Krauß.

# Inhaltsangabe.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Vorwort | | VII |
| 1. | Der Wolf als Römer | 1 |
| 2. | Der Esel als König der Tiere | 5 |
| 3. | Der Krieg zwischen Weißling, dem Hunde, und Isegrim, dem Wolfe | 9 |
| 4. | Der kranke Löwe | 13 |
| 5. | Bär, Schwein und Fuchs | 17 |
| 6. | Fuchs, Staar und Hund | 20 |
| 7. | Mensch, Hase, Fuchs und Bär | 23 |
| 8. | Reinekens Rache an Isegrim | 28 |
| 9. | Vogel, Fuchs und Hund | 34 |
| 10. | Fuchs und Taube | 37 |
| 11. | Weshalb hat der Hase einen Stummelschwanz | 39 |
| 12. | Löwe, Tiger und Mensch | 42 |
| 13. | Fuchs und Igel | 44 |
| 14. | Meister Reineke und Gockeling, der Kräher | 46 |
| 15. | Der einfältige Petz | 47 |
| 16. | Der betrogene Bär | 48 |
| 17. | Vom alten Mütterchen und Isegrim, dem Wolfe | 50 |
| 18. | Weshalb kann der Hund die Katze, und die Katze die Maus nicht leiden? | 53 |
| 19. | Der Ratsbeschluß der Mäuseversammlung | 55 |
| 20. | Graf und Bauernsohn | 56 |
| 21. | Der geschundene Bock | 61 |
| 22. | Das Kind und die Schlange | 65 |
| 23. | Des Hahnes Reisegesellschaft | 67 |
| 24. | Alatumbeg | 69 |
| 25. | Beg und Fuchs | 81 |
| 26. | Hahn und Henne | 90 |
| 27. | Hirsch und Igel | 96 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 28. | Laſtari | 98 |
| 29. | Die Erſchaffung des Schafes (des Widders) durch den Teufel | 109 |
| 30. | Das himmliſche Schaf | 111 |
| 31. | Fuhrmann Cueguts Himmelswagen | 114 |
| 32. | Das Siebengeſtirn | 120 |
| 33. | Die Glucke | 124 |
| 34. | Stahlpaſcha | 143 |
| 35. | Der Waldmenſch | 170 |
| 36. | In dem Stande. in welchem einer geboren worden, muß er auch ſterben | 174 |
| 37. | Vom Manne, der dem Teufel gedient | 178 |
| 38. | Der Bauer und die Schlange | 183 |
| 39. | Verwandlung einer Mutter und Tochter in Eſelinnen | 187 |
| 40. | Drei Brüder ziehen in die Welt, um deutſch zu lernen | 190 |
| 41. | Der Sohn der Königstochter | 195 |
| 42. | Prinz Markus | 203 |
| 43. | Prinz Igel | 205 |
| 44. | Der Räuber und ſeine drei Frauen | 209 |
| 45. | Die zwölf Raben | 215 |
| 46. | Das wunderbare Pferd | 220 |
| 47. | Der Soldat mit dem Sacktuch | 224 |
| 48. | Der Teufelkönig | 230 |
| 49. | Die Höhle unter der Eiche | 237 |
| 50. | Der Soldat und der geiſternde Barbier | 239 |
| 51. | Der Teufel dient einem Menſchen | 241 |
| 52. | Bauer und Jude | 244 |
| 53. | Die drei Brüder | 248 |
| 54. | Joſef mit dem Säbel | 254 |
| 55. | Vom Burſchen, der ſich auf Zigeunerſtreiche verſtand | 257 |
| 56. | Folglich ſind wir einander gleich | 263 |
| 57. | Vom Jungen Nimmerſatt | 265 |
| 58. | Vom Weibe, das ſich den Afterdarm mit eingeſponnen | 267 |
| 59. | Durilo und Gurilo | 270 |
| 60. | Der Jäger | 271 |
| 61. | Eine kurze Mär | 271 |
| 62. | Die merkwürdige Geſchichte | 272 |
| 63. | Die Brücke | 275 |
| 64. | Weshalb der Mond zu- und abnimmt | 277 |
| 65. | Graf und Hirt | 279 |
| 66. | Bei Tag ein Igel, bei Nacht ein Graf | 281 |
| 67. | Zigeuner und Drache | 283 |
| 68. | Lieber morgen als heute | 286 |
| 69. | Der Jäger | 289 |
| 70. | Die Spinnerin und der Tote | 293 |
| 71. | Die Schöpfung | 297 |
| 72. | Die Sonne | 299 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 73. | Die Sonnenmutter | 301 |
| 74. | Freitag und Samstag | 306 |
| 75. | Wie der Teufel muſiziren gelernt | 312 |
| 76. | Der verlorene Sohn | 315 |
| 77. | Burg Raubneſt | 321 |
| 78. | Der Ausreißer | 326 |
| 79. | Der Königsſohn und die Vila | 333 |
| 80. | Der Jüngling und das Vilapferd | 341 |
| 81. | Der goldene Apfelbaum und die neun Pfauenhennen | 352 |
| 82. | Die Vila in Mühlenburg | 367 |
| 83. | Die Vila vom Berge erzieht ſich ihren Gemahl | 374 |
| 84. | Die Vile, des Knaben Hort | 378 |
| 85. | Der Vilaberg | 385 |
| 86. | Jüngling und Vila | 389 |
| 87. | Die Warte in den Lüften und auf der Erde | 393 |
| 88. | Bendeš-Vila | 397 |
| 89. | Die Vila in der goldenen Burg | 409 |
| 90. | Die Vile, des Jünglings Schützerinnen | 412 |
| 91. | Die Vile beſchützen einen Jüngling | 415 |
| 92. | Daumerling | 420 |
| 93. | Das Liebespaar | 424 |
| 94. | Das Nashorn | 427 |
| 95. | Morgentau | 432 |
| 96. | Vom Mariechen, das den Vile gelobt war | 436 |
| 97. | Die Tierſprache | 439 |
| 98. | Der Zigeuner und die neun Franziskaner | 445 |
| 99. | Der Schatzgräber | 450 |
| 100. | Der Brüder Schwur | 452 |
| 101. | Durch ſchöne Kleider läßt ſich Manches erreichen | 458 |
| 102. | Vom Mädchen, das ſchneller als ein Pferd war | 462 |
| 103. | Die drei Aale | 465 |
| 104. | Das wunderbare Härchen | 470 |
| 105. | Der Stachelbeerſtrauch | 474 |
| 106. | Der Vogelknöterich | 475 |
| 107. | Wolf und Fuchs | 476 |
| 108. | Dachs und Fuchs | 477 |
| 109. | Wie Manche ihre Märchen beſchließen | 479 |

## 1.

# Der Wolf als Römer.

Es ſaß einmal ein Wolf im Walde und dachte ſich: „Warum ſoll ich ein Wolf ſein und die übrigen Tiere hinmorden, ich muß fort in die Welt, fort nach Rom, ich werde ein Römer.“ — Er trat wohlgemut die Reiſe an und begegnete auf dem Wege einer Sau. Die Sau erſchrack bei ſeinem Anblick, doch er rief ihr zu: „Fürchte nichts, du Grunzelinde, mit Grunzelinden werd ich mich nicht beſudeln, ich werde ein Römer ſein!“ — Nach einer Weile begegnete er einem Ziegenbock, der ſich gleichfalls bei ſeinem Anblick entſetzte, doch der Wolf rief ihm zu: „Fürchte nichts, du Stinkbart, mit Stinkbärten geb ich mich nicht ab, ich werde ein Römer.“ — Etwas ſpäter traf er mit einer alten Stute zuſammen; die Stute entſetzte ſich, doch er beruhigte ſie mit den Worten: „Fürchte nichts, du Mähre, mit Schindmähren geb ich mich nicht ab, ich werde ein Römer!“ — So wanderte der Wolf zwei Tage lang, bis ihn gewaltiger Hunger überfiel. Er trat nun den Rückweg an und traf dieſelbe Stute auf

der Weide. Wiederum erſchrack die Stute, als ſie ſeiner anſichtig wurde, und der Wolf ſprach: „Stute, ich erwürge dich.“ — „Wie?“ antwortete ſie, „du darfſt mich ja nicht erwürgen, du haſt ja geſagt, du wirſt ein Römer.“ — Gereizt erwiderte Iſegrim: „Römer hin, Römer her, ich werde dich erwürgen.“ — Hierauf verſetzte die Stute: „Nun gut, wenn du mich durchaus erwürgen willſt, ſo komm ſpäter, bis ich feiſter und dicker mich gefreſſen.“ — Der Wolf ſetzte ſeinen Weg fort und traf mit dem Ziegenbock zuſammen und ſagte zu ihm: „Hör mal, du Stinkbart, dich will ich umbringen.“ — Der Ziegenbock erwiderte: „Du darfſt mich nicht umbringen, du biſt ja kein Wolf, du biſt ein Römer!“ — Entgegnete ihm der Wolf: „Römer hin und Römer her, ich muß dich abmucken,“ und der Ziegenbock verſetzte: „Ich ergebe mich in mein Schickſal; wenn du mich durchaus abmucken willſt, ſo gedulde dich, bis ſich der Wald wieder grün belaubt.“ — Der Wolf ließ ſich ſo vertröſten, entfernte ſich, ſtieß wiederum auf die Sau und ſprach: „Horch auf, Grunzelinde, ich mache dir jetzt den Garaus.“ — Entgegnete ihm die Sau: „Du darfſt mir nicht den Garaus machen, du biſt kein Wolf mehr, du biſt jetzt ein edler Römer.“ — Der Wolf: „Römer her und Römer hin, ich muß dich umbringen,“ und die Sau erwiderte: „Wenn du gerade auf deinem Vorſatze beharrſt, ſo komm ſpäter, wann ich fetter geworden.“ — Der Wolf ließ ſich wiederum auf beſſere Zeiten vertröſten, ging fort und ſuchte jene Stute auf. „Hörſt du, Schindmähre,“ ſagte er, „ich will dich doch auf der Stelle tödten.“ — Antwortete die Stute: „Wohlan, wenn dein Ratſchluß ſo unabänderlich feſt ſteht, ſo hab ich nichts dawider; doch ſchau mir vorerſt auf den Hinterhuf, mein Herr hat mich näm-

lich vor einigen Tagen beſchlagen laſſen und der Schmied hat auf dem Hufeiſen mein Alter verzeichnet: da kannſt du leſen, wie alt ich bin und es anderen erzählen, wie alt die Stute geweſen, die du aufgefreſſen." — Der Wolf war einverſtanden und näherte ſich der Stute, die Iſegrim mit dem Hufe einen ſo wuchtigen Schlag auf den Kopf verſetzte, daß er mit einem tiefen Loch im Kopfe ſchleunigſt das Weite ſuchte. Kurz darauf trifft er die Sau und ſpricht zu ihr: „Hörſt du, Grunzelinde, ich muß dich umbringen." — „Gut", erwiderte die Sau, „wenn dem ſo iſt, daß du mich umbringen willſt, ſo faß mich beim Ohr, damit ich vorher von all meinen Sippen und Magen Abſchied nehme." — Der Wolf packte ſie beim Ohr und die Sau fing ſo jämmerlich und durchdringend an zu grunzen, daß alle Schweine eiligſt dahergerannt kamen und Vetter Iſegrim faſt in Stücke riſſen. Ganz zerſchunden und zerfetzt ſuchte er das Weite, traf den Ziegenbock und redete ihn an: „Hörſt du, Stinkbart, ich mucke dich ab." — Der Ziegenbock erwiderte: „Nun, wenn dem ſo iſt, ſo ſtell dich in die Mitte der Wieſe und heb den Schweif auf, dann werde ich von einer und mein Bruder von der anderen Seite dir in den Magen hineinſpringen und du wirſt auf lange Zeit hinaus ſatt ſein." — Dem Wolfe leuchtete das ſehr wohl ein und er ſtellte ſich mit emporgehobenem Schweife in Mitten der Wieſe auf. Da rannten ihn die Ziegenböcke von vorne und von rückwärts an, daß ihm Hören und Sehen verging und er ſich nur mit genauer Not in den nahen Wald flüchten konnte.

Dort erblickte er einen Hahn und ſprach zu ihm: „Na wart, du ſollſt mich nicht hinters Licht führen!" — Und der Hahn verſetzte: „Schau mal her, wie mager ich bin, meine Federn ſind auch groß, was ſollſt du dich ſo mit

mir abplagen, am besten ists, ich steige auf den Baum und springe dir dann in den aufgesperrten Rachen hinein.“ — Isegrim fand den Vorschlag sehr verständig und ließ Henning auf den Baum steigen. Der Hahn sprang von Ast zu Ast, bis er in voller Sicherheit war und krähte froh und freudig, daß er der Gefahr entronnen. Da versank der Wolf in tiefes Nachsinnen und sprach mit sich selbst: „Mein Vater hat gut gelebt und war nie ein Römer, ich muß es auch nicht sein, mir ist recht geschehen; Mein Vater war kein Advokat, der Stuten ihre Pässe prüfte, und lebte doch in Glück und Frieden, ich muß es auch nicht sein, mir ist recht geschehen; Mein Vater war nie ein Schweinemusikant, und hat dabei dennoch gut gelebt, ich brauch es auch nicht zu sein, mir ist recht geschehen; Mein Vater hat nie mit Ziegenböcken Wiesen gemessen, und ist dabei doch in Ehren ergraut; — nur eines wurmt mich, daß mich dieser Hundsvott oben auf dem Baume so d'ran gekriegt. Ich bin wohl nichts anderes wert, als daß jemand plötzlich hinter dem Baume hervorspränge und mir den Kopf spaltete.“ — Zufälliger Weise stand ein Bauer mit einer Axt hinter dem Baume und versetzte dem Wolfe einen Schlag auf die Stirne. Da rief der Wolf aus: „Nun, bei Gott, heutzutage darf einer nicht einmal ein Selbstgespräch ungestraft führen!“ —

## 2.

## Der Esel als König der Tiere.

Es war einmal ein Esel, der es endlich satt bekam, sich von seinem Herrn Jahr aus Jahr ein bitter quälen und schinden zu lassen, und deshalb ließ er seinen Herrn im Stich, flüchtete in den Wald und nährte sich dort auf üppiger Weide. Als er einmal weidete, erblickte er in der Ferne einen Löwen, der schnurstracks auf ihn losging. Unserem Grauchen verging bei diesem Anblick Hören und Sehen, doch schnell ermannte er sich und sann nach, wie er wohl den nahenden Feind ins Bockshorn jagen könnte. Er streckte sich nun gemächlich auf seiner Streu aus und wartete mit Ruhe ab, bis der Löwe an ihn herankomme. Bald war der Löwe zur Stelle und voll Ingrimm fuhr er Grauchen an: „Was? Du willst dich vor mir nicht verneigen? — Weißt Du denn nicht, wer ichs bin? — Ich bin dein und aller Tiere König!“ — Grauchen stellte sich verwundert: „Was sagst du, was? du wärst?“ — — — „Der König aller Tiere,“ erwiderte der Löwe, und Grauchen entgegnete ihm: „Schwatze nicht so in den Tag hinein,

mein lieber Löwe, anſonſten ich dich mir nichts dir nichts abmucke. Wer hat dich, frage ich, zum König eingeſetzt? — Seit wann biſt du König aller Tiere geworden? — Haſt dus ſchriftlich, daß du König biſt? — Weißt du denn nicht, daß ich König aller Tiere bin? — Der Löwe zog ganz traurig den Schweif ein und ſprach: „Ja, wie kommt denn das? — Ich bin bisher immer der Meinung geweſen, ich ſei der König der Tiere, alle prieſen hoch meine Kraft und Stärke und nannten mich König.“ — Hierauf hob Grauchen ſeinen Hinterfuß auf, auf dem ein Hufeiſen ſaß, und verſetzte: „Siehſt du hier meine Krönungsurkunde, ich bin der Tiere König, nicht du, du biſt ein Nichts, du biſt blos mein Diener.“ — Ganz betroffen ſtand der Löwe da und ſagte: Wohlan, laß uns ſehen, wer von uns beiden König iſt, ich oder du; wir wollen einmal verſuchen, wer von uns mehr Tiere erjagen kann, ich oder du.“ — „Gut, ganz einverſtanden,“ erklärte der Eſel. Der Löwe zog ſogleich auf die Jagd, ſtürmte durch Wald und Flur, über Berg und Tal, kein Tier, das er traf, blieb verſchont; und was tat der Eſel? er begab ſich in die nahe Lichtung, legte ſich dort nieder, ſtreckte die Füße aus, reckte die Zunge weit heraus, verdrehte die Augen, kurz tat ſo als wär er verendet. Deshalb ließen ſich mancherlei Vögel auf ihn herab, Aasgeier, Raben und Krähen, und ſo wie ſich ein Vogel auf ihn herabließ, klapps, verſetzte ihm Grauchen eins hinters Ohr und legte ihn ſchön unter ſich. Endlich kam der Löwe mit reicher Beute daher und fragte Grauchen, wo denn ſeine Beute ſei; antwortete ihm der Eſel: „O du Einfaltspinſel, ſolcher Tiere wie du da bringſt, hätte ich eine Unzahl erjagen können; doch ich geb mich mit derlei Kleinigkeiten gar nicht ab; wenn du etwas vermagſt, ſo fange ſolche Tiere, die in der Luft fliegen, ſo wie ich es getan, dann

will ich von dir etwas halten." — „Ach das kann ich nicht," ſeufzte der Löwe, „halt ja, jetzt weiß ich, daß du König aller Tiere biſt, ich bitt dich, verzeih mirs, daß ich mich voll dummer Anmaßung dir genaht, geh, erlaß mir für diesmal die Strafe, ich habe ja in meiner Unwiſſenheit gefehlt, weil ich im irrigen Glauben lebte, ich ſei König der Tiere, doch ich bins nicht, ſondern du biſt es, ich zolle dir die ſchuldige Ehrenbezeugung, ach, trage mir nichts nach!" — Hierauf entgegnete ihm der Eſel: „Merk dir das, und laß dich für ein andermal gewarnt ſein. Sei nicht mehr ſo dumm und vernagelt. Schau, ich könnte dich jetzt furchtbar züchtigen und dir das Leben nehmen, doch weil du unwiſſend gefehlt haſt, ſoll es dir für diesmal noch hingehen." — Tief betrübt ſchlich ſich der Löwe fort. Nach einer Weile begegnete er im Walde ſeinem Freunde Iſegrim, dem Wolfe. Dieſer machte eine tiefe Verbeugung vor ihm und begrüßte ihn mit den Worten: „Heil dir, o König aller Tiere!" — Unwirſch antwortete ihm der Löwe: „Ja, ich bin zum Henker ein König, du willſt aus mir nur einen Narren machen. Dort iſt der wahre König, ich bins nicht." — „„Wo iſt der andere König? Wer wagt zu behaupten, daß du nicht König biſt? — Ja, du biſt König!"" — „Ach nein," erwiderte der Löwe, „der König iſt dort, komm, ich zeig dir ihn, vielleicht iſt er noch dort." — „„Aber laß dich nicht auslachen, jemand hat dich zum beſten gehalten, niemand anderer iſt König aller Tiere als du."" — Da verſetzte der Löwe: „So komm, wir wollen uns mit den Schweifen aneinander binden und ich führe dich hin." — „Einverſtanden," erklärte Iſegrim. Sie binden alſo ihre Schweife aneinander, und der Löwe führt Iſegrim auf einen Hügel, von wo man das Grauchen ſehen konnte. Er wies dorthin und ſagte: „Siehſt du, das iſt dort der

König!“ — Isegrim dreht sich nach vorne um und ruft aus: „O mein lieber Bruder, sei doch nicht so verschlagen, das ist das Eselchen!“ — „Was?“ — ruft der Löwe entsetzt aus, „ihrer sechs sind da? Rette wer sich retten kann!“ — Der Löwe ergriff die Flucht, rannte durch Dick und Dünn, über Stock und Stein und schleifte Isegrim immer hinten nach. Endlich machte er auf einem Felsen Halt, um dort ein wenig auszurasten, und schaute sich nach Isegrim um. Isegrim war aber schon verendet; zerschleift und zerschunden lag er da und schlapp hing ihm die Zunge aus dem aufgesperrten Rachen heraus. Der Löwe blickte ihn an und sagte: „Wie? — Du lachst noch? — Ich danke Gott, daß ich mit dem nackten Leben davon gekommen; vor so vielen Königen überkommt mich kein Lachen.“ — Ich war auch bei dieser Jagd zugegen; ich hatte ein Paar schwere Stiefel angezogen und ein Paar Handschuhe angesteckt; die Hände staken in den Stiefeln, die Füße in den Handschuhen.

## 3.

# Der Krieg zwiſchen Weißling, dem Hunde, und Iſegrim, dem Wolfe.

Es war einmal ein Bauer, der hatte einen ganz weißen Hund, den er aus eben dieſem Grunde Weißling nannte. Dieſer Weißling hatte eine nähere Bekanntſchaft mit einem Wolfe angeknüpft. Eines Tages verabredeten die Zwei untereinander, daß ſie einander nicht verraten werden, wenn einer von ihnen etwas ſtehlen wollte; nach dieſer Vereinbarung ſprach Iſegrim zu Weißling: „Heute Nacht werd ich den Schweinen deines Herrn einen Beſuch abſtatten, und du mach kein Aufſehen, ſondern verhalte dich ganz ſtill; denn du weckſt mir ſonſt durch dein Gebell die Hausleute auf, und die bieten alles auf, um mich einzufangen.“ — Darauf entgegnete Weißling: „Gut, komm du nur um die Schweine, ich werde dich nicht verraten.“ — „Bruder, ein Mann ein Wort, ich komme,“ ſagte der Wolf, und damit trennten ſich die Freunde. Bei Anbruch der Nacht ſtellte ſich Iſegrim pünktlich bei Weißling ein, grüßte ihn herzlich und ſprach: „Ich habe mein Wort gegeben und wie du ſiehſt, bin ich zur Stelle.“ — Weißling erwiderte: „So geh ans Werk, du brauchſt dich nicht im Geringſten zu fürchten.“

— Voll Zuverſicht zwängt ſich Iſegrim mit Müh und Not in den Schweinſtall zu den Schweinen hinein und fängt an ſie hinzuwürgen, und die Schweine brachen in ein furchtbares Gegrunze und Gequieke aus. Kaum hörte dies Weißling, ſo fing er ſeinerſeits vor der Hausthüre, ſo ſtark er nur konnte, zu bellen und zu heulen an. Die Hausleute erwachten bei dieſer Muſik und horchten auf: „Was mag denn unſer Weißling ſo bellen? — Wir müſſen doch hinausgehen nachſchauen.“ — Alſo gehen die Leute hinaus, hören die Schweine quieken, eilen zu dem Schweinſtall, gucken hinein, erblicken den Wolf, nehmen ihn feſt und beſtreichen ihn unbarmherzig mit Stöcken und Prügeln, ſo daß er mit zerſchlagenen Gliedern das Weite ſuchte. Nachdem die Leute ſich wiederum zur Ruhe begeben, paßte Iſegrim hinter dem Zaune dem Weißling auf und packte ihn beim Kragen: „Aha, da biſt du jetzt, du haſt mir dein Wort verpfändet, nicht zu bellen und haſt mich geprellt; na, dir verzeih ich nicht; ſchau mal her, wie ich zerſchunden bin.“ — Da bat ihn inſtändigſt Weißling: „Laß mich aus, o laß mich, mein lieber, ſüßer Bruder Iſegrim, verzeih mir nur dieſes eine Mal; ich werde das nimmermehr tun, komm ein anderesmal ohne weiteres ſtehlen, vor mir ſollſt du vollkommen ſicher ſein.“ — Und der Wolf ſprach; „Wirſt mich noch einmal prellen?“ — „Nimmermehr, nimmermehr,“ beteuerte Weißling. „Nun gut,“ ſagte der Wolf, „diesmal ſolls dir noch hingehen, aber ein zweitesmal heißt es, das Maul halten.“ —

Nach einigen Tagen machte Iſegrim den Schweinen ſeinen zweiten Beſuch, kaum aber hatte er ſich in den Schweinſtall hineingezwängt, ſchlug Weißling ſo hellgellend an, daß alle Hausleute herausſtürzten, um nachzuſehen, was denn da mehr ſei. Wiederum finden ſie den Wolf,

fallen über ihn her und ſchlagen ihn halb todt. Mit großer Not und Müh rettete der Gaſt ſein nacktes Leben. Voll Zorn verbarg ſich Iſegrim hinterm Zaune und wartete, bis die Hausleute wiederum ſchlafen gegangen. Er erblickte Weißling vor der Hausthüre und rief ihm zu: „Wart nur, wart, Weißling, es hat dein letztes Stündlein geſchlagen, wenn ich dich unter meine Hände bekomme. Wärſt du nicht, wo du biſt, dort bei der Thüre in Sicherheit, ich tät dirs gleich heimzahlen; jetzt kann ich nur nicht, aber du kommſt mir ſchon.“ — Weißling verlegte ſich wiederum auf flehentliche Bitten: „Teuerſter Iſegrim, s iſt wohl wahr, ich habe dir grimmes Leid zugefügt, doch bring mich nicht um, laß noch einmal Gnade für Recht ergehen, ich tu das niemals wieder;“ — Und der Wolf entgegnete: „Nun und nimmermehr, weil du mir den Schweinebraten mißgönnt haſt. In drei Tagen mußt du dich mir in den Kampf ſtellen; ich entbiete meine Truppen und du die deinigen, wenn du überhaupt welche aufbringſt; und wenn du dich mir nicht ſtellſt, ſo werd ich ſchon wiſſen, wo du zu finden biſt. Ich ſelbſt hole dich dann ab!“ — Darauf verſetzte Weißling: „Gut, es mag kommen, wie es will, ich werde pünktlich zur Stelle ſein.“ — Iſegrim brach ſogleich auf, um ſeine Schaaren zu ſammeln, begegnete dem Wildſchweine und redete es an: „Willſt du mir Hilfe leiſten? — In drei Tagen gilt es mit Weißling einen Kampf auszukämpfen.“ — Das Wildſchwein antwortete: „O, und ob ich dir Hilfe zu leiſten bereit bin!“ — Weiterhin traf Iſegrim den Meiſter Petz, ſetzte ihm den ganzen Stand der Dinge auseinander und bat ihn um ſeine Hilfe. Petz ſicherte ſie ihm ohne Umſtände zu. Etwas ſpäter begegnete er Reineken, teilte ihm mit, um was es ſich handle, und dieſer verſicherte ihn, er könne auf ſeine Hilfe mit voller Zuverſicht rechnen. Wie

hätte er auch seinem Gevatter gegen den gemeinsamen Erbfeind die Hilfe versagen können? — Da sprach Isegrim: „Nun, unser sind schon genug; muß doch Weißling aufsuchen, um auszuspioniren, wie es mit seinem Heere steht; will ihm zugleich melden, daß wir schon schlagfertig und bereit sind.“ — Nun begab er sich zu Weißling, stellte sich hinter den Zaun auf der Gasse und fragte ihn, ob er schon gerüstet sei; denn morgen sei der Tag der Entscheidung. In tiefer Niedergeschlagenheit antwortete Weißling: „Ich werde pünktlich sein; doch richtig, wo findet der Kampf statt?“ — Spricht Isegrim: „Du weißt ja, dort unter dem bewußten Baume.“ — „Gut, gut,“ versetzte der Hund, schlich sich traurig über den Hof, nnd begegnete dem Kater, der ihn fragte: „O mein lieber Weißling, was fehlt dir denn? Warum so traurig?“ und Weißling seufzte: „Mein lieber Murner, du weißt nicht, wo mich der Schuh drückt; willst du mir Hilfe leisten?“ — „Was? Was sprichst du?“ — fragte der Kater erstaunt. „Ach schau mal, morgen gilts in den Kampfe gegen Isegrim; wir haben uns Erzfehde angekündigt.“ — „O, o, sei getrost mein Weißling, ich stehe dir bei, treu bis in den Tod. Geh zu Freund Erpel Gackerer, auch er zieht mit in den Kampf.“ — Leichter ward es Weißling ums Herz, er suchte Freund Gackerer auf, schilderte ihm seine traurige Lage und forderte ihn auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. „Freilich, freilich bin ich dein Bundesgenosse, wie sollt ich meinen Freund im Stiche lassen? — Geh zu Freund Ganner, setze ihm die ganze Sache auseinander und frage ihn, ob er geneigt sei den Strauß austragen zu helfen.“ — Gut. Weißling sucht den Gänserich auf, weiht ihn in die Sachlage ein, und bittet ihn um seine Hilfe. „Natürlich! Wie wollt ich nicht bereit sein, dir beizuspringen? Du bist ja Nachts

unſer ſchützender Hort, daß uns Reinecke nicht beſchleicht.“ — „Nun, denk' ich, ſind wir ſtark genug,“ ſagte Weißling. —

Früh Morgens am nächſten Tage traf Iſegrim mit ſeinen Reiſigen auf dem Kampfplatze unter dem bezeichneten Baume ein, vergrub den Eber unter dickem Waldmooſe, von welchem eine ſtarke Schicht unter dem Baume lag, hieß Reineke auf den Baum ſteigen, und ſagte zu ihm: „Du, Meiſter, machſt den Kundſchafter und gibſt acht, wann Weißling mit ſeiner Schaar anrückt und tuſt es uns insgeheim kund und zu wiſſen; Du Petz, kletterſt gleichfalls auf den Baum hinauf, ich aber lege mich hinter dieſen Baumſtrunk da, in den Hinterhalt.“ — Inzwiſchen traf auch Weißling ſeine Anordnungen. „Du Murner und du Ganner, ihr bildet die Infanterie; du hälſt Murner dein Gewehr gut geladen und ſtets ſchußbereit. (Der Kater hielt nämlich den Schweif emporgehoben.) Du Ganner, pfauchſt aus Leibeskräften, du Gackerer ſollſt unſer Tambour ſein, ich behalte mir den Oberbefehl vor. Ihr habt nach meinem Commando zu marſchiren und ins Schlachtgetümmel einzugreifen.“ — Alſo zog Weißling mit ſeinen Getreuen in aller Frühe in den Kampf, Murner und Ganner bildeten den Nachtrab, Weißling und der Tambour das Vordertreffen. Gackerer trommelte unermüdlich: „gackgack, gackgack, gackgack,“ der Gänſerich pfauchte, und in würdevoller Ruhe marſchirte mit dem Gewehre Kater Murner. Als Reineke den herannahenden Zug gewahrte, rief er Iſegrim zu: „Vetter, Vetter, es rücken zwei Soldaten heran, vorann ein Tambour und ein Commandant.“ — „Was ſagſt du? was?“ fragte entſetzt Iſegrim. „Ich ſage, es rücken zwei Soldaten heran, vorann ein Tambour und ein Commandant. Der Soldat lädt ſein Gewehr, — ha, er legt ſchon an, er wird gleich ſchießen“ — „Wehe uns Armen! Um uns

iſts geſchehen! Wir kämpfen mit ungleichen Waffen. — „Doch Mut, Mut, Jungen, haltet euch brav, noch iſt nicht alles verloren, vielleicht leuchten wir ihnen dennoch heim," eiferte Iſegrim die Seinigen an. Inzwiſchen traf unbemerkt Weißling mit ſeiner Schaar auf dem Schlachtfelde ein. Da erblickte Murner des Ebers Ohren, die aus dem Mooſe hervorlugten, dachte, es ſeien Mäuslein, ſprang auf ſie los und biß ſeine ſcharfen Zähne in ſie hinein. Erſchreckt fuhr der Eber aus der Moosdecke auf und rannte in wilder Flucht davon, und Murner, nicht weniger erſchrocken, ſprang raſch auf den Baum hinauf, gerade auf Meiſter Petz, der auf dieſen unerwarteten Ueberfall nicht gefaßt, das Gleichgewicht verlor, vom Baum herabpurzelte, ſich halb todt ſchlug und ſchleunigſt fortrollte. Der Kater noch mehr erſchrocken, klimmt blindlings den Gipfel hinan. Reineke denkt, „jetzt kommt an mich die Reihe", und fällt vor Entſetzen gleichfalls herab. Zuletzt ſteigt auch Murner herab, während unten Gackerer fortwährend trommelte: „gack gack, gack gack", und Ganner aus Leibeskräften pfauchte. So ward Iſegrims Heer ſchmählich in die Flucht geſchlagen. Iſegrim aber kauerte, den Kopf im Moos vergraben, hinter dem Baumſtrunke. Nachdem die Sieger abgezogen, ſammelte ſich die zerſtreute Mannſchaft Iſegrims um ihn und erzählten einander, was für ein ſtürmiſcher Anprall dies geweſen. Es ſprach Meiſter Petz: „Mehr todt als lebendig von dem ſchweren Fall, rettete ich mich mit genauer Not!" — „Und mir fehlt ein Stück vom Ohr," verſetzte der Eber, „er hat mirs mit dem Schwerte weggeſchnitten." — „Seien wir froh, Jungen," ſprach Reineke, „daß es uns nicht ſchlimmer ergangen; denn hätte der eine noch eine Kanone abfeuern können, wären wir rettungslos verloren geweſen!" —

## 4.

# Der kranke Löwe.

Es war einmal ein Löwe, der lag krank in seiner Höhle. Nun besuchte ihn Meister Petz, um ihm die schuldige Ehrerbietung zu bezeugen und der Löwe redete ihn also an: „Hörst du, mein lieber Braun, gesteh mir doch offen und ehrlich, stinkt es nicht hier in meiner Höhle?“ — Petz antwortete: „Ja wahrhaftig, hier stinkt es unausstehlich!“ — Darüber ergrimmte der Löwe und riß den Petz in Stücke. Lampe, der am Eingange der Höhle stand, war Zuschauer dieses Vorfalls. Schüchtern naht er sich dem Löwen und dieser fragt ihn: „Hör mal, lieber Lampe, stinkt es hier nicht in meiner Höhle?“ — Und der Hase antwortete: „O bewahre, was soll denn da stinken? Im Gegenteil, es riecht sogar sehr angenehm.“ — Entrüstet versetzte der Löwe: „Du lügst, hier riecht es nicht angenehm, sondern es stinkt,“ und zerriß den Meister. Das sah und hörte Isegrim, der Wolf, mit an, denn er stand vor der Höhle. Er tritt vor den Löwen hin und verneigt sich vor ihm. Der Löwe richtet an ihn gleichfalls die Frage: „Hör mal, Isegrim, gesteh mirs offen und ehrlich, stinkt

oder riecht es hier in meiner Höhle?“ — Der Wolf antwortete: „Ach was, es riecht nicht, es ſtinkt nicht.“ — Entgegnete der Löwe: „O du nichtswürdiger Lügner, eines muß doch der Fall ſein, entweder riecht es oder ſtinkt es,“ ergriff ihn und riß ihn in Stücke.

Reineke war als Zuſchauer vor der Höhle geſtanden und näherte ſich nun dem Löwen, um ſich vor ihm zu verbeugen, und der Löwe fragte ihn: „Hörſt du, Meiſter Reineke, ſag du mir jetzt, ſtinkt es oder riecht es in meiner Höhle?“ — Reineke erwiderte in Demut: „Verzeihe mir, erhabene Krone, bei Gott und Seligkeit, ich vermag nicht zu entſcheiden, ob es hier riecht oder ſtinkt; denn ich habe mir eine heftige Erkältung zugezogen, und leide an einem heftigen Strauchen, ſo daß ich darüber, auf Ehre, nicht entſcheiden kann, das Lügen aber iſt mir vom Grund meiner Seele verhaßt.“ — Und ſo ſchonte der Löwe Reinekens, weil er ein gar ſo kluger Kopf war.

5.

## Bär, Schwein und Fuchs.

Bär, Schwein und Fuchs ſchloſſen einſt Kameradſchaft und kamen überein, ein Feld zu pflügen und Weizen anzubauen, um ſich ſo ehrlich ihr Brod zu verdienen. Sie berieten ſich nun, welchen Teil der Arbeit ein jeder auf ſich nehmen ſolle, und wie ſie ſich den Samen herbeiſchaffen werden. Das Schwein begann: Ich reiße eine Weizenkammer ein und ſtehle den Samen; auch will ich mit meinem Rüſſel das Feld aufackern." — Der Bär erklärte: „Ich will der Sämann ſein." — Reineke ſagte: „Ich werde mit meinem Schweife das Feld aufeggen." So wird der Acker gepflügt, der Same angebaut. —

Es kam die Erntezeit. Die Freunde pflegten nun Rats wegen der Fechſung. Das Schweiu ſagte: „ich werde das Getreide ſchneiden." — Der Bär ſagte: „ich werde die Garben binden" — Der Fuchs ſagte: „ich werde die Ähren aufleſen."

Das Getreide wird geſchnitten und in Garben aufgeſtellt. —

Nun beraten ſie, wie ſie die Frucht dreſchen werden.

Das Schwein hub an: „ich will die Tenne herſtellen.“ — Der Bär darauf: „ich will die Garben herbeitragen und auch das Dreſchen auf mich nehmen.“ — Das Schwein bemerkte: „ich will die Garben ſchütteln und das Stroh vom Weizen ſcheiden.“ — Der Fuchs ſprach: „ich will mit dem Schweife das ausgetretene Getreide von der Spreu reinigen.“ — Das Schwein ſagte: „ich werde den Weizen wurfeln,“ und Gevatter Petz verſetzte: „ich aber die Teilung vornehmen!“

Die Frucht wird ausgedroſchen. —

Jetzt ſchritt der Bär zur Teilung; doch tat er es nicht nach Recht und Gerechtigkeit; denn dem Schweine gab er auf ſeine Bitte das leere Stroh, für ſich ſelbſt behielt er aber den ganzen Weizen ohne den Fuchs mit dem Geringſten zu beteilen. Reineke geriet darüber in Zorn, drohte Beiden mit einer Klage wegen Betrugs und ſagte, er werde einen kaiſerlichen Beamten herbringen, der dann eine Teilung nach Recht und Billigkeit vornehmen ſoll. — Darüber erſchraken Schwein und Bär und Meiſter Petz ſprach zum Schweine: „Vergrab dich, du mein Kind, im Stroh, während ich da auf den Birnbaum hinauf klettere.“ — Alſo vergräbt ſich das Schwein im Stroh, der Bär aber klettert auf den Birnbaum hinauf.

Indeſſen machte ſich Meiſter Reineke auf den Weg und begegnete der Katze, die er bat, ſich ihm anzuſchließen, um in ſeiner Geſellſchaft auf einer Tenne Mäuſe zu jagen. —

Die Katze, die wohl wußte, daß es auf einer Tenne genug Mäuſe giebt, folgte gern der Einladung, lief aber auf dem Wege dahin bald auf der Straße, bald abſeits im Gebüſche den Vögeln nach. In weiter Ferne erblickte ſie der Bär vom Birnbaume aus und ſagte zum Schweine: „Es ſteht ſchlimm mit uns, liebes Schwein! Da naht Meiſter

Reineke in Begleitung eines gräulichen Ungetüms; es ist mit dem Pelzrock eines Marders bekleidet und ahndet auf dem Wege sogar nach beflügelten Vögeln.“ — Inzwischen hatte der Bär die Katze aus dem Auge verloren, die schon durchs Gras auf die Tenne gelangt war und nach Mäusen suchend über das Stroh hinschlich. Das Schwein steckte neugierig den Kopf ein wenig heraus, um zu sehen, was los sei; die Katze aber hielt seine Schnautze im ersten Augenblicke für eine Maus, sprang drauf los und grub ihm ihre Krallen in den Rüssel. Das Schwein erschrak so sehr über diesen plötzlichen Anfall, daß es ein schreckliches Gegrunze ausstieß und sich jählings in den vorüberfließenden Bach stürzte; Gevatter Petz aber der da glaubte, die Katze habe das Schwein schon erwürgt und wolle auch ihn nun angreifen, purzelte vor Entsetzen vom Birnbanme herab auf den Boden, zerbrach sich im Falle die Rippen und verendete bald darauf.

So behielt denn Meister Reineke den ganzen Weizen und das Stroh dazu.

6.

## Fuchs, Staar und Hund.

Einſt hatte ein Staar ſein Neſt mit den Jungen drin in der Nachbarſchaft eines Fuchsbaues. Die längſte Zeit lebten die zwei Nachbarn mit einander in beſter Freundſchaft, bis einmal der Fuchs mit dem Staar in Streit geriet und ihm drohte, er werde ihm ſeine Jungen auffreſſen. Geſagt, getan. Während der Staar einmal aus war, um Atzung für ſeine Brut heimzubringen, benützte Reineke die günſtige Gelegenheit, um das Neſt aufzuſuchen und die Jungen aufzufreſſen. Bald daranf kehrte der Staar von ſeinem Ausflug zurück und bemerkte, was geſchehen. Wer der Täter ſei, das hatte er gleich heraus, und deshalb zog er in die Welt hinaus, um jemand zu ſuchen, der für ihn am Fuchs Rache nehmen ſolle, und da fand er einen Hund, den ſein Herr von Haus und Hof gejagt. Zu dieſem ſprach der Staar: „Wenn du mir den Fuchs töteſt, will ich dir gut zu eſſen und zu trinken verſchaffen und zuletzt ſollſt du noch aus vollen Herzem lachen.“ — „Gut“, ſagte der Hund, „ich wills tun.“ — Hierauf gieng er auf die Suche nach Reineke, ſpürte ihn auf und jagte ihn vor

sich her. Doch Reineke war gar flink auf den Beinen und ließ sich nicht so leicht einfangen. Endlich flüchtete er sich in ein Loch. Da fragte er zuerst die Vorderfüße: „Was habt ihr euch auf der Flucht gedacht? Und die Vorderfüße antworteten: „Es möchte uns nur so bald als möglich gelingen ins Loch zu kommen.“ — Dann stellte er an die Hinterfüße dieselbe Frage; „Wir wünschten fortwährend schneller als die Vorderfüße zu sein,“ antworteten sie. — „Und was hast du Schweif dir gedacht?“ — Entgegnete der Schweif: „Du bist mir gegenüber so unbarmherzig, daß du mich von jedem Strauch zerkratzen läßt. Ich dachte mir, könnte ich nur irgendwo hängen bleiben, damit dich der Hund erwischt.“ — Auf diese Worte hin geriet Reineke in großen Zorn und schrie ihn an: „Pack dich hinaus, du sollst mit mir nicht unter einem Dache wohnen,“ und steckte ihn zu gleicher Zeit auch schon zum Loch hinaus. Inzwischen war der Hund seiner Spur bis zum Loche gefolgt, erblickte den Schweif, faßte ihn sogleich an, zerrte den Meister heraus und riß ihn in Stücke. Darauf sagte der Hund: „Jetzt wollen wir gehen.“ — „Ja, wir gehen,“ versetzte der Staar, „du hast gewiß noch Hunger und ich bin dein Schuldner.“ — So schritten sie ein Stück Weges fürbaß und begegneten einem Jungen, der für die Feldarbeiter, die Mais umgruben, auf dem Kopfe einen Korb mit Gebäck und Fleisch trug. Da fing der Staar an hart vor den Füßen des Jungen herzulaufen. Der Knabe wollte den Staar einfangen, setzte den Korb auf den Boden nieder und lief dem Staar nach. Als sie schon in ziemlicher Entfernung waren, machte sich der Hund über das Gebäck und das Fleisch, aß es bei Putz und Stengel auf und suchte gesättigt das Weite und zugleich schwang sich der Staar in die Lüfte. Der Knabe kehrte nun um, fand

den leeren Korb vor und kehrte weinend nach Hauszurück. — Die zwei aber ſetzten ihren Weg fort und trafen einen Mann, der mit ſeinem Sohne zu Wagen eine Weinladung fuhr. Der Staar ſetzte ſich aufs Faß, der Hund aber lief unter dem Wagen einher. Der Knabe gewahrte den Staar und rief ſeinem Vater zn: „Väterchen, guck mal her, was für ſchönes Vögelein auf dem Faße ſitzt!“ — Darauf antwortete der Vater: „Bſt, ſei nur ſtat, der kriegt eins!“ — Da nahm er ſachte das Beil zur Hand, holte gewaltig damit aus, um dem Staar eines zu verſetzen, aber der Vogel war ſchneller und das Beil fuhr ins Faß hinein, daß ſich die Dauben loslöſten nnd der Wein ausrann. So konnte ſich der Hund recht ſatt trinken. Hierauf zogen die zwei Kameraden weiter und gelangten in ein Dorf, wo eben Sohn und Vater Frucht droſchen. Da ſetzte ſich der Staar auf des Vaters Kopf. Wie dies der Sohn erblickte, rief er aus: „Väterchen, Väterchen, welch ein ſchönes Vöglein ſitzt dir auf dem Kopfe.“ — Hau drauf los, mein Sohn, hau drauf los!“ rief der Vater. Raſch verſetzte der Sohn dem Vater eins mit einem Scheit Holz auf den Kopf, doch der Staar flog huſch davon, während der Vater mit geſpaltenem Kopfe zu Boden ſtürzte. Der Hund, der dies alles mit anſah, mußte darüber aus voller Bruſt lachen, indeſſen der Sohn bitterlich jammerte.

Hierauf giengen die zwei Kumpane immer weiter und weiter und gehen wahrſcheinlich auch jetzt noch, wenn ſie nicht eben etwa ſtehen oder liegen.

## 7.

# Menſch, Haſe, Fuchs und Bär.

Nicht weit vom Lager eines Haſen hatte ein Bär ſeine Jungen und Meiſter Lampe machte ſich oft in Abweſenheit des Bären das Vergnügen, deſſen Höhle zu beſuchen und die Petzlein zu verhöhnen: „Ihr artigen Vöglein, laßt mich doch euren zauberiſchen Geſang vernehmen!“ Zum Ueberfluß ſpuckte er ſie an und foppte ſie auf jede Weiſe. So oft Frau Petze nach Haus kam, klagten ihr die Jungen bitterlich, wie ſie ein kleines Häslein beſuche und mit ihnen ſeinen Spott treibe. Darüber ergrimmte die alte Petze und brummte: „Na wart nur, wart, dich erwiſch ich noch und ſchmeiß dich in eine Grube hinein.“ — Hierauf legte ſich Frau Petze in den Hinterhalt und Meiſter Lampe ſtellte ſich richtig wiederum ein und fieng an die Jungen zu verhöhnen. Kaum hörte ihn Frau Petze, ſo ſprang ſie aus ihrem Verſtecke auf ihn los. Doch Lampe huſch! in den Wald hinein, Frau Petze hinterdrein, Lampe fliegt durch Dorn und Strauch, Petze ihm immer auf dem Fuße nach. Da ſprang Lampe durch einen rißigen Baum und Petze gleich nach, um ihm keinen

Vorsprung zu lassen, blieb aber unglücklicherweise im klaffenden Risse hängen nnd konnte sich trotz allen Anstrengungen nicht mehr aus der Klemme herauszwängen. So traf sie dort ein Mensch und Frau Petze beschwor ihn: „Ach, befreie mich, o Mensch, ich weiß im Walde in einem hohlen Baume ein Honiglager, du schaffst ein großes Faß hin und füllst es nach Belieben an. Nur das eine sag ich dir, du darfst bei Leibe keiner Seele ein Sterbenswörtchen davon erzählen, wie das winzige Häslein, mich, die starke Bärin, so zum Narren gehalten." — Der Mensch versprach ihr dies hoch und teuer, holte mit seiner Axt aus und schlug den halben Baum nieder. Der Baum fällt um, Petze ist befreit und führt sogleich den Menschen zu jenem hohlen Baume, der voll Honig ist. Der Mann kehrt nach Haus zurück, spannt seine Ochsen ein, legt ein Faß auf den Wagen und fährt um den Honig in den Wald. Als er das Faß angefüllt, fuhr er nach Haus. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und sachte schlich Frau Petze hinter dem Wagen einher, kam zum Hause des Bauern, stellte sich unters Fenster und sprach zu sich: „Wart Du Kerl, ich will dich ein Weilchen belauschen." — Der Mann schafft das Faß mit dem Honig in die Stube, die Kinder sehen die Bescherung und bestürmen den Vater mit der Frage: „Väterchen, woher hast du den vielen Honig?" — „Ei, liebe Kinderchen, hab ihn im Walde entdeckt." — Nun drang auch sein Weib in ihm: „Hör mal, Vater, wie bist du zu so viel Honig gekommen?" — Und der Mann erwiderte: „Geh, laß mich doch in Ruh, so ein alter Trottel von einem Bär jagte einem Häslein nach und iel bei der Hetze in den Riß eines Baumes hinein; da bin ich dazu gekommen, hab ihn aus der Klemme befreit, und aus Dank dafür zeigte er mir den hohlen Baum, wo

dieſer Honig war. Hernach hab ich ihn nach Haus gebracht. Es iſt ihm aber auch recht geſchehen, dieſem alten, grauen, faulen, ſchwerfälligen Trampeltier; wer hieß ihn mit einem Haſen um die Wette laufen?“ — Dies alles hörte Frau Petze mit an und brummte: „Wart nur, wart, dir werd ich deinen Spott gehörig verſalzen.“ — Hierauf legte ſich der Mann mit Weib und Kindern ſchlafen. Zeitlich in der Früh ſtand er auf und gieng hinaus auf ſein Feld ackern. Der Acker lag am Rande des Waldes. Der Mann ſpannte ſeine Ochſen ein, füllte einen Sack mit Weizen, warf den Sack und den Pflug auf den Wagen und „hotto ho! ihr Ochſen!“, giengs aufs Feld hinaus. Der Bauer will eben zu ackern anfangen, doch da kommt Frau Petze: „Oho, Vetterchen, alſo wärſt du da? — Haſt du mir nicht hoch und teuer verſprochen, niemand ein Sterbenswörtchen davon zu erzählen, was mir zugeſtoßen und da erzählſt du die ganze Geſchichte zu Hauſe deinem Weibe und deinen Kindern? — He?“ — Doch der Bauer erwiderte: „Freund, was fällt dir nicht ein! Hab ja niemand nichts erzählt —.“ Die Bärin fiel ihm ins Wort: „Schweig, ich hab unter deinem Fenſter gelauſcht.“ — Da dachte ſich der Menſch: Ach, mag kommen was will, die Geſchichte iſt draußen, ſie weiß ſchon alles.“ — Spricht Petze: „Jetzt werd ich dir den Garaus machen.“ — Dies hörte Meiſterlein Reineke mit an, wedelte hinter dem Gebüſche mit dem Schweife und ſprach: „Menſch, Menſch, im Kopf haſt den Verſtand, den Prügel in der Hand!“ — Der Bauer hielt nämlich in der Hand einen wuchtigen Kolben und ſtand da nachſinnend, wie er ſich aus der mißlichen Lage herausziehen ſoll. Reineke kreiſchte ohne Unterlaß: „Menſch, im Kopf haſt den Verſtand, den Prügel in der Hand!“ — Da kam dem

Manne ein guter Gedanke und er beſchloß, ſein gutes Glück zu wagen. Mit einem Zug leerte er den Weizen auf den Boden aus und ſagte zu Petze: „Ich bin ein frommer Chriſt, und habe mich auf den Tod weder durch Beichte noch durch Buße gehörig vorbereitet, daher ſteig du, Bärin, in den Sack hinein und ich will dich herumtragen, ſo ſchwer es mir auch fällt, und nachdem ich dich zwei oder dreimal zur Buße über mein Feld getragen, kannſt du mit mir machen, was du willſt.“ — Rief Frau Petze aus: „Du lieber Himmel, was für ein großes Anſehen werde ich genießen, wenn es heißen wird, ein Menſch habe mich auf ſeinen Schultern herumgetragen!“ — Kaum war Petze in den Sack hineingekrochen, ſo hatte ihn der Bauer auch ſchon feſt zugebunden und ſchlug mit ſeinem Kolben auf Petzens Kopf ſo lange bis Frau Petze ihren Geiſt ausbrummte. Jetzt trat Reineke vor den Bauer und ſprach: „Was krieg ich dafür, o Menſch, daß ich dir den guten Rat eingegeben, wie du Frau Petze abmucken ſollſt?“ — Antwortete der Bauer Reineken: „Na, was ſoll ich dir geben? Willſt Gänſe?“ — „Nein.“ — „Willſt Enten?“ — „Nein.“ — „Willſt Hühner?“ — „Nein.“ — „Ja, zum Deixel, was willſt du denn?“ — „Die Naſe will ich dir abbeißen.“ — Der Bauer geriet in Verlegenheit und dachte ſich: „Der Henker, wie wird ſich das ausnehmen, wenn ich ſo ohne Naſe herumſteige?“ — Kalter Schweiß rann ihm über den Leib und vor Angſt ließ er einen lauten — Reinecke horchte auf und ſprach: „Oho, was iſt das?“ — Der Bauer ließ einen zweiten und einen dritten — Der Meiſter wird ſtutzig und frägt: „Na, was iſt denn das?“ — Der Bauer erwidert: „Ach, gar nichts; geſtern Abends hab ich neun Jagdhunde verſpeiſt und die wollen mit aller Gewalt heraus —“, fällt ihm Rei-

neke ins Wort: „Hol der Kukuk deine Naſe und alles, was drum und dran iſt, laß nur die Jagdhunde nicht herausfahren, bevor ich meine Haut in Sicherheit gebracht,“ und rannte querfeldein davon.

So blieb dem Bauer ſeine Naſe heil, und froh und guter Dinge kehrte er Abends mit Petzen nach Hauſe zurück. —

8.

## Reinekens Rache an Isegrim.

Reineke knetete einst aus Lehm Kuchen, buck und bestrich sie mit Honig und begab sich mit den so bereiteten Kuchen zu den Truthühnerhirten, bat sie um ein Truthuhn und bot ihnen als Ersatz seine Honigkuchen an. Die Truthühnerhirten wollten auf den Tausch nicht eingehen, sondern schickten ihn zu den Schweinehirten, mit der Versicherung, er werde dort gewiß ein Ferkel bekommen. Also suchte er die Schweinehirten auf und verlangte von ihnen ein Ferkel zum Austausch für seine Honigkuchen. Die Schweinehirten wollten kein Ferkel hergeben, sondern wiesen ihn an die Rinderhirten, die ihm wohl ein Kalb dafür geben dürften. Hierauf gieng er zu den Rinderhirten und bat sie, ihm ein Kalb zu geben und dafür seinen Honigkuchen anzunehmen. Die Rinderhirten weigerten sich ihm ein Kalb zu geben, sondern fertigten ihn zu den Pferdehirten ab, die ihm zweifelsohne ein Füllen abtreten werden. So machte er sich denn auf den Weg zu den Pferdehirten und trug ihnen seine Honigkuchen zum Tausche für ein Füllen an. Die Pferdehirten überließen ihm ein sehr

ſchönes Füllen, er hinwiederum ihnen ſeine Honigkuchen, ſchärfte ihnen aber gut ein, um keinen Preis die Kuchen eher entzweizubrechen, als bis er über jenen Berg geſetzt haben würde. Die Pferdehirten folgten ſeinen Worten; doch als ſie ſpäter die Kuchen entzweibrachen und ſich die Zähne daran verdarben, merkten ſie, daß der Kuchen aus Lehm ſei und nahmen ſogleich eine Verfolgung auf. Doch Meiſter Reineke hatte ihnen zu ſeinem Vorteil ſchon einen zu großen Vorſprung abgewonnen, und ſie mußten daher, müde und abgehetzt, unverichteter Dinge wieder den Rückweg einſchlagen.

Nach Haus gekommen, ſtellte Reineke das Füllen in einen Stall aus Flechtwerk und widmete ſich ganz ſeiner Wartung. Tag für Tag brachte er ihm grünes Saftgras und kühlen Labetrank, aber jedesmal, ſo oft er Gras und Waſſer holen gieng, ſchärfte er dem Füllen ſorgfältig ein, auf ſeine Stimme und die Worte zu achten: „O du Füllen, Füllchen zart! öffne mir die Thüre; ſaftig Gras und kühlen Trank bring ich dir zur Stelle!“ und um keinen Preis auf ſonſt Jemands Ruf und Stimme die Stallthüre zu öffnen. — Einmal kam der Wolf, der ſchon öfters zugehört, wie Reineke dem Füllen zugerufen, es ſolle die Thüre öffnen, und fieng nun mit ſeiner groben Stimme an zu ſchreien: „O du Füllen, Füllchen zart; öffne mir die Thüre! ſaftig Gras und kühlen Trank bring ich dir zur Stelle!“ — Doch das Füllen merkte gleich, daß dies nicht die feine Stimme Meiſter Reinekes ſei und ließ ſich nicht bewegen, die Thüre zu öffnen. Der Wolf verſteckte ſich nun liſtigerweiſe hinter dem Verhau des Stalles, um eine günſtige Gelegenheit abzuwarten. Es verſtrich eine kleine Weile, da kam Reineke mit dem Graſe und dem Waſſer. Sobald er vor den Stall getreten, rief er mit ſeiner leiſen Fiſtel-

ſtimme: „O du Füllen, Füllchen zart! öffne mir die Thüre! Saftig Gras und kühlen Trank bring ich dir zur Stelle!“ — Das Füllen erkannte ſeine Stimme, öffnete ſofort die Thüre und fieng an zu erzählen, wie Jemand gekommen ſei und es aufgefordert, aufzumachen; doch die Stimme habe rauh geklungen und da habe es ſich geweigert zu öffnen. Hierauf verſetzte Reineke: „Oeffne um keinen Preis auf eine rauhe Stimme, ſondern nur auf eine feine.“ — Am nächſten Tage, da Reineke fort war, kam der Wolf, der hinter dem Verhaue ihr ganzes Geſpräch belauſcht hatte, duckte ſich ſo viel als möglich nieder und hob mit ganz feiner Stimme an: „O du Füllen, Füllchen zart! öffne mir die Thüre, ſaftig Gras und kühlen Trank bring ich dir zur Stelle!“ — Das beklagenswürdige Füllen ließ ſich täuſchen und öffnete die Thüre, zu ſeinem Unheil! denn Iſegrim fiel über daſſelbe her, packte es am Halſe und fraß es ganz auf bis auf den Kopf und den Schweif, die er liegen ließ, und entfernte ſich, nachdem er zuvor die Türe hinter ſich geſchloſſen, ſo daß man von Außen gar nichts merkte.

Als Reineke ſpäter nach Haus kam, begann er wie gewöhnlich zu rufen: „O du Füllen, Füllchen zart! öffne mir die Thüre! ſaftig Gras und kühlen Trank bring ich dir zur Stelle!“ Doch weder meldete ſich Jemand, noch öffnete ſich die Thüre. Er lugte nun zwiſchen den Balken hinein und wie er im Stalle bloß den Kopf und den Schweif liegen ſah, ward ihm die ganze Tragweite ſeines Schmerzes klar, und er zweifelte auch nicht, wer der Urheber deſſen ſei. Alſo riß er die Thüre ein und ſtimmte Wehklagen an und brach in helle Verzweiflung aus. Endlich gieng er fort, von ſchwerem Leid und Betrübniß gebrochen, und legte ſich auf die Straße hin und ſtellte ſich tot. Eine Weile drauf fuhr ein Mann zu Wagen dort vorüber, fand Reineke auf

der Straße liegen, hob ihn auf und warf ihn in den Wagen, in der Absicht, sobald er nach Hause gekommen, ihm das Fell abzuziehen. Dieser Mann hatte im Wagen in seinem Schnappsacke drei Käselaibe. Nun erwachte Reineke aus seinem erheuchelten Todesschlafe, erhob sich sachte, stahl die drei Käselaibe aus dem Schnappsacke heraus und suchte mit ihnen das Weite. Sobald er sich in hinlänglicher Sicherheit wußte, vertilgte er zwei Laibe sogleich, den dritten aber steckte er sich auf den Hals und zog seines Weges fürbaß. Also einherwandernd traf er mit Freund Isegrim zusammen, der ihm sein liebes Füllen aufgefressen. Kaum gewahrte Isegrim bei Reineke den Laib Käse, regte sich in ihm die schlimme Begierde und er fragte, woher er den Leib habe, und Reinecke gestand gerade und ehrlich wie immer, er habe ihn aus einem Fluß herausgeschlürft. — „Und wo befindet sich dieser Fluß?“ versetzte Isegrim hastig. Antwortete ihm Reineke: „Folg mir, ich will dich hinführen.“ —

Diese Begegnung geschah zur Zeit des Vollmondes, um Mitternacht herum, als ein heiterer, sternenbesäeter Himmel die Gegend in zauberisches Halbdunkel hüllte. Reineke führte den Isegrim zu einem Flusse, wo er ihm auf dahingleitender Flut des Mondes Spiegelbild zeigte und dabei sagte: „Siehst du dort im Wasser den großen Laib Käse, schlürf nur in vollen Zügen das Wasser ein, und du wirst ihn ebenso herausschlürfen, wie ich den meinen da herausgeschlürft habe.“ — Nun soff der einfältige Isegrim aus Leibeskräften das Wasser ein, bis es ihm von Hinten herausdrang. Reineke verstopfte ihm liebevoll die Oeffnung und munterte ihn fortwährend auf: „Sauf nur zu, lieb Isegrimchen, du wirst ihn schon noch herausfaufen!“ — Der einfältige Isegrim setzt wiederum an

und ſauft und ſauft, bis ihm das Waſſer zu den Ohren herausdringt. Sofort verſtopfte ihm Reineke die Ohren und ſchrie ihm wiederum zu: „Sauf nur, lieb Iſegrimchen, du saufſt ihn ſchon noch heraus.“ — Der arme Iſegrim ſoff fort und fort, ſo lange bis ihm das Waſſer aus Augen und Naſe hervorquoll. Hierauf verſtopfte ihm Reineke die Naſe und die Augen, ſetzte ſich ihm auf den Rücken, ſagte, er ſei krank und könne nicht weiter gehen, er ſolle ihn daher tragen. Iſegrim in ſeinem jammervollen Zuſtande begann ihn alſo zu tragen, Reineke aber ſtimmte den Geſang an: „Der Kranke trägt den Geſunden, der Kranke trägt den Geſunden!“ — Und da er in einem fort dieſelben Worte wiederholte, fragte Iſegrim: „Was ſprichſt du da, Vetter?“ — Reineke antwortete: „Nichts, nichts, lieb Iſegrimchen, es ſind kranke Phantaſien“, und fuhr im Geſange fort: „Der Kranke trägt den Geſunden, der Kranke trägt den Geſunden!“ So gieng es in einem fort, bis ſie vor ein Haus anlangten, wo eben ein Hochzeitsſchmaus abgehalten wurde. Als die Hochzeitsgäſte Reinekens Geſang vernahmen, traten ſie vor das Haus hinaus, lobten ſeinen Geſang, worauf er ihnen ſagte, er würde noch ſchönere Lieder anſtimmen, wollten ſie ihn ins Haus hinein und auf den Boden hinauf laſſen. Man gewährt ihm die Bitte. Nachdem Iſegrim mit ſchwerer Not und Plage Reineke auf den Boden, der aus Flechtwerk gemacht war, hinaufgetragen, öffnete Reineke alle die verſtopften Löcher an Iſegrim, ſo daß ſich das ganze Waſſer aus ihm entleerte, und auf die unten befindlichen Gäſte ergoß. Die Hochzeitsleute rannten ſchnell auf den Boden hinauf, Meiſter Reineke noch ſchneller zum Bodenfenſter hinaus und rettete ſich in raſcher Flucht, während Iſegrim von den erbitterten Hochzeitsgäſten halbtot geprügelt wurde.

Als Isegrim und Reineke später wiederum einander begegneten, fragte einer den anderen, wie er sich aus der Schlappe gezogen. Isegrim erwiderte, er sei halbtot geschlagen worden und mit genauer Not dem Verderben entronnen. „Mir ists auch nicht besser ergangen", sagte Reineke. Nun forderte er Isegrim auf, mit ihm über eine Heuschoberstange zu springen, die sich in der Nähe befand. Auch diesmal folgte ihm Isegrim zu seinem großen Leide. Nachdem sie einigemal hinübergesprungen waren, meinte Reineke, Isegrim springe nicht richtig, weil er sich zu viel auf die Seite halte, was keine Kunst sei, vielmehr müsse er geradeaus über die Stange setzen, falls er ein rechter Turner sein wolle. Also nahm Isegrim einen Anlauf, um gerade über den Pfahl zu springen, sprang aber zu kurz und spießte sich auf. Bei diesem Anblick lachte Reineke im Herzen vor Schadenfreude und sagte: „Beweg dich doch rühriger, lieb Isegrimchen, nur rühriger, du kommst dann gleich herunter!" — Isegrim bewegte und strengte sich aus allen Kräften an, und rutschte so an der Stange bis hinunter zum Boden. Jetzt kühlte Reineke sein Mütchen an Isegrim: „Schon lange nütz ich mein Schuhwerk deinetwegen ab, weil du mein Füllen aufgefressen." Mit diesen Worten gieng er fort und ließ Isegrim aufgespießt allein zurück.

## 9.

# Vogel, Fuchs und Hund.

Es war einmal ein Vogel, der hatte ſich auf einer Hecke ein Neſt gebaut und fieng dort an Eier zu legen und ſie zu bebrüten. Davon bekam ein Füchslein Wind und dachte ſich: „Aha, das gibt ein ſchönes Gabelfrühſtück!“ Daher ließ er den Vogel ruhig auf den Eiern ſitzen und wartete ab, bis die Jungen ausgebrütet waren. Nun machte er ſeinen Beſuch dem Vogel, der auf der Hecke ein munteres Stücklein ſang und redete ihn an: „Guten Morgen, lieber Vetter, o wie ſchön du biſt und wie ſchön tönt dein Geſang! Doch mehr noch lockte mich deine junge Brut im Neſte, ich will ſie aufeſſen.“ — Lächelnd lauſchte das Vöglein ſeinen Worten und ſprach: „Ach, ach, nicht weit iſts her mit deinen Verſtandeskräften, wenn du dieſe winzigen Vögelein verzehren willſt. Von dieſen wirſt du nicht ſatt. Wart lieber, bis ich meine Jungen groß gezogen und ſie fett und feiſt geworden, dann komm und du kannſt ſie und mich dazu zu gleicher Zeit abholen.“ — Der Vogel beſtimmte noch den Tag, und pfeifend und guten Mutes zog Reineke ab. In der

Zwiſchenzeit ſuchte der Vogel einen Hund auf und verſprach ihm einen ſaftigen Braten, Reineken nämlich. Der Hund brauche ſich nur an dem beſtimmten Tage, wo Reineke kommen wird, ins Gebüſch in den Hinterhalt zu legen, er werde leicht den Meiſter bemeiſtern. Der Hund lächelte über dieſen Antrag vergnügt und ſagte: „Das nenn ich einen glücklichen Zufall! — Weißt du was, Vöglein? — Hör mal, wann Reineke kommt, verberg ich mich im nahen Gebüſch, und du erbitteſt dir von ihm, er möge dich noch einen letzten Geſang anſtimmen laſſen, du ſetzſt dich auf ein Zweiglein und läßt deine Stimme erſchallen; das ſoll für mich das Angriffszeichen ſein, ich ſpringe aus meinem Hinterhalte hervor und graps, hab ihn ſchon, den Meiſter Reineke.“ — Zur beſtimmten Zeit nahte Reineke munter ein Liedchen trällernd:

„Einen feiſten Braten lob ich mir,
Gevatterin, ich bin ſchon hier!“

„Alſo Gevatterin, wie ſtehts?“ — „Gut, alles iſt in beſter Ordnung“, antwortete das Vöglein. „Was ich dir verſprochen, das muß ich auch einhalten; nur um eine Gnade bitte ich dich, laß mich noch zum letztenmale mein Lieblingsliedchen ſingen —“. — „Meinetwegen, es ſoll dir gewährt ſein, aber machs kurz!“ — Das Vöglein ſetzte ſich auf ein Zweiglein und ſtimmte ſeinen Geſang an. Im ſelben Nu ſprang der Hund auf Reineke los, doch der Meiſter war flinker und ergriff die Flucht. Der Hund immer nach. Endlich flüchtete Reineke in ein Loch, während der Hund draußen blieb und verſteckt auf ihn lauerte. Nun fieng Reineke ein Selbſtgeſpräch an und ſprach zu ſeinen Füßen: „Wohlan, meine lieben Füße, wie habt ihr euch gehalten?“ — Antworteten die Füße: „Sehr brav, wir haben unſer Möglichſtes getan, um dem nachſetzenden Hunde

zu entrinnen.“ — „Gut, gut, euch gebührt volles Lob, und ihr, meine lieben Ohren? Wie habt ihr euch gehalten?“ — „Sehr gut; wir haben mit größter Spannung aufgehorcht, ob uns der verruchte Hund noch immer nachjagt.“ — „Gut, das iſt ritterlich. Und wie habt ihr, euch benommen meine lieben, ſüßen Augen?“ — „Ei, wir haben nach allen Richtungen ausgeſpäht, wo wir zuerſt ein Loch entdecken.“ — „Das iſt ſchön von euch.“ — Dann betrachtete er ſeinen langen Schweif und fragte ihn: „Und wie ſtehts mit dir, mein ſchöner, langer, buſchiger Schweif?“ — Antwort: „Sehr ſchlimm; ich bin dein Steuerruder, und du biſt mit mir ſo unbarmherzig umgefahren, haſt mich durch Dorn und Strauch geſchleift, daß du mich ganz jämmerlich zerſchunden; wahrhaftig, es hätt mir ſchon gar nicht leid getan, wenn mich der Hund erwiſcht hätte.“ — „Hm, hm“, verſetzte unwillig Reineke, „ſo biſt du mein erklärter Feind! Alles hielt treu zu mir, nur du hätteſt gerne Verrat geübt; du darfſt mit mir nicht unter einem Dache weilen, hinaus mit dir, hinaus, du mein Erzfeind!“ — Und Reineke ſteckte den Schweif zur Oeffnung hinaus. Schnapps! hatte der Hund Reinekens Schweif zwiſchen den Zähnen, zerrte den Meiſter aus ſeinem Verſtecke heraus, zerriß ihn in Stücke und belohnte ſich ſo für ſeine Mühe. —

## 10.

# Fuchs und Taube.

Es war einmal eine Taube, die niſtete auf einem hohen Baume. Als ſich ihre junge Brut zu befiedern anfing, ſchlich ſich Reineke herbei und ſagte zur Taube: „Laß mich deine Jungen freſſen, wirf mir ſie gutwillig herab, ſonſt freß ich dich mit ihnen zuſammen auf!“ — Die Taube erſchrak und warf ihm ihre Brut hinab. Das ereignete ſich nun mehrmals nacheinander Als die Taube einmal tief betrübt im Neſte ſaß, kam ein Vogel zu ihr geflogen und fragte ſie, weshalb ſie denn ſo niedergeſchlagen und traurig ſei. Und die Taube ſagte, der Fuchs werde kommen und die Jungen auffreſſen. Hierauf verſetzte der Vogel: „O du Närrin! warum wirfſt du ſie ihm hinab; ſag dem guten Freund, er ſoll ſich nur ſelbſt um ſie heraufbemühen, er wird es aber nicht können, ſondern wird mit eingezogenem Schwanze ſich fortſchleichen; denn er kann ja nicht auf den Baum heraufgelangen.“ — Als Reineke zur beſtimmten Zeit ſich wiederum einſtellte, ſagte die Taube zu ihm: „Wenn du einen Braten haben willſt, beliebe heraufzukommen und dir einen von mir zu holen.“ — Nach dem

Reineke ſich überzeugt, er müſſe leer ausgehen, fragte er die Taube, wer ihr den Rat gegeben ſo zu ſprechen, und die Taube antwortete: „Jener Vogel, der dort am Fluſſe niſtet.“ — Da begab ſich Reineke ſogleich an den Fluß zu jenem Vogel und machte ihm Vorſtellungen, weshalb er denn gerade an einem den Winden ſo ausgeſetzten Orte niſte, und wie er es denn mache, wenn ein ſtarker Wind weht. Antwortete ihm der Vogel: „Weht der Wind von rechts, dreh ich mich links, weht er links, wend ich mich nach rechts.“ — Wie ſtellſt du es aber an, wenn der Wind von allen Seiten weht?“ — „Dann ſteck ich den Kopf ins Gefieder,“ ſagte der Vogel und zeigte ihm, wie er es mache. In demſelben Augenblicke aber, in welchem der Vogel den Kopf ins Gefieder ſteckte, ſprang der Meiſter auf ihn zu und packte ihn: „Andere wußteſt du zu beraten, ſagte er, dich ſelbſt aber nicht!“ — Dann fraß er ihn auf. —

## II.

## Weshalb hat der Haſe einen Stummelſchwanz?

Iſegrim, der Wolf, Reineke, der Fuchs, und Lampe, der Haſe, vereinbarten mit einem Bauer, ihm ein Stück Feld urbar zu machen, wofür er ſich verpflichtete, ihnen einen Topf Honig zu geben. Der Bauer gab ihnen den Honig und die drei Genoſſen nahmen das Werk ſofort in Angriff. Iſegrim ſetzte feſt, keiner von ihnen dürfe vom Honig eſſen, bevor die beſtimmte Strecke ausgerodet ſei. Reineke bekam indeſſen gar bald die ſchwere Arbeit ſatt und fing an nachzuſinnen, auf welche Art und Weiſe er zum Honig gelangen könnte. Auf einmal ließ er den Ruf: „ckci, ckci!“ ertönen. Iſegrim ſchaut ihn verwundert an und frägt: „Was fehlt dir denn, lieber Meiſter, daß du ſo unruhig biſt?“ — „Ach,“ antwortete Reineke, man lädt mich ein eine Gevatterſchaft zu übernehmen.“ — „So geh, ſei aber bald wieder da“, verſetzte der Wolf. Reineke ſchlich ſich von den zweien unbemerkt zu dem Topf mit Honig hin und aß wohl ein Dritteil davon weg. Nachdem er einen Hunger vor der Hand geſtillt, kehrte er zu ſeinen Genoſſen zurück, und ſie fragten ihn, wie ſein Täufling

heiße, und er antwortete: „Anfangsstück". Und so arbeiteten sie rüstig weiter, bis Reineke wieder hungrig und müde wurde und wiederum jenen Laut „ckci, ckci" ausstieß. Wiederum frägt Isegrim, was Reineken fehle, und der Meister erwiederte: „Man ruft mich wiederum eine Gevatterschaft zu übernehmen." — „So geh, sei aber bald wieder da," sagte Isegrim. — Reineke schlich sich wieder zum Topf hin, putzte den Honig bis zur Hälfte weg und kehrte zu den Genossen zurück. „Wie heißt dein Täufling?" fragte ihn der Wolf, und Reineke entgegnete: „Mittelstück". — Bald fühlte sich Reineke wieder bei Appetit, ging wiederum Honig essen und sagte, als er zurückkam, sein Täufling heiße: „Endstück". Isegrim und Lampe wurden indessen auch hungrig und müde; doch gönnten sie sich trotz aller Erschöpfung keine Ruhe, bevor sie die Arbeit zu Stande gebracht. Dann brachen sie gemeinsam auf, um Honig zu essen, fanden aber den Topf leer. Zornig rief Isegrim aus: „Wahrhaftig, Reineke, du mußt mit dem Honig aufgeräumt haben!" — „Bei Leibe nein," beteuerte Reineke seine Unschuld, „hab den Honig gar nicht gesehen. Es kann nicht anders sein, du, Lampe, hast ihn aufgegessen!" — „Sei doch gescheidt," wehrte sich Lampe, „ich hab mich ja nicht von der Stelle gerührt, weiß ja gar nicht, wie der Honig ausgeschaut." — „Und doch behaupte ich, daß du ihn weggemaust hast." — „Bei meiner Seligkeit, nein, doch weißt du was? — Wir legen uns schlafen, und wem der Honig aus dem Leibe rinnen wird, der hat ihn wohl gegessen." — „Einverstanden," versetzte Isegrim. „Weißt du was, Lampe, geh jetzt ins Kleefeld und stille deinen Hunger, du aber, Reineke, schleiche dich ins Dorf und schau dich um, ob du dir etwas Eßbares beibiegen kannst, ich will indessen so schlecht und recht es geht, den knurrenden Magen

bekämpfen.“ — Doch Reineke meinte, auch er wolle ſich gedulden, nur müſſe Lampe vor Sonnenaufgang auf den Hügel kommen, wo ſie von der Sonne abgewandt liegen werden. Lampe war indeſſen ſchon vor Mitternacht zur Stelle und ſo lagen die drei bis zum Morgengrauen. Da fing Reineken an der Honig aus dem Leibe zu rinnen und ſachte, damit es Iſegrim nicht merke, ſchlich er zu dem Haſen hin, entleerte ſich dort von der drückenden Bürde und ſchlich ebenſo leiſe zu Iſegrim zurück, den er mit den Worten aufweckte: „Auf, auf, Ohm, aus Lampe rinnt der Honig heraus!“ — Lampe hört wie Reineke den Iſegrim aufweckt und rennt ſchleunigſt den Berg hinab. Iſegrim dachte nun wirklich, Lampe habe den Honig aufgegeſſen und jagte ihm nach, um ihn einzufangen und gebührend zu züchtigen. Blindlings lief Lampe durch Dorn und Strauch, über Stock und Stein, bis ihn Iſegrim, eben als Lampe durch einen Zaun durchſchlüpfte, beim Schwanze erwiſchte und ihm denſelben abbiß. Seit der Zeit hat Gevatter Lampe nur mehr einen Stummelſchwanz und heißt kurzweg Stummel. Reineke aber log auch nachdem wie vordem und wird immer lügen, ſo lange die Welt beſteht. —

## 12.

# Löwe, Tiger und Menſch.

Ein Löwe rühmte ſich einſt ſeiner Stärke und prahlte laut, nichts auf der Welt könne ihm Furcht einjagen. Ein Tiger hörte eine Zeit lang dem rnhmredigen Löwen zu, endlich aber, als es ihm denn doch zu arg geworden, ſagte er zu ihm: „Hör mir nur auf mit deinen Aufſchneidereien, dir genügte ein einziger Menſch.“ — Ihr könnt euch denken, wie das den Löwen verdroß, doch was blieb ihm übrig? — Da erblickte er ein kleines Kind. Er betrachtete es längere Zeit und dachte bei ſich: „Vielleicht iſt dies ein Menſch“, und fragte ſpöttiſch den Tiger: „Soll dies vielleicht der Menſch ſein, von deſſen Kraft du eine ſo hohe Meinung hegſt?“ — „Das iſt noch kein Menſch, das wird erſt ein Menſch“, antwortete der Tiger. Sie ſprachen noch von dieſem und jenem, als plötzlich der Löwe ein ihm fremdartiges Weſen, es war ein altes Weib, nahen ſah, und dies veranlaßte ihn zu fragen: „Iſt dies vielleicht ein Menſch?“. — Der Tiger gab ihm zur Antwort: „Auch das iſt kein Menſch, ſo ein Geſchöpf bringt nur Menſchen zur Welt.“ — Nach einer kleinen Weile ſah der Löwe ein anderes Weſen des Weges

kommen und fragte den Tiger: „Soll das vielleicht ein Menſch ſein, der ſich getrauen würde, mit mir ein Tänzchen zu machen?“ — Der Tiger entgegnete ihm bedächtig: Spaß du nur, ſo viel es dir beliebt, du wirſt ſchon einſehen lernen, wie ſehr du kitzlich biſt; ſiehſt du, das iſt ein Menſch, ein ganzer Menſch; jetzt zeig, was du kannſt und was du biſt, dann glaub ich dir gerne, daß du nichts auf der Welt fürchteſt.“ — Der Löwe legte ſich auf den Weg und wartete auf das Geſchöpf. Der Wanderer war ein wohlbewehrter Hußar. Sobald dieſer näher kam, machte ſich der Löwe ſprungbereit; unſer Hußar aber feuert drei wohlgezielte Schüſſe auf ihn ab, und der gute Löwe ſinkt zuſammen. Der Hußar ſprang nun raſch herbei, verſetzte ihm noch einige tüchtige Hiebe mit ſeinem Säbel, lud ſich den Löwen auf den Rücken und zog ſeines Weges weiter. Doch der Löwe war nur betäubt geweſen, erholte ſich allmälig und entwiſchte bei einer Krümmung dem Hußaren. Mühſam ſchleppte er ſich an ſeinen früheren Ort und erzählte dem Tiger, wie ſich die Geſchichte zugetragen: „Weißt du, mein Lieber“, ſagte er, „wie er mich angeſpuckt, das hätt ich noch ertragen, wie er mich aber mit ſeiner ſcharfen Zunge einigemal beleckte, da wurde mir es doch zu arg; ich tat als wäre ich ſchon verendet, und das war mein Glück, denn ſo bin ich ihm entwiſcht.“ „Nun, hab ich dirs nicht vorausgeſagt,“ entgegnete ihm der Tiger, „du ſollſt mit ihm keinen Spaß zu machen verſuchen, denn du wirſt einſehen lernen, daß du nicht mich, ſondern nur dich allein zum Beſten gehabt?“ —

## 13.

# Fuchs und Igel.

Der Igel begegnete im Felde dem Meiſter Reineke und fragte ihn: „Heda! wohin des Weges, Meiſter?“ — „Ich bummle aufs Geratewohl herum.“ — „Sag mir mal“ ſprach nach einer Weile der Meiſter zum Igel, „wie vielfältig iſt dein Verſtand?“ — „Dreifältig“, antwortete der Igel. — „So? wie denn das?“ fragte der Meiſter. — „Nun je, den einen Verſtand hab ich oben, den andern unten, den dritten wo immer,“ entgegnete der Igel und fügte hinzu: „Nun, wie viel Verſtand haſt du?“ — „Ich habe ſiebenundſiebenzigfachen Verſtand.“ — „Ei! Ei!“ — Hierauf ergiengen ſie ſich im Felde, und weil ſie gar ſo ganz und gar eifrig miteinander ſprachen, achteten ſie weniger des Weges und purzelten unverſehens in eine Wolfsgrube hinein. Da war guter Rat teuer. Wie kommt man aus der Falle heraus? — Und Reineke ſagte zum Igel: „Geh, ſuch in deinem Hirnkaſten nach einem Mittelchen, wie wir uns aus der Schlappe heraushelfen!“ — „Das hätt ich eh“, verſetzte der Igel, „doch ich fürchte, du tätſt mir ſpäter fluchen. Wie ſollt ich Igelchen,

das ich blos dreifältigen Verſtand beſitze, etwas beſſer auszuklügeln, als du, der du einen ſiebenundſiebenzigfachen haſt?“ — Nach langem Hin- und Herreden rückte der Igel mit dem Vorſchlage heraus: „Du Reinecke packſt mich beim Ohr und wirfſt mich aus der Grube hinaus; denn ich bin der Kleinere.“ — „Ja, wie komm ich aber dann hinaus?“ — „Dann ſteckſt du deinen Schweif hinaus und ich ziehe dich heraus.“ — Sogleich packte Reineke den Igel beim Ohr und warf ihn aus der Grube hinaus und forderte ihn auf, ſein Verſprechen zu halten: „Heda Gevatter, zieh mich jetzt heraus!“ — „Weißt du was, ich will dir jetzt etwas ſagen: ich hab wohl nicht mehr, als dreifachen Verſtand und hab doch ein Mittelchen gefunden, wie man ſich hilft. Hilf dir auch ſelbſt, du haſt ja einen ſiebenundſiebenzigfachen Verſtand!“ — Inzwiſchen kam der Bauer herbei, fand Reineken in der Grube und machte ihm den Garaus. Der Igel verkroch ſich mit ſeinem dreifachen Verſtande im Dickicht, der Meiſter aber wurde trotz ſeinem ſiebenundſiebenzigfachen Verſtande vom Bauer fort getragen.

## 14.

## Meiſter Reineke und Gockeling, der Kräher.

Einſt begegnete Reineke, der Fuchs, Gockeling, dem Hahn, und bat ihn: „Geh, zeig mir doch einmal wie deine Hennen gackern?“ — Der Hahn war gleich dazu bereit, reckte hoch ſeinen Hals aus und fieng an zu krähen, flugs ſprang Meiſter Reineke auf ihn los und faßte ihn bei der Gurgel. Da ſprach der Hahn: „O Reineke, danke Gott, für einen ſo ſchönen Braten!“ — Und Reineke gieng dem Hahn auf den Leim, ſtellte ſich auf die Hinterfüße auf und — ſtimmte ein Dankgebet an. Im ſelben Augenblicke flog Gockeling auf einen nahen Baum und rief dem Meiſter zu: „Nun, wie mundet dem Vetter mein friſches Fleiſch?“ —

## 15.

# Der einfältige Petz.

Frühzeitig im Frühjahre verließ Meister Braune seine Winterhöhle und gewahrte einen Herlitzenstrauch, der in voller Blüte stand, während sich zur selben Zeit die übrigen Bäume erst mit grünem Laub bedeckten. Und Meister Braune dachte, die Herlitzen müßten folgerichtig auch vor allen anderen Früchten reif werden, und streckte sich deshalb unter dem Strauche aus, um das Zeitigen der Herlitzen abzuwarten. Indessen er da lag und das Reifen der Früchte abwartete, zeitigten die übrigen Früchte und vergingen wieder. —

16.

## Der betrogene Bär.

Einſt ging ein altes Mütterchen in den Wald und ſtieg dort auf einen Kornelkirſchbaum, um Dürlitzen einzuleſen. Ein Bär aber, der ſie bemerkt hatte, kam unter den Baum und rief ihr zu: „Steig herab, Strunzel, damit ich dich auffreſſe!“ — „Geh, tu das nicht, ich bin ja ein altes, zaundürres Weib, nimm vor der Hand mit dieſem Schuh vorlieb, benag ihn, bis ich hinabkomme; ich will dich dann zu mir nach Hauſe führen; ich habe zwei Kinderchen, Janko und Mirko, die werden dir einen gar feinen und ſchmackhaften Braten abgeben; ich liefere ſie dir aus.“ So ſprach das alte Mütterchen und warf dem Braunen den einen Schuh herab. Meiſter Petz nagt und nagt an dem Schuh, doch das trockene und zähe Leder kann ſeinen Hunger nicht ſtillen. Da wurde er zornig und ſchrie zu ihr hinauf: „Steig herab, Strunzel, damit ich dich auffreſſe!“ — „Wart noch ein Weilchen, bis das Mütterchen genug Dürlitzen eingeſammelt; einſtweilen nimm den andern Schuh da und beknusper ihn, bis ſie hinabſteigt und dich zu ſich nach Hauſe führt.“ — Sagte es und warf ihm den

Schuh hinab. Sobald Braune merkte, der zweite Schuh sei nicht schmackhafter als der erste, mochte er ihn gar nicht weiter anschauen, sondern wartete, bis die Alte vom Baume herabstieg, um dann mit ihr nach Hause zu gehen. Als das Mütterchen genug Dürlitzen eingesammelt, stieg sie vom Baum herab, ging nach Haus und der Bär trabte hinterdrein nach. So kamen sie vor dem Hause an und das Mütterchen sprach: „Weißt Du was? Ich will den Kinderchen zuerst ein gutes Nachtmahl bereiten, damit sie fetter werden, und du geh inzwischen bis zum Abend herum, um besser bei Appetit zu sein!“ So ging der Bär fort, lief den ganzen Tag im Walde herum und stellte sich Abends vor der Hütte wieder ein: „Mütterchen,“ rief er aus, „da bin ich schon, gib mir Janko oder Mirko heraus, ich will sie verspeisen. Ich bin schon ganz ausgehungert.“ — „O, o,“ antwortete das Mütterchen von drinnen, „Janko hat die Thüre gar fest zugeriegelt und Mirko ist mir eben eingeschlummert, ich kann ihn doch nicht aufwecken. Mütterchen aber ist so alt und schwach, daß sie dir die Thür nicht selbst aufsperren kann. Ein andermal!“ — Da merkte Meister Petz, er sei der Geprellte und zog mit langer Nase und leerem Magen ab.

17.

# Vom alten Mütterchen und Isegrim, dem Wolfe.

Es war einmal ein altes, altes Mütterchen, das hatte sieben kleine Kinder und wohnte tief im dicken Walde in einer kleinen Hütte. Alle Kinder, bis auf den jüngsten, der Ivo hieß, waren sehr übermütig und machten Mütterchen viel Verdruß. Sie hatte sie aber doch vom Herzen lieb und bereitete ihnen immer zum Essen Kukuruzmehl in Milch eingekocht. Jede Woche ging Mütterchen in die Stadt einkaufen, weil man ja im Walde gar nichts zu kaufen bekommt. Einmal sagte sie zu den Kindern: „Liebe Kinder! Vetter Isegrim ist in der Nähe, er will euch auffressen, sobald ich vom Hause fort bin; macht ihm ja nicht auf. Er hat eine rauhe Stimme und gar garstige Pfoten.“ — Und die Kinder versprachen dem Mütterchen zu folgen. Sie verriegelten die Thüre und spielten im Zimmer herum. Auf einmal klopfte es an die Thüre. „Wer ists?“ riefen die Kinder. „Ich bins. Macht auf!“ — „Wer bist du?“ — „Ich bin Isegrim, euer Vetter!“ — „Wir dürfen Dir nicht aufmachen. Mütterchen hats uns verboten. Du hast

eine rauhe Stimme und garſtige Pfoten, du tätſt uns auffreſſen!“ — Da ging der Wolf fort, ſuchte einen Barbier auf und ließ ſich die Pfoten ſchön abraſiren, dann kehrte er wiederum zur Hütte zurück und hub mit einer feinen Stimme zu rufen an: „Macht auf, Kinderchen!“ — „Wer iſts?“ — „Ich bins, euer Mütterchen!“ -- „Zeig uns deine Hände!“ Und der Wolf zwängte durch die Thürſpalte ſeine Pfoten in die Stube hinein und weil die Kinder wirklich glaubten, es ſei das Mütterchen, öffneten ſie die Zimmerthüre. Klein Ivo hatte aber der Stimme nicht getraut und ſich in der Ofenröhre verſteckt. Kaum war die Thür offen, ſprang der Wolf hinein und verſchluckte alle ſechs Kinder, nur den braven Ivo nicht, weil er ihn nirgends finden konnte. Hierauf ging der Wolf vor die Hütte hinaus und ſonnte ſich. Inzwiſchen kam Mütterchen nach Haus und wie ſie die offene Thüre und den Wolf erblickte, wußte ſie gleich was vorgefallen. — „Wo ſind meine Kinderchen?“ fragte ſie den Iſegrim. — „Weiß ichs? Hab deine Kinderchen gar nicht geſehen. Weißt was? Willſt mich ein Bischen laufen?“ — Mütterchen ſagte ja, und der Wolf ſchlief bald auf ihrem Schoße ein. Klein Ivo hatte Alles mit angehört und ſchlich ſich ſachte als er merkte, der Wolf ſchnarche feſt, aus der Ofenröhre heraus und kam weinend zum Mütterchen. Und Mütterchen ſagte zum braven Ivo: „Geh, meine liebe Seele, hol mir das große Küchenmeſſer!“ — Ivo war huſch! wieder da mit dem ſcharfen Meſſer in der Hand, und Mütterchen ſchnitt ſo langſam dem Iſegrim den Bauch auf, daß er gar nichts merkte, und haſt dus nicht geſehen, ſprangen alle ſechs Brüder Ivos aus dem Magen des Wolfes heraus. Dann nahm Mütterchen das große Stück Salz, daß ſie in der Stadt gekauft, legte es Iſegrim in den Magen

und nähte den großen Schnitt fein zu. Als sie fertig war, versteckte sie die Kinderchen und weckte den Wolf auf. „O weh!“ sagte der Wolf, „bin ich aber durstig, hast nichts zu trinken? Ich möcht schier vergehen vor Durst.“ — Und Mütterchen führte den Isegrim zum tiefen Brunnen, und der Wolf sprang vor Durst hinein und brach sich im Falle das Genick. Die Kinder bekamen jetzt Butterbrod und je ein Stück Zucker, klein Ivo aber, weil er der bravste war, zwei Stücke. — Ich seh dirs an, Fritz, du willst auch ein Butterbrod?

— O ja, ja, liebe, herzige Mutter!

18.

## Weshalb kann der Hund die Katze, und die Katze die Maus nicht leiden?

In alten Zeiten, so kündet die Mähr, genoßen die Hunde eine große Freiheit, und unter anderem gehörte ihnen das Fleisch, das beim Essen vom Tisch fiel. Um sich dieses Recht für alle Zeiten zu wahren, verfaßten sie auf einer Eselshaut eine Urkunde, in welcher ihnen dieses Recht ausdrücklich verbrieft wurde. Eine Zeit lang hielt der König der Hunde selbst die Bulle in Verwahrung, später aber vertraute er sie der Obhut seines ersten Geheimschreibers, dem Kater an. Und der Kater trug die Urkunde auf den Hausboden und versteckte sie hinter einem Dachbalken, damit sie niemand entwenden könne. Nun hauste zufälligerweise hinter diesem Dachbalken ein junges Mäuslein. Das Mäuslein stieß einmal auf einem Spaziergange gerade auf die Rolle nnd versuchte sie von der Stelle zu bringen. Doch das steife Pergament stak ganz fest und ließ sich nicht herausziehen. Das Mäuslein war über diesen glücklichen Fund hocherfreut, weil es nnn etwas zu knuspern hatte. Tag für Tag stattete es der Haut seinen Besuch ab, um daran

seine Zähnlein zu wetzen. Da geschah es einmal, daß ein Hund ein Stück Fleisch, das vom Tische gefallen, aufgelesen und dafür mit einer Hand voll ungebrannter Asche tüchtig eingerieben wurde. Weinend suchte der Hund seinen König auf und erzählte ihm des Langen und Breiten den erlebten Unbill. Der König ließ sofort seinen Geheimschreiber, den Kater, vor sich rufen und befahl ihm die Urkunde herbeizuschaffen. Der Kater beeilte sich ohne weiteres das Pergament zu holen. Doch was fand er zu seinem Leidwesen? -- Nur einige kleine Brocken. — Es ward ihm auf der Stelle klar, dies sei eines Mäusleins Untat. Er erzählte die Geschichte den übrigen Katzen, die da einstimmig allen Mäusen blutige Fehde schworen und vor Gram und Leid zu miauen anfingen. Hierauf stattete der Kater dem Könige der Hunde seinen Bericht ab und der König berief sogleich eine allgemeine Hundeversammlung, in welcher er den Befehl erließ, daß man von nun an überall und zu jeder Zeit die Katzen ob der begangenen Nachlässigkeit verfolgen müsse. Das ist das Ende dieser Geschichte. —

## 19.

# Der Ratsbeſchluß der Mäuſeverſammlung.

Einſt verſammelten ſich die Mäuſe auf einem Felde in einer hohlen Weide, um ihre gemeinſamen Angelegenheiten zu beſprechen und verfaßten eine Urkunde, die von allen unterfertigt wurde, und in welcher der Beſchluß niedergeſchrieben ſtand, der Katze ſolle eine Schelle um den Hals gehängt werden, damit man ſchon von Weitem ihr Herannnahen merke. Selbſtverſtändlich gaben alle ihre Zuſtimmung. Nun rückte der entſcheidende Augenblick heran, wo man der Katze die Schelle umhängen ſollte und da ſprach ein Mäuslein: „Ja, aber wer von uns wird denn die Schelle der Katze umhängen?“ — Plötzlich ſprang unter ſie eine Katze und ergriff einige Mäuſe, während die übrigen nach allen Windroſen zerſtoben. Seit jener Zeit fürchten ſich die Mäuſe ſo ſehr vor der Katze, daß ſie es überhaupt nicht mehr wagen, gegen ſie einen Beſchluß zu faſſen.

## 20.

# Graf und Bauernſohn.

Es war einmal ein Graf und ein Bauer, der drei Söhne hatte. Der Graf beſaß eine große Menge Schweine, und ſo bat er einmal den Bauer, er möge ihm einen ſeiner Söhne als Schweinehirten ſchicken. Der Bauer ſchickte ihm den älteſten Sohn. Als dieſer in der Frühe vor dem Grafen erſchien, übergab ihm der Graf die Schweine mit den Worten: „Wenn Du mir ſie Abends vollzählig nach Hauſe treibſt, geb ich Dir hundert Gulden als Belohnung, fehlt Dir aber auch nur eines, ſo erhältſt Du Deine wohlgezählten hundert Stockſtreiche.“ — Alſo trieb der Burſche die Schweine auf die Weide. Nach etwa einer Stunde kam des Grafen Kutſcher eiligſt daher gekeucht und ſagte: „Schweinehalter! fang ſchnell ein Schwein ab und gib es her; Gäſte ſind eingetroffen und wir haben keinen Braten zu Hauſe.“ — Ahnungslos fieng der Burſche ein Schwein ab und überreichte es dem Manne. Als er aber Abends die Schweine nach Haus getrieben, überzählte ſie der Graf und merkte, es fehle ein Schwein. „Ja, hier geht ja ein Schwein ab, wo iſts hin?“ fragte er und der Burſche erzählte, der Kutſcher habe in des Grafen Auftrag

eines in der Früh abgeholt. Doch der Graf entgegnete: „Hab ich Dir denn nicht eingeſchärft, Du müſſeſt die Schweine vollzählig nach Haus bringen?“ und ließ dem Burſchen hundert Stockſtreiche aufmeſſen. Hierauf ließ der Graf dem Bauer ſagen, er möge ihm den anderen Sohn zuſchicken. Der Bauer ſchickte ihm den zweiten Sohn, und der Graf ſpielte dieſem gleichfalls ſo wie dem erſten mit. Dann ließ er dem Bauer ſagen, er ſolle ihm den dritten Sohn zuſchicken. Der Bauer ſchickte ſeinen Sohn, und als ſich dieſer in der Frühe vorſtellte, ſprach der Graf zu ihm: „Hier übergebe ich Dir die Schweine, doch wenn Du mir ſie Abends nicht vollzählig heimtreibſt, kriegſt Du Deine hundert Stockſtreiche, wenn ja, hundert Gulden Rheiniſch.“ — Alſo trieb der Burſche die Schweine auf die Weide. Nach einer Weile kam des Grafen Kutſcher zu ihm gelaufen mit dem Auftrag: „Gib ſchnell ein Schwein her, Fremde ſind angekommen, wir brauchen einen Braten.“ — Doch der Hirte entgegnete: „Mag nicht. Mir hat der Graf befohlen alle nach Haus zu bringen.“ — Später kam der Kammerdiener mit demſelben Anſinnen, aber der Hirte wollte ſich um keinen Preis bewegen laſſen, ein Schweinchen abzufangen. Endlich kam der Graf ſelbſt zu ihm, denn er war keineswegs gewillt, ihm Abends hundert Gulden Rheiniſch auszubezahlen, und herrſchte ihn an: „Du Rotzkerl, wie unterſtehſt Du dich, mir ein Schwein zu verweigern, wenn ich eines abfordern laſſe?“ — Antwortete der Burſche: „Vorläufig gehören die Schweine mir, weil ſie mir anvertraut worden ſind, komm ich Abends nach Hauſe, dann kann ſich der Graf nach Belieben das ſchönſte Schwein ausſuchen.“ — Als der Burſche Abends mit den Schweinen nach Hauſe kam, ſagte der Graf zu ihm: „Du wirſt heute Nacht in dieſer Kammer übernachten.“ In der Kammer

aber hielt der Graf einen Bären gefangen, dem er an diesem Tage gar keine Nahrung hatte verabreichen lassen, damit der Bär desto eher den Schweinehirten auffresse. In der Kammer lag überdies ein großer schwerer Holzpflock und eine Hacke. Als nun der Bursche in die Kammer trat, fieng er auf einer Maultrommel zu spielen an. Wie der Bär die Musik vernahm, wandte er sich an ihn mit der Frage, was er wohl verlangte, wenn er auch ihn so spielen lehrte. Der Bursche meinte, er täte es aus Freundschaft umsonst, aber dazu habe er, der Bär, zu krumme Nägel; er sei übrigens bereit, sie ihm zu diesem Zwecke gerade zu machen. Der Bär gab sich damit einverstanden und der Bursche trieb die Axt in den Klotz hinein, so daß ein Spalt entstand und ließ den Bären die Tatzen hineinstecken. So machte die Klemme die ganze Nacht hindurch dem Bären die Nägel gerade. In der Früh kam der Graf zur Kammer um nachzusehen, in der sicheren Erwartung, der Hirte sei schon vom Bären erwürgt worden; doch siehe da! der Bursche geht frei herum, während sich der Bär im Pflock gefangen schmerzvoll windet.

Nun beauftragte er den Burschen, sich auf eines seiner Schlösser zu begeben, befahl aber zugleich heimlich dem Bären ihm nachzusetzen, und damit der Bär den Burschen desto sicherer umbringe, trug er diesem auf, die Pferde im leichten Trabe schreiten zu lassen. Ohne Vorwissen des Grafen nahm der Bursche dessen Fräulein Tochter mit und fuhr zu dem bezeichneten Schlosse. Nachdem sie schon weit fort waren, schickte ihnen der Graf den Bären nach. Der Bursche spornte indessen so sehr die Pferde an, daß er dem Bären einen großen Vorsprung abgewann. So einherfahrend gelangte er zu Meister Reineke, der auf der Straße lag und sich sonnte. Der Bursche hielt an und

fragte den Meiſter, was ihm denn fehle, und Meiſter Reineke entgegnete, er habe Bauchzwicken. „Da kann ich Dir ja leicht helfen," ſagte der Burſche und Reineke bat: „So tus ich bitt dich". — Da wand er eine Baſtſchleife zu einer Schlinge, legte ſie Reineken um den Hals, zog einen Aſt vom Baume herab, befeſtigte daran das andere Ende der Schleife und ließ dann den Aſt los, ſo daß Reineke in der Luft hin und her baumelte. Bald darauf kam Meiſter Petz des Weges und Reineke flehte ihn an, er möge ihn losmachen. „Schau," ſagte er, „nimm mich herab, ich kann mich nicht allein freimachen." — Nach langem Herumſuchen fand Petz eine Stange, mit der er den Aſt herabzog, dann ſchnitt er den Baſt ab und befreite den Meiſter Jetzt ſetzten ſie beide in Gemeinſchaft dem Hirten nach. Dieſer war in der Zwiſchenzeit auf einen Haſen geſtoßen, der hüpfte. in großen Sätzen auf der Straße herum. „Lampe, was giebts, daß du ſo herumſpringſt?" fragte er ihn und Lampe antwortete: „Warum ſollt ich nicht herumſpringen, ich bin ſehr gut aufgelegt." — Und der Burſche ſagte ihm, er wolle ihm helfen, damit er noch flinker herumſpringe, und Lampe verſetzte: „Ich bitt dich tu es." — Da riß ihm der Hirte die Beine auseinander und fuhr weiter. Nach einer Weile trafen Petz uud Reineke dort den Lampe an und forderten ihn auf, mitzugehen. Und Lampe erwiderte: „Du ſiehſt ja, ich kann ja nicht gehen, außer Du willſt mich tragen." — Petz lud ihn ſich auf den Rücken, und ſo zogen ſie ſelbdritt weiter. Nun geſchah es, daß der Burſche ein gewiſſes Bedürfniß fühlte, das ihn nötigte vom Wagen herabzuſteigen und ſich im Gebüſch niederzuhocken. Inzwiſchen waren ihm die Verbündeten ſoweit nachgekommen, daß ſie ſeiner anſichtig wurden nnd ſie ſagten: „Jetzt greifen wir ihn an!" Doch keiner getraute ſich zuerſt den Angriff

zu machen. Petz sagte: „Seht ihr denn nicht, daß er einen Klotz spaltet?“ Reineke meinte: „Warum nicht gar, er spaltet keinen Klotz, sondern windet eine Bastschleife.“ Und Lampe versetzte: „Ihr alle zwei zusammen seht nicht gut, denn seht Ihr nicht, daß er einen Stock schnitzt, um mir mit ihm die Beine zu zerreißen?“ — Und so getraute sich keiner von ihnen ihn anzugreifen, sondern machten schleunigst Kehrt. Der Bursche aber heiratete bald darauf die Grafentochter, und sie lebten miteinander noch viele Jahre in Glück und Frieden. —

21.

## Der geſchundene Bock.

Es war einmal ein Greis und eine Greiſin, die hatten zwei Söhne und zwei Schwiegertöchter. Auch waren ſie ſo arm, daß ſie nichts weiter auf der lieben Welt beſaßen, als einen Ziegenbock. Eines Tages ſchickte der Greis ſeine jüngere Schnur mit dem Ziegenbock in den Wald, um grüne Baumzweige abzupflücken, damit das arme Tier nicht vor Hunger verende. Dem Auftrage gemäß geht ſie mit dem Ziegenbock in den Wald, aber in einer kleinen Weile iſt der Ziegenbock ſchon wieder zu Hauſe und fängt aus Leibeskräften an zu meckern: „Mehehe! mehehe!“ — Der Greis trat hinaus und fragte ihn, weshalb er heimgekehrt ſei. Er aber gab zur Antwort: „Du haſt die Schnur ausgeſchickt, damit ſie mir grüne Zweige anhacke und ich Atzung habe, ſie aber band mir einen Schwamm um die Schnauze und ich kann nicht.“ — Da ſchickte der Greis die andere Schnur aus, doch auch ihr ſpielte der Ziegenbock ſo mit. Alſo ſchickte der Greis den Sohn aus. Auch ihm ergieng es nicht beſſer. Nun gieng der ältere Sohn mit und erfuhr daſſelbe.

Jetzt gieng das Mütterchen, nahm einen Handschuh voll Weizen mit, streute diesen langsam hinter sich aus und lockte den Ziegenbock: „Bock Böckele komm, Bock Böckele komm!“ — So lange der Weizen aus dem Handschuh rann, folgte der Ziegenbock der Alten, als es aber damit aus war, rannte er nach seiner Gewohnheit heim, sprang um das Haus herum und erhob ein schändliches Gemecker Wiederum fragte ihn der Greis, was denn los sei und der Bock erwiderte: „Du hast die alte Hexe fortgeschickt, daß sie mir grüne Baumzweige anhacke, damit ich Atzung habe, sie aber steckte mir einen Schwamm auf die Schnauze und so kann ich nicht.“ — Der Alte glaubte, der Ziegenbock sage die Wahrheit und gieng selbst mit ihm in den Wald, aber der liebe Bock machte es ihm auch nicht anders als den anderen. Da geriet der Alte in Zorn, schlachtete ihn sogleich, zog ihm das Fell ab, salzte ihn, steckte ihn auf einen Spieß und legte ihn ans Feuer zum Braten; doch unser Freund Ziegenbock springt vom Spieß herab und rennt und rennt! und flüchtet sich in Meister Reinekes Bau. Reineke war eben nicht zu Hause. Als er heimkehrte und jemand in seinem Baue herumrumoren hörte traute er sich nicht hineinzugehen, sondern gieng tief betrübt und schmerzerfüllt fort. Auf dem Wege begegnet ihm Gevatter Lampe und erkundigt sich, warum der Meister so trübsinnig einherschleiche. Also erzählt Reineke, jemand habe sich in seinen Bau hineingeschlichen, und da getraue er sich nicht hinein zu gehen. Da sagte Lampe: „Laß uns zwei hin gehen. Wir wollen doch sehen, wer sich das untersteht!“ — Also machten sie sich auf den Weg. Vor dem Baue angelangt rief Lampe aus: „Wer ist da drinnen in Reinekes Bau?“ — Da antwortete der Bock von drinnen:

„Ich bins, ich!
Bin der Ziegenbock
Mit geſchundnem Rock.
Bin lebendig
Abgeſchlachtet,
Nicht geſchlachtet!
Bin geſalzen,
Nicht geſalzen!
Bin gebraten,
Nicht gebraten!
Wie ein Pfahl ſind meine Zähne,
Ich zerreiße dich wie Strähne!"

Als Haſe und Fuchs dieſe Worte vernahmen, entſetzten ſie ſich und machten ſich ſchleunigſt aus dem Staube. Auf ihrer Flucht begegneten ſie Iſegrim, Meiſter Petz und dem Löwen. Als Reineke und Lampe eine ſo erlauchte Geſellſchaft ſahen, hielten ſie inne und erzählten die ganze Begebenheit. Nun machten ſich alle gemeinſam auf, um Reineken zu ſeiner Behauſung zu verhelfen. Doch ihre Bemühung war vergeblich, denn der Bock gab jedem dieſelbe Antwort wie dem Haſen. So giengen ſie alle mißgeſtimmt übers Feld, beſorgt um Reinekes willen, deſſen Mißgeſchick ihnen ſehr zu Herzen gieng. Da begegneten ſie dem Igel, der ſich gleich erkundigte, was ſie in ſo großer Geſellſchaft vorhätten. Und ſie teilten ihm offen und wahr den ganzen Stand der Dinge mit. Da ſagte der Igel: „Wohlan kommt, ich will auch mein Glück verſuchen, damit ich doch ſehe, was für ein Herr drinnen ſei!" — Als ſie vor den Bau kamen, rief der Igel aus: „Wer ſteckt da drinnen in Meiſter Reinekes Behauſung?" Antwortete der Ziegenbock:

„Ich bins, ich!
Bin der Ziegenbock
Mit geſchundnem Rock.

Bin lebendig
Abgeſchlachtet,
Nicht geſchlachtet!
Bin geſalzen,
Nicht geſalzen!
Bin gebraten,
Nicht gebraten!
Wie ein Pfahl ſind meine Zähne
Ich zerreiße dich wie Strähne!“

Hierauf verſetzte der Igel:

„Der Igel ich heiß
Und bin der Schultheiß
Vom ganzen Ort.
Wälze mich im Kugelmarſch
Durch die Schnauz dir in den A . . . .
Und ſtech dich dort!“

Da aber rannte der Ziegenbock!

## 22.

# Das Kind und die Schlange.

Es war einmal ein Kind, das pflegte ſeine Milch, die es zur Jauſe bekam, jedesmal auf der Schwelle vor dem Hauſe zu verzehren, und regelmäßig ſtellte ſich bei ihm eine Schlange als Gaſt ein und aß vom Teller mit. Einmal ſchlürfte die Schlange die Milch zu haſtig vom Teller weg und das Kind ſagte zu ihr: „Nicht ſo ſchnell eſſen, Püppchen.“ Doch Püppchen haſtete weiter, unbekümmert um die Ermahnung, bis das Kind bös gemacht ihr mit dem Löffel einen Schlag auf den Kopf verſetzte. Jetzt fuhr die Schlange erboſt auf und biß das Kind ſo giftig, daß es ſchon am folgenden Tage eine Leiche ward. Das Kind wurde beſtattet. Doch die Schlange wußte nicht, daß das Kind geſtorben und wartete wie gewöhnlich zur beſtimmten Stunde auf das Kind mit der Milch. Aber ſie wartete vergebens; denn es kam kein Kind und keine Milch, ſondern der Vater des Kindes ſtand mit einem Beile auf der Lauer, und als ſich die Schlange zeigte, warf er das Beil auf ſie. Hurtig verkroch ſich die Schlange in ihr

Loch unter der Schwelle, aber nicht schnell genug; denn das Beil hieb ihr den Schweif ab. Später wollte die Schlange nicht mehr hervorkriechen, während der Vater des Kindes jeden Tag mit dem Beil in der Hand ihr auflauerte, und als er sah, daß sie nicht hervorkomme, fing er sie zu locken an: „Komm heraus, Püppchen, komm heraus, ich tu Dir ja nichts, wir wollen wieder gute Freunde werden.“ — Die Schlange war aber nicht so dumm, daß sie hervorgekrochen wäre, sondern gab ihm zur Antwort: „O mein lieber Mensch, ich glaube Dir nicht; denn wenn Du Dich deines Kindes im Grabe erinnerst, und ich meines gekürzten Schwanzes, so kann zwischen uns keine Freundschaft mehr bestehen.“ —

## 23.

# Des Hahnes Reisegesellschaft.

Es ging einmal ein Hahn wallfahrten und begegnete auf der Landstraße einem Truthahne. „Wohin des Weges?“ fragte ihn dieser und der Hahn antwortete: „Ich will mir die Welt ansehen.“ — „Hör mal,“ versetzte der Truthahn, nimm mich mit!“ — „Komm ohne weiteres.“ — So gingen sie im Gespräche weiter und begegneten einer Ente. Die fragte sie: „Wohin des Weges, meine Herrschaften?“ — „In die weite Welt, wir wollen uns ein bischen in der Welt umsehen.“ — „Laßt auch mich mitgehen.“ — „Von Herzen gerne, komm!“ — Nach einem längeren Marsche begegnete die Gesellschaft einem Gänserich. Frägt sie der Gänserich: „Wohin des Weges?“ — „Wir ziehen in die Welt hinaus.“ — „Darf ich mich auch anschließen?“ — „Ohne weiteres.“ — Auf ihrer weiteren Wanderung trafen sie auf einen Hasen und einen Igel, die sich ihnen gleichfalls anschloßen. Bei Anbruch der Nacht schlug die Gesellschaft in einem hohlen Baume ihr Nachtquartier auf und den Igel ward als Wächter bestellt. Nun pflegte Meister

Reineke schon zu öfteren Malen in diesem hohlen Baume einen guten Imbis zu finden und forderte daher seinen Vetter Isegrim auf mit ihm dorthin zu gehen, weil sie dort eine fette Mahlzeit treffen würden. Gesagt, getan. Die zwei Herren kamen zu dem Baume, Reineke wollte sachte in den Baum hineinkriechen, trat aber auf den zusammengerollten Igel und zerstach sich jämmerlich. Entsetzt sprang er mit einem gewaltigen Satz zurück und sprach zu Isegrim: „Hör mal, der Eingang ist mit lauter spitzen Dornen verrammelt, da kommen wir schwerlich hinein.“ — Inzwischen witterte Meister Lampe die unverhofften Gäste und rannte, ganz außer Rand und Band geraten, im hohlen Baume aus einer Ecke in die andere. Sprach Meister Reineke zu seinem Vetter: „Du horch! jemand sucht nach einem Stecken, die Sache steht schlimm!“ Jetzt krähte voll Entsetzen der Truthahn: „Ihrr Bürrgerr! Ihrr Bürrgerr!“ und die Ente gackerte: „Sechs sind wir, sechs sind wir!“ — Da wispelte Reineke seinem Vetter ins Ohr: „Hörst du, ihrer sind sechs, wir aber sind unser nur zwei, wir müssen schauen, daß wir uns rechtzeitig aus dem Staube machen!“ Nun schnatterte der Gänserich: „Ksi, ksi, ksi!“ und Reineke sprach: „Vetter! jemand zündet Licht an, sie werden uns sehen, dann sind wir verloren, retten wir uns, retten wir uns!“ Also ließen sich Meister Reineke und sein Oheim Isegrim hungrigen Magens verscheuchen, der Hahn aber, wofern er sich nicht schon irgendwo zur Ruhe gesetzt, reist noch jetzt mit seiner Gesellschaft in der Welt herum.

24

# Zlatumbeg.

Es war einmal ein armer Junggeſelle Namens Zlatumbeg, der beſaß weder Haus noch Hof, ſondern verbrachte kümmerlich ſein Leben unter zwei Brettern an der Heerſtraße, jeden Tag gewärtig, ſein elendes Daſein mit dem Tode abzulöſen. Ihm gehörte noch ein kleines Bretterhüttlein, wo er in einem Schlauche ein wenig Mehl aufbewahrte. Zu all ſeiner Not und ſeinem Elend hatte ſich es Meiſter Reineke zur zweiten Gewohnheit gemacht, Tag für Tag dem Mehl einen Beſuch abzuſtatten, bis ihm Zlatumbeg einmal auf die Schliche kam und den Entſchluß faßte, dem ungebetenen Gaſte aufzulauern und ihm das Eſſen zu verſalzen. So tief ſtak Zlatumbeg in drückender Armut, daß er nicht einmal ein Schloß machen laſſen konnte, um die Thüre ſeiner Bretterbude zu verſchließen. Er ſtellte deshalb am Eingange eine Falle auf in der ſicheren Erwartung, Reineken einzufangen, was ihm denn auch glücklich gelang. Als er am nächſten Morgen zeitlich aufwachte, fand er den Meiſter gefangen. Er bemächtigte ſich ſeiner, trug ihn hinaus, band ihn an einen Baum

und holte einen Pfahl — eine Axt besaß er nicht — um Reineken den Garaus zu machen.

Als Reineke merkte, er müsse sein Leben lassen, verlegte er sich aufs Bitten: „Ach, geh, laß mich frei! ich verheirate dich mit des Kaisers Töchterlein.“ — Das erschien anfänglich dem Zlatumbeg als reine Torheit und als ein bloßer Kniff Reinekens, um sich aus der Klemme zu reißen. Indessen hielt er inne und überlegte: „Wenn ich ihn jetzt töte, so hab ich ja gar keinen Nutzen davon, laß ich ihn aber los, so ist er genug gewitzigt und wird sich wohlweislich hüten, noch einmal seinen Besuch zu erneuern; ja, ich laß ihn frei.“ — Somit löste er den Strick und ließ Reineken laufen. Kaum fühlte sich der Meister frei, rannte er schnurstracks in den Wald hinein ohne sich auch nur umzuschauen. Zlatumbeg verdroß es, daß der Meister kein Wort des Dankes sagte und rief ihm nach: „Wohin so eilig, Reineke?“ — „Ich gehe um die Hand der Kaiserstochter für dich anhalten,“ entgegnete der Fuchs und Zlatumbeg versetzte: „Schlag dir, Meister, dies aus dem Kopf; denn gesetzt auch den Fall, du vermöchtest es auszuführen, so weiß ich ja nicht wohin mit der Prinzessin.“ — Reineke schüttelte den Schweif und antwortete: „Das braucht dir kein Kopfweh zu verursachen.“ Mit diesen Worten verschwand er im Walde.

Und Reineke hielt wirklich, was er versprochen. Er machte sich ohne weiteres auf den Weg zur kaiserlichen Burg und langte glücklich und wohlbehalten daselbst an. An Ort und Stelle angekommen näherte er sich dem ersten Wachposten und bot ihm ein „Grüß dich Gott!“ und die Wache entgegnete ihm: „Des walte Gott, biederer Meister!“ — „Kann ich vor unseren wackeren Kaiser vorkommen?“ fragte Reineke und man gab ihm zur Antwort:

„Wart ein Weilchen, Meiſter, wir wollen dich gleich anmelden.“ — Der Poſten gieng zum Kaiſer hinein und ſagte demſelben, Meiſter Reineke wünſche ihn in einer wichtigen Angelegenheit perſönlich zu ſprechen und bitte um Audienz. Der Kaiſer befahl, ihn ohne weiteres vorzulaſſen. Die Diener eilten hinaus und ſagten dem Meiſter, er könne vortreten, und Reineke gieng ſogleich hinein zum Kaiſer und ſprach: „Grüß dich Gott, wackerer Kaiſer!“ — „Des walte Gott, lieber Meiſter,“ antwortete der Kaiſer, „was drückt dich für ein Ungemach, daß du zu mir kommſt? — „Wackerer Kaiſer, von einem Ungemach iſt hier, bei Leibe, keine Rede, ſondern ich habe ein ganz anderes Anliegen am Herzen, das ich dir vortragen möchte, wenns erlaubt iſt.“ — „Du weißt, mein lieber Meiſter, daß vor meinem Throne volle Redefreiheit herrſcht, daß man jede Bitte ungeſcheut vorbringen darf. Sprich ſomit frank und frei, was führt dich zu mir!“ — Und Reineke hub redſelig, wie ein altes Weib in der Spinnſtube, ſeinen Vortrag an: „Wackerer Kaiſer! wie ich vernommen, haſt du eine ſchmucke Tochter, deren Schönheit in aller Herren Landen hoch gerühmt wird. Ich dagegen habe meinen Zlatumbeg, der nach dem einſtimmigen Urteil der ganzen Welt, — und ich kann nicht anders, als der Wahrheit ihr Recht geben, — hundertundneunmal ſchöner iſt als deine Tochter. Nun erlaube ich mir, an Dich die Frage zu ſtellen, biſt du geneigt, deine Tochter an meinen Zlatumbeg auszugeben?“ — „Wie kann ich ſie ſo mir nichts dir nichts ausgeben,“ antwortete der Kaiſer, „da ich noch nicht weiß, ob das Mädchen ihre Einwilligung dazu gibt. So etwas will wohl erwogen ſein.“ — „Nun ſo geh und frag ſie,“ verſetzte Meiſter Reineke, „damit wir hören, was ſie meint.“ — Der Kaiſer befahl ſogleich,

seine Tochter vor ihn zu rufen. Sowie sie ins Zimmer trat, teilte ihr der Kaiser mit, um was es sich handle und sagte: „Wohlan, mein liebes Kind, wenn du einverstanden bist, so sag es gerad heraus, wenn nicht, so sag es gleichfalls ohne Umschweife, damit wir den biederen Meister nicht unnötig hier verweilen.“ — Als die Kaiserstochter den Antrag vernommen, schlug sie verschämt die Augen zu Boden und schwieg. Reineke aber sprang vor sie hin und schwur hoch und teuer: „Ich schwör es dir bei der Hühnersteige, ich spreche die heilige Wahrheit, mein Zlatumbeg ist hundertundneunmal schöner als du und hundertundzehnmal reicher als dein Vater! — überlege nicht viel, sondern gib kurzweg und herzhaft dein Jawort, es wird dich fürwahr niemals gereuen!“ — Da sie merkte, daß auch ihr Vater, der Kaiser, nicht abgeneigt sei, so sagte sie „ja“ und eilte flugs aus dem Zimmer hinaus. Hierauf sprach der Kaiser zu Reineken: „Wohlan Meister! du hast ihre Meinung gehört. Nunmehr erübrigt nichts anderes als du stellst dich ein und führst sie heim. Doch, sag ich dir, komm nicht vor Ablauf eines halben Jahres; denn die nötigen Vorbereitungen erheischen zum mindesten so viel Zeit, und bring mir nicht weniger als fünfhundert Hochzeitsgäste mit, wo möglich auch mehr, je mehr desto besser.“ — Sobald Reineke des Kaisers Bescheid vernommen, machte er auf der Stelle kehrt und eilte nach Haus zu seinem Zlatumbeg.

Wie war Zlatumbeg erfreut, als er Meister Reineke wiedersah; denn er hatte schon jede Hoffnung, ihn wiederzusehen aufgegeben. Doch seine Freude verwandelte sich bald in tiefe Niedergeschlagenheit, als ihm Reineke die Mitteilung machte, er habe die Hand der Kaiserstochter für ihn erlangt, und Zlatumbeg müsse nach einem halben

Jahr mit fünfhundert Hochzeitsgästen kommen, um das Mädchen heimzuführen. Ratlos stand Zlatumbeg da und fragte endlich den Meister: „Was nun, Meister? Gott steh dir bei! — Du siehst ja selbst, daß ich unter Gottes liebem Himmel gar nichts besitze. Wo soll ich diese Unmasse Menschen empfangen, wohin soll ich das Mädchen führen?“ — „Sei ganz furchtlos,“ beruhigte ihn Reineke, „das braucht dir nicht im Geringsten den Kopf heiß zu machen, ich bringe alles in Ordnung.“ — Ein Tag verdrängte den anderen und allmählig rückte die Zeit zum Aufbruch heran, Reineke traf aber noch immer nicht die geringsten Anstalten zur Hochzeit, während Zlatumbeg voll banger Erwartung der kommenden Dinge aus der Haut zu fahren glaubte. Als der bestimmte Tag erschien, an dem sie aufbrechen sollten, sagte Reineke: „Machen wir uns auf den Weg, Zlatumbeg!“ — „Aber wo bleiben unsere Hochzeitsgäste? Wo hab ich ein anständig Gewand?“ — „Das alles geht dich gar nichts an,“ erwiederte Reineke, „folge mir nur!“ — Zlatumbeg sah keinen anderen Ausweg, machte gute Miene zum bösen Spiel, als was ihm das ganze erschien, und gieng mit dem Meister mit. Als sie sich schon in der Nähe der kaiserlichen Burg befanden, fragte Zlatumbeg ganz verzagt Reineken: „Meister, was nun, so dir Gott lieb ist?“ — Reineke aber wiederholte wie immer: „Du brauchst dich darum nicht im Geringsten zu bekümmern.“ — In der nächsten Nähe der kaiserlichen Burg stießen sie auf eine Moraſtlache. Reineke sprang sogleich hinein,. fieng an sich im Moraste herumzuwälzen und hieß Zlatumbeg dasselbe tun. „Hab ich ihm in Allem Folge geleistet, so mag auch dies mit hingehen“, dachte Zlatumbeg und wälzte sich gleichfalls im Kote herum. Das hätte einer mit ansehen sollen

wie die zwei ausgeschaut haben, als sie aus dem Schlamme herauskrochen. Reineke schleifte nur mühsam den Schweif nach, und Zlatumbeg riß auf dem Wege fortwährend einen Patzen Lehm nach dem anderen vom Leibe, um sich doch einigermaßen seinen jämmerlichen Zustand zu erleichtern. So schleppten sie sich bis zur kaiserlichen Burg, und sogleich begab sich der Meister auf die Wachtstube, — er war ja schon seit jeher gewohnt, mit den Großen umzugehen, — und befahl den Leuten beim Kaiser anzufragen, ob er, der Meister, mit seinem Zlatumbeg vor den Kaiser kommen könne. Die wachthabenden Soldaten eilten auf der Stelle zu ihrem Befehlshaber und sagten, er solle den flinksten Mann in Meister Reinekens Angelegenheit zum Kaiser schicken, denn der Meister wünsche seine Sache so schnell als möglich erledigt zu sehen. Wie der Befehlshaber hörte, Meister Reineke habe gar so große Eile, ließ er seinen Großvater von der Wache ablösen und befahl ihm, Reineken beim Kaiser anzumelden. Der Greis griff nach seiner Krücke und rannte, so schnell es seine alten Beine gestatteten, zum Kaiser mit der Meldung: „Angekommen ist, wackerer Kaiser, Meister Reineke mit seinem Zlatumbeg und läßt anfragen, ob er bei dir vorkommen dürfe.“ — Und der Kaiser erwiderte: „Er mag ohne Umstände eintreten.“ — Der Greis humpelte nun zur Thüre hinaus und sagte zum Meister, er dürfe ohne weiteres eintreten. Meister Reineke nahm seinen Zlatumbeg bei der Hand, führte ihn ins Zimmer und redete den Kaiser an: „Gelobt sei Gott, Kaiser!“ — „In Ewigkeit, Amen, Meister“, entgegnete der Kaiser. „Hier bin ich,“ sagte Reineke, „ich bin pünktlich.“ — „Ja, wo bleibt denn dein Zlatumbeg?“ — fragte der Kaiser. „Da steht er ja an meiner Seite“, erwiederte der Meister. — „Zum Kukuk, was seid ihr denn so kotig?“

— „Ach, frag uns lieber gar nicht, erhabener Herr und Gebieter," verſetzte Reineke aufſeufzend. „Wir hatten ſchweres Unglück auf der Reiſe hieher; wir gelangten zu einer Brücke, ich mit Zlatumbeg gehen voraus, all die Hochzeitsleute uns nach, und da ſtürzt die Brücke, zu unſerem großen Leidweſen ein, alles verſinkt im Schlamme, mit genauer Not retten wir zwei uns vor dem ſicheren Verderben. Du ſiehſt ja, wie wir ganz voll Kot daſtehen. Ich bitt dich, gib wo möglich dem Zlatumbeg ein anſtändiges Gewand. Wenn dus nicht umſonſt tun magſt, ſo borg es ihm; denn er hat hier gar nichts mit, um ſich überziehen zu können, es wär ja eine Schande, ginge er ſo ganz beſchmutzt herum." — Hierauf entgegnete der Kaiſer: „Ich tus ſchon, Meiſter, ſei außer jeder Sorge," und befahl ſeinen Dienern, aus ſeinem Kleiderſchranke das ſchönſte Gewand hervorzuſuchen, und ſo kleidete er den Zlatumbeg von Kopf bis zu Fuß neu an. Nun ſprach der Meiſter: „Du ſiehſt nun, wackerer Kaiſer, was für ein entſetzliches Unglück uns heimgeſucht, indem alle unſere Hochzeitsleute elendiglich umgekommen ſind. Es ſchickt ſich nun und nimmermehr nach Haus zurückzukehren und aufs neue Hochzeitsgäſte zu entbieten, um uns nicht zum zweiten Male in die ungeheuren Unkoſten einer ſolchen Brautfahrt zu ſtürzen. Deshalb bitten wir dich, uns von deinen Leuten fünfhundert Gäſte und die nötige Reiſezehrung beizuſtellen." — Darauf der Kaiſer: „Ich tus vom Herzen gerne, meine lieben Kinder; denn jedermann, ich ſelbſt nicht ausgenommen, iſt derlei Zufälligkeiten ausgeſetzt; Ihr mögt ganz unbeſorgt ſein." — Sodann verſammelte der Kaiſer alle ſeine Diener und trug ihnen auf, ſämmtliche Großen des Reiches zur Hochzeit einzuladen und ihnen beſonders zu melden, er, der Kaiſer, wünſche, es möge

auch nicht einer daheim bleiben. Inzwischen brach der Abend an, und der Kaiser gieng mit Zlatumbeg nachtmahlen, während Meister Reineke in der Küche am Herde blieb und zarte Hühnerknöchlein beknupperte. Nun kamen auch sonst auf die kaiserliche Tafel ausgesuchte und fette Gerichte, diesmal aber waren die Speisen wo möglich noch ausgesuchter und leckerer zubereitet als gewöhnlich, mit Rücksicht auf die hohen Gäste, und Zlatumbeg, ganz überglücklich, sich endlich einmal nach Lust satt essen zu können, tat des Guten zu viel und schlampte und pampte sich mit den fetten Speisen den Magen voll. Nach beendigter Mahlzeit fieng es in Folge dessen unserem Zlatumbeg im Magen zu rummeln und bummeln an, wie wenn Maische in einem Bottig gährt, o je! Da erschrak Zlatumbeg und bat den Kaiser: „Wackerer Kaiser! Mit einem müden Wanderer muß man nachsichtig sein, deshalb bitt ich dich, verarg mirs nicht, ich möcht mich gerne zu Bette begeben.“ — „Gut! Gut!“ sagte der Kaiser und beauftragte seine Diener, dem Zlatumbeg ein Zimmer anzuweisen und ihm das Bett aufzumachen. Als sich Zlatumbeg in seinem Zimmer befand, gedachte er des Meisters und befahl, man solle ihn hereinbringen; denn er müsse an seiner Seite schlafen. Die Diener eilten sofort in die Küche und meldeten dem Meister, Zlatumbeg rufe ihn zu sich aufs Zimmer, damit er an seiner Seite schlafe. Sobald Reineke sich satt gegessen, begab er sich gleich zu Zlatumbeg aufs Zimmer. Zlatumbeg legte sich ins Bett auf das weiche Flaumenpolster, Reineke dagegen machte sichs hinter dem Ofen bequem. Sie plauderten eine Weile von allem Möglichen, bis Zlatumbeg vom Schlafe übermannt wurde. Um Mitternacht erwachte er plötzlich und erblickte die schöne Bescherung; sowie er da lag, hatte er sich ganz be-

ſudelt und ſtank wie ein Dachs. Jetzt ſann er nach, wie er ſich aus dieſer Patſche heraushelfen ſolle und weckte endlich den Meiſter auf: „Meiſter, Meiſter, wach auf! ich hab mich bei Gott und Seligkeit ins Bett betan, was fangen wir nun an?“ — „Darum brauchſt Du dir kein graues Härchen wachſen zu laſſen,“ beruhigte ihn Meiſter Reineke. „Machen wir uns ſchnell aus dem Staube“ meinte Zlatumbeg. „Geh du Narr, warum willſt du denn davon laufen?“ verſetzte Reineke, „du biſt doch nicht im Schlafe verrückt worden oder haſt zum Nachtmahl giftige Pilze gegeſſen, daß es bei dir im Oberſtübchen nicht richtig wär?“ — Reineke ſtand auf, gieng zu des Kaiſers Schlafzimmer und rief aus: „Herr Kaiſer!“ — „Wer da?“ fragte der Kaiſer. „Ich bins, Meiſter Reineke.“ — „Oho! Was iſt denn los, Meiſter?“ — „Ich bitt dich, gib mir ſechs Kleider; denn mein Zlatumbeg iſts von Haus aus gewohnt ſich Nachts mehrmals zu überziehen. Wenn ers einmal nicht täte, fürcht ich, könnt er den Tod davon haben.“ — „Schon gut, Meiſter,“ antwortete der Kaiſer, ſtand auf, nahm aus dem Kaſten ſechs Kleider und gab ſie Reineken. Sobald dieſer die Kleider hatte, eilte er zu ſeinem Zlatumbeg zurück, ſperrte die Türe ſorgfältig ab, legte dem Zlatumbeg reine Wäſche an, worauf ſich beide wiederum niederlegten und einſchliefen. Am Morgen, als der Kaiſer und ſeine Hofleute aufgeſtanden, machte ſich auch Zlatumbeg aus den Federn, kleidete ſich an und weckte den Meiſter. Am Mittag verſammelten ſich alle Hochzeitsleute, die nach der Mahlzeit das Reiſegeleite geben ſollten, und ſetzte ſich mit dem Kaiſer und Zlatumbeg zu Tiſche. Während der Mahlzeit ließ der Kaiſer ſeine Tochter kommen und hielt ihr folgende Rede: „Hier, meine liebe Tochter, ſteht dein dir vom Schickſal beſtimmter Gatte, mit dem du bis

zu deinem und ſeinem Tode in Glück und Frieden leben mögeſt. Dir aber, o Zlatumbeg, übergebe ich ſie. Wiſſe, ſie iſt das einzige Kind ihres Vaters; einem anderen hätte ich ſie nicht gegeben, du aber bekommſt ſie, deshalb ehre und ſchätze ſie immerdar und werde glücklich an ihrer Seite.“ — Die anweſenden Hochzeitsleute fielen ein: „Des walte Gott!“ — Nach dem Mahle ſchoß man Pöller ab und die Hochzeitsgäſte ſtimmten luſtige Lieder an, während Zlatumbeg von banger Sorge gequält, als hätte er Nattern im Buſen, nicht wußte, was er anfangen ſolle; denn er hatte ja nicht wohin die Gäſte zu führen. Endlich glückte es ihm mit dem Meiſter in einem günſtigen Augenblicke unter vier Augen zuſammen zu kommen. ſchlug ſich mit der flachen Hand auf den Schenkel nnd rief aus: „Wenn du an einen Gott glaubſt, ſag, was geſchieht nun mit mir?“ — „Fürchte nichts,“ tröſtete ihn Reineke fortwährend. Die Hochzeitsleute ſteigen in die Kutſchen, hier zu zweien, dort zu dreien, in eine ſetzt ſich das Mädchen mit dem Brautführer, in eine zweite Zlatumbeg mit dem Meiſter. Während der Fahrt rutſchte Zlatumbeg vor Angſt auf ſeinem Sitze herum, wie der Teufel auf dem Baume, und der Meiſter hatte vollauf zu tun, um ihn einigermaßen zu beruhigen und zu beſänftigen. Auf der halben Fahrt ſprach der Meiſter zu Zlatumbeg: „Ich ſchlage den kürzeren Weg ein querfeldein und du fahre auf der Heerſtraße, doch begib dich um keinen Preis zu deiner Hütte, ſondern horche auf, wann du dich in ihrer Nähe befindeſt, ob du meine Stimme vernimmſt, und führe dann in der Richtung, aus der du mein Gebell hörſt, die Hochzeitsleute.“ — Reineke ſprang ſogleich aus der Kutſche hinaus, verlor ſich bald im nahen Walde und begab ſich ſchnurſtracks zur Hünenburg. Als er dort anlangte, fragten ihn ſogleich die Hünen: „Meiſter, was ſoll dies Getöſe

bedeuten, das man von der Straße her vernimmt?“ — und der Meister erwiderte: „Meine lieben Brüder! Die ganze Welt ist gegen euch im Anzuge, um euch von der Erde zu vertilgen, und deshalb bin ich in einem Athem hiehergerannt, um euch zu sagen; ihr sollt so schnell als möglich ein sicheres Versteck aufsuchen, denn keiner von euch kommt mit dem Leben davon, wenn sie euch hier antreffen.“ — „Lieber Meister! wohin flüchten wir uns nun in aller Eile, sprich um Gotteswillen?“ riefen voll Beben die Hünen. „Verkriecht euch rasch unter jenem Strohschober,“ riet ihnen der Meister. Und richtig, die Hünen kriechen unter das Stroh, Reineke aber zündet gleich den Schober an, so daß alle Hünen elendiglich ersticken. — Wer war jetzt glücklicher und freudiger als Meister Reineke! — Inzwischen stiegen dem Zlatumbeg allerlei Bedenken auf. „O, ich Tor!“ dachte er, „der ich allein in der Kutsche zurückblieb. Es bleibt mir nichts übrig, als gleichfalls auszureißen.“ — So sprach er fortwährend mit sich selbst, bis er zu seiner Hütte gelangte. Da spitzte er die Ohren, hörte in weiter Ferne im Walde den Meister anschlagen und ließ in der Richtung, woher die Laute kamen, weiterfahren. Als er dorthin kam, wer beschreibt sein Erstaunen! da ragte eine Burg bis unter die Wolken, ringsherum ruhte eine Vorhalle auf ungeheueren Säulen aus Marmelstein. Alle Hochzeitsleute gerieten außer sich beim Anblick dieser Pracht und Herrlichkeit. Zlatumbeg dachte nach, wem wohl diese herrliche Burg gehören mag und sprach zu sich selbst im Inneren: „O, wenn ich eine solche Burg mein eigen nennen würde, ich brauchte mich nicht zu schämen, die Hochzeitsgäste zu empfangen.“ — Als man vor der Burg anlangte, trat Reineke aus ihr heraus und sagte: „Wohlan, Ihr seid an Ort und Stelle, steigt aus den Kutschen.“ — Zlatumbeg zitterte am ganzen

Leibe wie eine Gerte, vor Angſt den Hausherrn zu erblicken. Nach einer kleinen Weile teilte Reineke unter vier Augen dem Zlatumbeg die ganze Geſchichte mit, und Zlatumbeg wußte vor Freude nicht, was er eher ſagen, was anfangen ſolle. Hierauf wurde ein köſtliches Abendeſſen aufgetragen, das ſo reichlich ausfiel, daß jedermann in Hülle und Fülle zu eſſen hatte. — Die Gäſte ließen ſich es trefflich ſchmecken, tranken einander auf die Geſundheit zu, ganz glücklich über dieſes ungeahnte Glück, das die Kaiſerstochter gemacht; denn niemand hatte auch nur im Traume gedacht, Zlatumbeg ſei ein ſo reicher Herr. So lebten denn hier die Gäſte volle drei Wochen in Saus und Braus. Als die vierte Woche nahte, machten ſich die Hochzeitsgäſte reiſefertig und kehrten ſingend und Gewehre abſchießend heimwärts. Als ſie dann vor den Kaiſer kamen, erzählten ſie ihm, wie gut es ihnen ergangen, und der Kaiſer war ganz froh über dieſe Nachricht. Zlatumbeg aber blieb mit ſeiner jungen, ſchönen Frau in ſeiner Burg und genoß die Freuden dieſer Welt, und wenn er noch lebt, ſo genießt er ſie noch heute.

## 25.

# Beg und Fuchs.

Es lebte einmal in einem Dorfe ein Beg, deſſen ganzer Reichtum in einem Pferde, einem Windhunde und einem Gewehre beſtand. Er hatte keine andere Beſchäftigung als auf die Jagd zu gehen, durch die er ſeinen Lebensunterhalt gewann. Eines ſchönen Tages beſtieg er ſein Pferd, warf ſeine Flinte über die Schulter, nahm ſeinen Windhund mit und zog auf die Jagd ins Hochgebirge. Nach einem längeren Ritt gelangte er auf eine Hochebene, wo er das Pferd an eine Buche band und zurückließ, während er ſelbſt mit der Flinte über der Schulter und dem Windhunde an der Seite den Weg in den dicken Wald fortſetzte. Während er im Gebirge jagte, kam ein Fuchs zum Pferde und legte ſich daneben ins Gras nieder.

Der Beg pirſchte längere Zeit im Walde, doch gelang es ihm nur ein Reh zu erlegen. Als er zu ſeinem Pferde zurückkehrte, und den Fuchs an der Seite des Pferdes liegen ſah verwunderte er ſich, und legte ſogleich ſeine Flinte an, um dem Meiſter den Garaus zu machen. Kaum

bemerkte der Fuchs, was der Beg vorhabe, so sprang er schnell auf und beschwor ihn bei Gott, seiner zu schonen, er wolle ihm zum Dank einen treuen Schützer und Schirmer seines Pferdes abgeben. Der Beg erbarmte sich seiner und schenkte ihm das Leben. Er bestieg nun das Pferd, legte das Reh vor sich aufs Pferd, setzte den Fuchs hinter sich und kehrte heim. Nach Haus gekommen steckte er das Reh auf den Spieß, um sich ein gutes Nachtmahl zu bereiten, die Eingeweide aber warf er dem Fuchs hin, damit auch dieser ein gutes Essen habe. So verstrich die Nacht. Beim ersten Morgengrauen brach der Beg wieder auf und nahm den Fuchs als Begleiter mit. Er langte wieder auf derselben Hochebene an, band an dieselbe Buche das Pferd und zog auf die Jagd, nachdem er den Fuchs als Wächter des Pferdes zurückgelassen. Nach seinem Fortgehen blieb der Fuchs eine Weile allein. Doch bald bekam er Gesellschaft, und zwar nahte ein Bär, in der Absicht das Pferd aufzufressen. Der Fuchs aber verlegte sich aufs Bitten, der Bär möge das Pferd verschonen und auf die Rückkehr des Beg warten, der ein guter Herr sei und sie beide zu Hause füttern werde. Der Bär gieng mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und legte sich zum Fuchs, um des wackeren Beg Rückkehr abzuwarten.

Als der Beg von der Jagd zurückkehrte, verwunderte er sich nicht wenig beim Anblick des Bären, der mit dem Fuchse ruhig bei dem Pferde lag, griff rasch nach seiner Büchse und wollte den Bären erlegen. Wie dies der Fuchs sah, sprang er sogleich auf und fieng den Beg an zu bitten, er möge des Bären schonen und ihn mit nach Hause nehmen; der Bär werde mit ihm, dem Fuchs, im Verein das Pferd schützen und dem Beg in jeder Not und Gefahr hilfreich beispringen. Auf diese Bitte hin ließ der Beg die Flinte ruhen, warf

die zwei Rehe, die er erlegt, aufs Roß und kehrte wohlgemut mit Fuchs und Bär nach Hause. Am folgenden Tage zog der Beg wieder auf die Jagd und ließ sein Pferd auf derselben Ebene zurück. Heute gesellte sich ein Wolf zu ihm, den er nach Haus mitnahm; ein viertesmal kamen eine Maus und ein Maulwurf, ein andermal ein Wolf und der Vogel Kumrikuscha, der so groß war, daß er Reiter und Roß leicht durch die Lüfte wegführen konnte. Alle diese Tiere, zu welchen sich noch endlich ein Hase hinzugesellte, fütterte der Beg daheim.

Eines Tages sprach der Fuchs zum Bären: „Auf, auf, Meister Petz! Schaff mir einen Baumstamm her! Auf den werd ich mich setzen und euch Befehle erteilen, Ihr aber werdet sie zur Ausführung bringen.“ — Hierauf begab sich der Bär sogleich in den Wald und schleppte einen mächtigen Baumstamm herbei, der Fuchs bestieg ihn und hielt folgende Rede: „Wohlan Genossen und Freunde! wir wollen unseren Beg verheiraten.“ — „Gut“, antworteten die Übrigen, „doch wie stellen wir es an? denn wir wissen nicht, wo wir ein Mädchen für ihn finden.“ — Reineke entgegnete ihnen: „Der Kaiser hat eine Tochter. Mit der wollen wir unseren Beg verheiraten; brich deshalb sofort auf, Kumrikuscha, begib dich vor die kaiserliche Burg, lauere dem Fräulein wann es spazieren geht auf, bemächtige dich ihrer und bring sie hieher.“ — Kumrikuscha machte sich ohne Zögern auf den Weg, ließ sich bei der kaiserlichen Burg nieder und wartete auf des Kaisers Töchterlein. Bei Anbruch der Dämmerung verließ diese in Begleitung ihrer Kammerfrauen die Burg, um einen Spaziergang zu machen. Flugs war Kumrikuscha zur Stelle, bemächtigte sich der Prinzessin, setzte sie sich auf den Rücken und flog heimwärts.

Als dem Kaiser die Nachricht vom Raube seiner

Tochter zukam, geriet er vor Schmerz ganz außer ſich und ſetzte einen ungeheuren Schatz als Belohnung für denjenigen aus, der ihm ſeine Tochter wieder zurückbringt. Doch alles vergebens, denn niemand konnte das Wagnis unternehmen, bis endlich eines Tages eine Zigeunerin vor dem Kaiſer erſchien und zu ihm ſagte: „Herr Kaiſer, was krieg ich, wenn ich Dir deine Tochter zurückbringe?“ — Der Kaiſer traute ſeinen Ohren kaum und rief freudebewegt aus: „Verlange, was du willſt, es ſoll dir gewährt werden, bring ſie nur heil zurück!“ — Die Zigeunerin gieng nun nach Haus, nahm ihre Bohnen zur Hand, fieng nach uralтem Brauche zu zaubern an und erſah aus den Bohnen daß ſich die Kaiſerstochter zehn Tagereiſen von ihr entfernt befinde; deshalb machte ſie ſich auf der Stelle reiſefertig. Sie nahm ihren Teppich und ihre Peitſche, ſetzte ſich auf den Teppich, ſchnellte mit der Peitſche darauf, ſchwang ſich in die Lüfte und flog in gerader Richtung in jene Gegend, wo der Beg mit der Kaiſerstochter lebte. In geringer Entfernung von der Burg des Beg ließ ſich die Zigeunerin herab, ließ dort Teppich und Peitſche und legte ſich auf die Lauer, um abzuwarten, wann die Prinzeſſin ihren Abendſpaziergang vor der Burg machen werde. Und wirklich dauerte es nicht lange, ſo verließ die Kaiſerstochter die Burg, um ſich ein wenig zu ergehen. Flugs näherte ſich ihr die Zigeunerin und knüpfte mit ihr ein Geſpräch an. Als ſie ſich im Geſpräche allmählig ein gutes Stück von der Burg des Beg entfernt hatten, lockte die Zigeunerin die Prinzeſſin auf einen Seitenweg. Kaum gewahrte die Prinzeſſin den Teppich, den die Zigeunerin auf den Raſen aufgebreitet hatte, ſo rief ſie aus: „Dort iſt ein Teppich, wir wollen uns darauf ſetzen.“ Das kam der Zigeunerin freilich höchſt erwünſcht, ſie hob die Peitſche auf, ſchlug mit ihr

auf den Teppich und beide Frauen fuhren durch die Lüfte geradaus in die kaiſerliche Burg. Als der Kaiſer ſeine Tochter wiederum erblickte, war ſeine Freude maßlos, und er beſchenkte die Zigeunerin reichlich, ſeine Tochter aber ſperrte er in ein Zimmer und unterſagte ihr ſtrengſtens, jemals wieder das Zimmer zu verlaſſen. Zwei Dienerinnen mußten für ihre Bedürfniſſe ſorgen und ſie bewachen. —

Als Reineke Kunde davon erhielt, was mit ſeines Beg Gemahlin vorgefallen, berief er ſeine Genoſſen zu einer Verſammlung und hielt ihnen folgende Rede: „Wohl haben wir, Freunde und Genoſſen, unſeren Beg mit des Kaiſers Tochter verheiratet, doch ſeht, ſie wird auf gewaltſam entführt und unſer Beg ſteht wieder da als vereinſamter Junggeſelle. Es bleibt uns nichts anderes übrig als die Prinzeſſin neuerdings unſerem Beg zuzuführen, doch die Sache bietet große Schwierigkeiten, weil der Kaiſer ſeine Tochter in ſtrengem Gewahrſam hält und ſie die Stube nicht verlaſſen darf. Hier kann nur Liſt helfen. Ich will mich zu dem Behufe in eine wunderſchöne, bunte, farbenprächtige Katze verwandeln und werde unter den Fenſtern der Prinzeſſin ſpielen. Wenn ſie meiner anſichtig wird, ſo ſchickt ſie ihre Dienerinnen herab, damit ſie mich abfangen, ich laſſe mich aber um keinen Preis fangen, bis die Prinzeſſin ſelbſt herabkommt. Im ſelben Augenblicke, wo ſie herabkommt, erſcheinſt du, Kumrikuſcha dort, faßt ſie und trägſt ſie zu unſerem Beg heim. Ich werde aber trachten mit heiler Haut den Verfolgern zu entrinnen und mich nicht einfangen zu laſſen.“ — So ſprach der Meiſter und gab allen die nötige Weiſung, und einſtimmig wurde der Plan gut geheißen.

Der Vogel Kumrikuſcha nahm ſogleich den Fuchs unter ſeine Fittige, flog mit ihm ins Reich, wo des Kaiſers

Tochter weilte und ließ ihn vor der kaiserlichen Hofburg nieder. Sobald der Meister festen Boden unter seinen Füßen fühlte, verwandelte er sich in eine wunderschöne, bunte, farbenprächtige Katze, schlich sich unter den Erker des Zimmers, in dem die Prinzessin sich aufhielt und machte die tollsten und possierlichsten Sprünge, bis er die Aufmerksamkeit der Prinzessin auf sich lenkte. Die Prinzessin schickte auf der Stelle ihre Dienerinnen herab, damit sie ihr die Katze hinaufbringen. Die Dienerinnen ließen ihre Arbeit stehen und eilten hinab, um die Katze abzufangen; doch Reineke verläugnete auch in Katzengestalt sein Wesen nicht und ließ sich um keinen Preis erhaschen. Als dies die Kaiserstochter sah, gieng sie selbst hinab, um Schnurrchen einzufangen. Kaum trat sie ins Freie, war auch der Vogel Kumrikuscha zur Stelle, packte sie und trug sie heim zum Beg, während Reineke anderweitig das Weite suchte. Sobald der Kaiser von dem Vorfalle Nachricht erhielt, ließ er seine Windhunde aus, damit sie die Katze einfangen, durch welche seine Tochter herabgelockt worden. Als sich die Katze von den Windhunden verfolgt sah, flüchtete sie in eine Felsspalte, wohin ihr die Hunde nicht folgen konnten, worauf sie unverrichteter Dinge wieder umkehren mußten. Dann schlüpfte die Katze heraus, verwandelte sich zurück in einen Fuchs und folgte dem Vogel Kumrikuscha, der indessen dem Beg die Kaiserstochter, seine Frau, zurückgebracht hatte.

Als der Kaiser die Überzeugung gewonnen, er könne auf friedlichem Wege seine Tochter nicht mehr zurückbekommen, hob er ein ungeheures Heer aus und führte es in den Krieg gegen die Tiere. Kaum vernahm Reineke davon, berief er die Tiere, die mit ihm bei dem Beg lebten, (es waren das, wie gesagt, der Bär, der Wolf, der Hase, der

Maulwurf, die Maus und der Vogel Kumrikuſcha) und ſagte zu ihnen: „Hört! Der Kaiſer rückt mit ſeinem ganzen Heere gegen uns aus, um uns zu vertilgen; wohlan, laßt auch uns unſere Tiere entbieten, um dem Kaiſer wacker Stand zu halten. Meiſter Petz, wie viel Bären kannſt du ſtellen?“ — „Wohl über dreihundert.“ — „Und du Iſegrim?“ — „Ich ſtelle fünfhundert Wölfe,“ entgegnete der Wolf. „Und du, Lampe, Haſen?“ — „Achthundert.“ — „Und du, Maus, ſag an, wie groß iſt dein Aufgebot?“ — „Ich ſtelle drei tauſend Mäuſe.“ — „Und wie viel Maulwürfe kannſt du, Maulwurf, aufbringen?“ — „Achttauſend.“ — „Und du Kumrikuſcha führſt uns zu?“ — „So bei zwei bis dreihundert Vögel meiner Art.“ — „Gut. Jetzt brechet auf und ſtellt euere Leute, wie ihr es zugeſagt. Habt ihr ſie verſammelt, ſo kommt hieher, damit ich Euch des Weiteren angebe, was ihr zu tun habt.“ Nachdem Reineke dieſe Anordnung getroffen, begaben ſich die Tiere in den Wald, um ihre Schaaren zu entbieten. Es währte nicht lange, ſo erdröhnten Himmel und Erde unter dem Getöſe der herannahenden Truppen. Da rückte das Heer der Bären an, dort kamen die Wölfe, hier drängten ſich die Mäuſe und Maulwürfe. Feld und Wald ward von ihnen bedeckt. Als ſie ſich alle in Reih und Glied aufgeſtellt, hielt Meiſter Reineke Heerſchau, und gab folgende Befehle: „Ihr Bären und Wölfe bildet den Vortrab. Wann das kaiſerliche Heer das erſte Nachtlager aufgeſchlagen, überfallt ihr das Lager und mordet alle Pferde hin, Ihr Haſen aber ſollt inzwiſchen die Kanonen benäſſen, damit ſie unbrauchbar werden. Ihr Mäuſe wiederum müßt während des zweiten Nachtlagers alle Sättel vernichten; denn man wird friſche Pferde inzwiſchen angekauft haben. Wann das feindliche Heer das dritte

Nachtlager bezieht, so habt Ihr, Maulwürfe, um das ganze Lager herum einen unterirdischen Gang zu graben von fünfzehn Ellen Breite und zwanzig Ellen Tiefe. Sobald nun das Heer in der Früh aufbricht, so müßt Ihr Kumrikusche von oben auf die Truppen Felsstücke herabregnen lassen."

Nach erhaltener Weisung zogen die einzelnen Abteilungen des Tierheeres ab. Als das kaiserliche Heer das erste Nachtlager bezogen, überfielen es die Wölfe und die Bären und zerrissen alle kaiserlichen Pferde. Die Soldaten meldeten gleich in der Frühe dem Kaiser, reißende Tiere haben das Lager Nachts überfallen und alle Pferde umgebracht. Der Kaiser sann wohl darüber nach, woher das Uebel plötzlich hereingebrochen, ließ aber ohne Verzug frische Pferde ankaufen und zog mit dem Heere weiter. Als man das zweite Nachtlager aufgeschlagen, stellten sich nächtlicher Weile die Mäuse ein und zernagten das ganze Sattelzeug. In der Früh erwachten die Soldaten, merkten, daß alle Sättel zernichtet seien und meldeten es dem Kaiser, der sofort neue Sättel anschaffen ließ und mit dem Heere weiter maschirte. In der dritten Nacht schickte der Fuchs die Maulwürfe, damit sie um das Lager herum einen unterirdischen Gang von fünfzehn Ellen Breite und zwanzig Ellen Tiefe ausgraben. Damit die Arbeit desto rascher von Statten gehe, gesellte er ihnen die Bären zu, die die ausgescharrte Erde beseitigen sollten. Um Mitternacht nahmen die Maulwürfe das Werk in Angriff und ließen nur an einer Stelle ein Loch offen, durch welches sie das Erdreich hinausschafften. Während die Maulwürfe unter der Erde gruben und die Schollen hinauswarfen, waren die Bären damit beschäftigt, das Erdreich ziemlich weit vom Lager fortzutragen. Als des Kaisers Truppen in der Früh erwachten, bestiegen sie ihre Pferde, um weiterzuziehen. Kaum machten sie einige Schritte, so

fiengen ſie an durch den morſchen Boden durchzufallen. Zum Ueberfluß ließen die Kumrikuſche einen wahren Regen von Felſenſtücken auf ſie herab. Als der Kaiſer ſein Heer ſo elendiglich umkommen ſah, rief er aus: „Laßt uns den Rückweg antreten! Das iſt Gottes Gericht, weil wir die Tiere bekämpfen wollten. Sie mögen ſich meine geraubte Tochter in Gottes Namen behalten!“ — Sogleich machte das Heer eine Schwenkung nach Rückwärts, doch auch da wich der Boden unter ihren Füßen. Verzweiflungsvoll rief der Kaiſer aus: „Straft uns ſchon Gott, indem uns die Erde verſchlingt, o, warum tödtet uns noch Geſtein aus den Lüften?“ — Die Verwirrung war allgemein, einer drängte und ſtieß den anderen, bis des Kaiſers ganzes Heer aufgerieben war. — Nach einiger Zeit verlegte der Fuchs ſeine Reſidenz nach Stambul und fieng dort zu herrſchen an, der Beg aber gab die Jagd auf und überſiedelte gleichfalls nach Stambul zu ſeinem Fuchs. Dort lebte er mit ſeiner Gattin, die ihm Niemand mehr zu entführen wagte bis an ſein glückſeliges Ende in Freuden und Frieden. —

## 26.

# Hahn und Henne.

Es waren einmal Mann und Weib, die lebten lange Jahre in Glück und Frieden. Einmal aber gerieten ſie in heftigen Streit und entſchloßen ſich, von Tiſch und Bett zu ſcheiden und ihr Vermögen zu teilen. Kurze Haare ſind bald gebürſtet, und ſo konnten die Eheleute leicht eine Teilung vornehmen; denn ihre ganze Habe bildeten ein Hahn und eine Henne. Und das Weib ſprach: „Ich nehme mir die Henne und Dir bleibt der Hahn.“ — Nun erkrankte einmal der Mann und gieng ſein Weib bitten, ſie möge ihm ein Eilein ſchenken; denn er ſei gar hungrig, und ſie gab ihm höhniſch zur Antwort: „Hm, hm, Du haſt ja einen Hahn, der ſoll Dir Eilein legen; mag er nicht, ſo ſchlacht ihn ab.“ — Über ihre Reden war der Mann ſehr traurig, kehrte heim und ſagte zu ſeinem Hahne: „So kanns, mein Lieber, nicht mehr weiter gehen, du ißt und trinkſt blos und verdienſt keinen blanken Heller; zieh in die Welt und ſuch einen Dienſt.“ — Ganz niedergeſchlagen brach der Hahn auf. „Ach, wo find ich einen Dienſt?“ ſeufzte er. Er

wanderte aber rüſtig fürbaß und begegnete im Walde Iſegrim, dem Wolfe. Der frägt ihn: „Wohin des Weges, mein Herr?“ — „Ach, ich will mir in der Welt mein Brod verdienen.“ — „Darf ich mit?“ — „Ohne weiteres, ſeien Sie mein Reiſegefährte.“ — So wanderten die Zwei durch die Welt, bis Iſegrim vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, und der Hahn fragte ihn: „Wie, lieber Ohm, können Sie nicht mehr von der Stelle?“ — „Ach — nein!“ — „Nun ſo ſchlüpfen Sie in mich herein.“ — Flugs befand ſich Iſegrim im Leibe des Hahnes, der gemütlich weiter zog. Bald darauf begegnete er Reineken und fragte ihn: „Meiſter, wohin des Weges?“ — „Ach, wohin? In die Welt, mein Brod mir ſuchen.“ — „Nun, ſchließen Sie ſich mir als Reiſegefährte an.“ — So giengen ſie durch die Welt, bis Reineke ganz ermattete und ſchon nicht mehr weiter konnte. „Wie?“ frägt ihn der Hahn. „Sind Sie, Meiſter, ſchon erſchlafft? — Nun, ſo ſchlüpfen Sie in mich hinein, ich will Sie tragen.“ — Schnell ſchlüpfte der Meiſter in den Hahn hinein und dieſer ſetzte ſeinen Weg fort. Bald darauf ſtieß er auf ein Bächlein und fragte es: „Bächlein, wohin des Weges?“ — „Ach, durch die Welt.“ — „So komm mit mir, ſei mein Reiſegefährte.“ — So wanderten ſie fürbaß, bis das Bächlein vor Müdigkeit ſchon zu verſiegen anfing. „Nun verlaſſen dich die Kräfte ſchon, mein Bächlein?“ fragte es der Hahn. „Ach ja,“ erwiderte das Bächlein. „Nun, ſo ſchlüpf in mich hinein, ich trag dich.“ — Und auf der Stelle ſchlüpfte es in den Hahn hinein. Nach einer Weile begegnete er einem Bienenſchwarm. „Wohin des Weges?“ fragte ihn der Hahn. „Ach, in die Welt, mir einen Unterſchlupf ſuchen!“ — „Komm mit, ſei mein Reiſegefährte.“ — Nicht lange gingen ſie, da ward der Bienenſchwarm müde und konnte nicht von der Stelle.

Nun forderte ihn der Hahn auf, ihm in den Leib zu kriechen. Mit dem Bienenschwarm und den Andern im Leibe, gelangte der Hahn in eine große Stadt. In dieser Stadt aber thronte ein König mit seiner Gemahlin. Der Hahn flog schnurstracks auf das Dach des königlichen Palastes und übernachtete daselbst. Zeitlich mit dem Morgengrauen stimmte der Hahn aus voller Kehle folgenden Gesang an:

Kikeriki! Kikeriki!
Dem König ein D . . . . , Der Königin zwie!
Dem König ein D . . . . , Der Königin zwie!

Das verdroß den König gewaltig und er befahl seinem Kammerdiener, er solle ihm den unverschämten Kräher einfangen und ihn in den Marstall einsperren, damit er dort von den Hufen der Pferde zertreten werde. Und wirklich fiengen die Diener den Hahn und warfen ihn zu den Pferden in den Stall und sperrten diesen wohl ab. Nun hieß der Hahn den Wolf herausschlüpfen und Isegrim erwürgte während der Nacht alle Pferde und aß ein Füllen ganz auf. Dann brach er eine Oeffnung in die Wand, durch die er und der Hahn hinausflüchteten. Der Hahn setzte sich wiederum aufs Dach und krähte in der Früh sein gestriges Liedchen:

„Kikeriki! Kikeriki!
Dem König ein D . . . . , der Königin zwie!"

Der König sprang sogleich aus dem Bette, rief seinen Kammerdiener und befahl ihm nachsehen zu lassen, was denn im Stalle los sei, daß der Hahn schon in aller Frühe draußen krähen könne. Die Diener eilten in den Stall hinab, sahen die erwürgten Pferde und kehrten mit dieser Nachricht zum König zurück. Darüber geriet der König in noch größeren Zorn und gab den Befehl, den Hahn

abzufangen und unter die Gänſe zu werfen. — Die Diener ergriffen den Hahn und ſperrten ihn in die Gänſeſteige wo mehrere Hundert Gänſe ſich befanden. Nun ſprach der Hahn: „Meiſter, kommen Sie heraus und machen Sie dieſen Gänſen den Garaus!“ — Reineke war gleich bei der Arbeit und bis zum Morgenanbruch waren alle Gänſe erwürgt. Dann grub er einen Gang durch die Steige und ſchlüpfte gemächlich mit dem Hahne heraus. Der Hahn flog wieder aufs Dach hinauf und ſang wie geſtern:

„Kikeriki! Kikeriki!
Dem König ein D . . . . , der Königin zwie!“

Der König ward noch mehr erboſt als geſtern und ließ nachſehen, was die Gänſe machen. Die Diener fanden die Gänſe erwürgt und meldeten es dem König. Da befahl ihnen der König den großen Backofen feſt einzuheizen und den Hahn hineinzuwerfen. Die Diener fiengen den Hahn und warfen ihn in den mittlerweile eingeheizten Backofen. Nun ſang der Hahn:

Bächlein, Bächlein, fließ heraus,
Löſche ſchnell das Feuer aus!“ —

Und das Bächlein ergoß ſich im Ofen und löſchte das ganze Feuer aus. Am anderen Morgen gieng man nachſchauen, ob der Hahn ſchon verendet ſei, doch dieſer ſtand ſchon auf dem Dache und ſang:

„Kikeriki! Kikeriki!
Dem König ein D . . . . , der Königin zwie!“

Jetzt erreichte der Zorn des Königs ſeine Spitze und er ſelbſt machte ſich auf, um ihn einzufangen. In ſeiner Erregtheit wußte er aber nicht, was er mit ihm ſchnell anfangen ſolle und nahm ihn vor der Hand unter ſeinen Schlafrock. Nun hieß der Hahn die Bienen herauskommen und den König ſtechen. Summ, ſumm, ſchlüpften die Bienen her-

aus und ſtachen den König ganz wund. Jetzt befahl der König den Dienern, ſie ſollen den Hahn in die Schatzkammer einſperren, damit er dort elendiglich verhungere. Die Diener bemächtigten ſich des Hahnes und trugen ihn in die Schatzkammer. Vor Furcht aber vergaßen ſie die Thüre zuzuſchließen und liefen eiligſt davon. In der Schatzkammer lagen große Haufen funkelnagelneuer Dukaten. Der Hahn benutzte die Gelegenheit, verſchluckte ihrer eine Anzahl und ſteckte überdies unter jede Feder je einen Dukaten. Hierauf flog er davon und kehrte zu ſeinem alten Herrn nach Haus zurück. Dort ſetzte er ſich auf den Baum, der im Hofe ſtand und fieng an zu krähen:

„O Väterchen! O Väterchen!
Breite Plachen auf,
Ich mache dir Dukaten drauf!“ —

Und das alte Väterchen war ſehr erfreut und breitete drei Plachen unter dem Baume auf. Da ſchüttelte ſich der Hahn und macht drei große Haufen Dukaten auf die Plachen. Jetzt war der Alte ganz glücklich; denn er hatte viel Geld und ließ es von nun an dem Hahne an nichts fehlen. Bald vernahm ſein geſchiedenes Weib, er ſei unermeßlich reich geworden und ſie kam zu ihm: „Geh, ich bitt dich,“ bat ſie „gib mir auch einige Dukaten.“ — „Grad nicht, warum haſt mir früher keine Eilein geben wollen? He? Geh nach Haus und ſag deiner Gluck, ſie ſoll dir auch Dukaten heim bringen.“ — Die Alte kehrte ſogleich nach Haus zurück und befahl ihrer Henne: „Geh auch du in die Welt einen Dienſt ſuchen und bring mir Dukaten nach Haus.“ — Ganz traurig ſchlich ſich die Henne fort, begab ſich auf den Miſthaufen und fieng dort an zu ſcharren. Nach langen, langen Scharren fand ſie einen abgeſchliffenen Heller und eine Nadel. Die nahm ſie zu ſich und gab

unter jede Feder ein Steinchen. Dann flog ſie zurück in den Hof, ſetzte ſich auf den Baum und fieng an zu gackeln:

O Mütterchen! O Mütterchen!
Breite Plachen auf,
Ich mache dir Dukaten drauf!" —

Voll Freude eilte Mütterchen hinaus und breitete vier Plachen auf. Da ſchüttelte ſich die Glucke und ließ auf eine Plache den abgeſchliffenen Kreuzer fallen, auf die anderen aber warf ſie die Steinchen hinab. „Iſt das Alles?" rief die Alte zornig aus. „Nein, da haſt du noch etwas" gluckſte die Henne und ſchleuderte der Alten die Nadel ins Auge. Da prügelte die Alte ihre Henne durch und gieng wiederum zu ihrem Alten ins Haus zurück, bat ihn um Verzeihung und er wurde wieder gut. mit ihr Wenn er von nun ab ein Eilein eſſen wollte, ſo gab ihm die Alte eines und er ſchenkte ihr jedesmal einen Dukaten dafür. — Bübchen, wenn du brav biſt, kriegſt du von mir umſonſt ein Ei!

## 27.

# Hirſch und Igel.

Es ſtand einmal ein Hirſch mit einem Igel an einem ſteilen Hügel, und der Igel forderte den Hirſch auf ſich in den Graben hinabzuwälzen. Antwortete der Hirſch dem Igel: „Wälz du dich zuerſt hinab.“ — Der Igel knäuelte ſich ohne weiteres zuſammen und kugelte di, Böſchung hinab. Hinter ihm folgte der Hirſch und brach ſich das Genick. Jetzt dachte der Igel: „Was fang ich mit dir an?“ — Endlich kam er auf den Gedanken, einen Fleiſchhauer aufzunehmen und machte ſich zu dieſem Zwecke ſogleich auf den Weg. Er begegnete einem Fuchſe. „Wohin des Weges?“ frägt ihn der Fuchs und der Igel antwortet: „Ich gehe einen Fleiſchhauer ſuchen.“ — Spricht Reineke „Gevatter, ich bin ein Fleiſchhauer.“ — Der Igel: „So zeig mir, Meiſter, deine Zähne.“ — Reineke zeigte ſeine Zähne, doch der Igel meinte, ſie wären nicht ſcharf genug, und ſetzte ſeinen Weg fort. Nach einer Weile begegnet er dem Wolfe und dieſer frägt ihn: „Wohin, Gevatter?“ — Der Igel: „Ich gehe einen Fleiſchhauer ſuchen.“ — Antwortete Iſegrim: „Ich bin ja ein Fleiſchhauer.“ — „So

zeig mir deine Schneidewerkzeuge!" — Isegrim zeigte ihm seine Zähne und der Igel versetzte ganz freudig: „So folge mir." Der Wolf folgte ihm und sie kamen zu dem todten Hirsche. Im Nu zerriß ihn der Wolf in Stücke, berief alle seine Magen (Anverwandten) zum Male, teilte jedem ein schönes Stück Fleisch zu und behielt für sich einen ganzen Schenkel, ohne den Igel im Geringsten zu berücksichtigen. „Ja, was krieg denn ich?" fragte ihn dieser entrüstet und der Wolf erwiderte: „Das Eingeweide." — Das war dem Igel gar nicht recht und er fieng mit Vetter Isegrim zu streiten an, worauf ihm dieser entgegnete: „Wenn dirs nicht Recht ist, geh mich verklagen!" — Also gieng der Igel, einen Richter suchen, und der Wolf folgte ihm nach. Der Igel wußte, wo eine Falle aufgestellt sei und führte Isegrim dorthin. Leise pochte der Igel auf das Eisen, was den Wolf zornig machte. „Wart, ich klopf an!" rief der Wolf aus und schlug mit ganzer Kraft mit der Tatze aufs Eisen. Da war er gefangen, während der Igel lachend von dannen gieng. — Die Geschichte ist aus.

28.

# Laſtari.

Einſt lebte in einem Dorfe Namens Wüſtendorf (Pusto selo) ein ſehr frommes Menſchenpaar. Die Leute waren reich an Kindern, es waren aber lauter Knaben. Das Weib gebar nämlich nacheinander zwölf Söhne. Dieſen Kindern war es vom Schickſal beſchieden, daß irgend ein Wunder mit ihnen geſchehen werde. Das erzählte eine Vila den Eltern. Auch wurden ſie von den andern Vile ermahnt, die Kinder in Gottesfurcht und Sitte zu erziehen, damit die Kinder einſt in Ehren und Gerechtigkeit mit ihren Nebenmenſchen auf Erden verkehren. Die Eltern befolgten die Ermahnungen der Vile, erzogen ſorgſam die Kinder, lehrten ſie, was recht und was billig ſei, und jedem älteren mit Ehrfurcht zu begegnen und zu gehorchen, ja ſelbſt jüngeren, wenn ſie ihnen einen guten Rat erteilen. Als die Kinder ſchon ſoweit herangereift waren, um die Schule beſuchen zu können, ſchickten ſie die Eltern jeden Tag zu den Vile an den beſtimmten Ort, oder die Vile kamen zu ihnen. In alten Zeiten pflegten aber die

Vile am liebſten auf Weideplätzen die Kinder zu unterweiſen, und deshalb ſchickten die Eltern ihre noch kleinen Kinder mit der übrigen Jugend in die Auen, wo ſie mit den anderen Hirten auf die Reden der Vile horchten. Als nun die Knaben zur Hilfeleiſtung herangewachſen waren, halfen ſie jedermann, ſelbſt dem Geringſten, ſobald ſie ſahen, er benötige Hilfe, und ſo halfen ſie den Leuten ackern, einfechſen, mähen, kurz immer und überall boten ſie ihre hilfreiche Hand an, und wenn ſie ſich den ganzen Tag mit Einfechſen oder Mähen abgemüht, ſo ſangen ſie abends des allmächtigen Schöpfers Lob und Preis. Und obgleich ſie ſchon erwachſene Burſchen waren, ſo gehorchten ſie doch in allem und jedem den Vile und verehrten ſie als wahrhaft göttliche Frauen, taten ſtets, was dieſe ihnen auftrugen und, wenn ſie etwas beſonderes vorhatten, ſo unterließen ſie es nie, zuerſt die Vile um Rat zu fragen; und was ihnen die Vile zu tun erlaubten, das taten ſie; wenn ſie ihnen aber etwas als nicht gut bezeichneten, ſo unterließen ſie es zu tun, und keinem von ihnen fiel mehr ein auch nur durch eine unwillige Miene ſich dagegen aufzulehnen.

In demſelben Dorfe lebte ein gleichfalls frommer und gottesfürchtiger Jüngling, deſſen Eltern von ebenſo großer Frömmigkeit waren. Er war beinahe noch frömmer als jene Brüder, war ſtets in ihrer Geſellſchaft, und ſo konnte man ihrer Dreizehn bei jeder Arbeit zuſammentreffen. Bald darauf geſchah es, daß der Vater der Burſchen ſtarb, und ſo blieb das Weib mit den Kindern zurück. Da trat der wackere Sohn des Nachbars zur Wittwe, tröſtete ſie in ihrem Kummer und ſagte ihr, ſein Vater werde ihr in allem beiſtehen und hilfreiche Hand bieten, wenn wo etwas in der Wirtſchaft nicht zuſammengehen

ſollte. Der Jüngling hieß zufälligerweiſe gerade ſo wie der Verſtorbene, Lacko. — Nachdem die Frau ſchon längere Zeit Wittwe geweſen, ſtellten ſich bei ihr allmählig viele Werber ein, junge Männer und Wittwer. Doch Söhne und Anverwandte wehrten ihr eine neue Ehe einzugehen.

Nach einigen Jahren fruchtloſer Werbungen gelang es aber den Leuten, die Wittwe ſo ſehr irre zu leiten und auf den Weg des Böſen zu führen, daß ſie ſich ſelbſt verlor und keinem der Ihrigen mehr Vertrauen ſchenkte. Während die Kinder einmal draußen auf dem Felde der Arbeit oblagen, kamen zu ihrer Mutter geſinnungsloſe Gecken ins Haus und machten ihr Vorwürfe, weshalb ſie ſich von ihren Kindern ſo ins Bockshorn jagen laſſe. Sie ſei als Mutter Herrin im Hauſe und die Kinder müßten ſo tanzen, wie ſie, die Mutter, pfeife, nicht aber umgekehrt; warum ſie ſich denn von ihren Kindern in ſolche Furcht ſetzen laſſe, und ſie ſei eine rechte Närrin, die ſo von den eigenen Kindern gehofmeiſtert werde, und ſie brauche überhaupt keine Rückſichten mehr auf ſo rückſichtsloſe Kinder zu nehmen. Es ſei am geſcheidteſten, ſie nehme wiederum die Wirtſchaft ſelbſt in die Hand, verwalte ſelbſtändig ihre Habe und laſſe ſich von den Kindern gar nichts mehr gefallen. Sie ſolle doch endlich heiraten und die Kinder von Haus und Hof jagen, wenn ſie ihr den gebührenden Gehorſam verſagen. — Und ſo brachten ſie das Weib um das letzte Bischen Ueberlegung. Zudem ſtellten ſich nach und nach alte Weiber bei ihr ein, überredeten ſie zu dieſem und jenem falſchen Schritt und brachten ſchließlich die arme Wittwe ſo ſehr aus dem Häuschen, daß ſie die Kinder nicht um des lebendigen Gottes Willen mehr anſehen mochte, immer gegen ſie murrte, ihnen fluchte und ſie bei jeder Gelegenheit aufforderte, in die Welt zu ziehen

und ſich um einen Dienſt umzuſehen, ſie wolle und dulde ſie nimmer in ihrer Nähe. So fanden die armen Söhne in ihrem Elternhauſe ſtatt Freud nur Herzeleid. Nun kamen die Vile zur Wittwe und ſpotteten ihres tollen Betragens; doch ſie hatte ſchon jede Scham und Scheu verloren, blieb ihnen kein Wort ſchuldig und warf ihnen vor, ſie ſeien ſelbſt ehrlos, ſie, die ihr wehrten, ſich wieder zu verheiraten. Als die Wittwe ihrer ſo höhnte, drohten ſie ihr und ſagten: „Mach es nun, wies dir beliebt. deine Kinder werden glücklich werden, du aber unglücklich.“

Nachdem ſie die Mutter verlaſſen, giengen ſie zu den Söhnen, um ihnen gute Lehren zu erteilen, und die Kinder verſprachen ihnen immer brav und fromm zu ſein, ſollte ſie die Mutter ſelbſt in den Kerker werfen laſſen, und immerdar an Gott und an die Vile zu glauben. Als die Söhne einmal hungrig und durſtig vom Felde nach Hauſe kamen, (denn die Aermſten mähten den ganzen lieben Tag am Felde, ohne daß ihnen die böſe Mutter mit dem Herz aus Stein etwas zu eſſen oder zu trinken gebracht hätte) da verneigten ſie ſich ſchön und artig vor der Mutter und erkundigten ſich bei ihr, was ſie ihnen zum Nachtmal bereitet, und der älteſte Sohn ſagte: „Gebt uns, liebe Mutter, etwas zu eſſen, wir ſind recht hungrig.“ — Doch die Mutter antwortete: „Was ſoll ich euch zu eſſen geben? — Hölle und Gift ſollt Ihr eſſen! — Ich hab ja nichts gekocht; geht zum Teufel von mir weg!“ — Da brachen die jüngeren Brüder in Thränen aus, und die älteren konnten das Weinen auch nicht zurückhalten. Da fragte der älteſte: „Wer iſt denn drinnen im Zimmer, daß es ſo geräuſchvoll zugeht?“ — Das Geſpräch zwiſchen Mutter und Kindern fand nämlich an der Hausſchwelle ſtatt. Da trat der älteſte Sohn in die Stube hinein, um nachzuſehen. Hier aber ſaßen fünf oder ſechs Gecken mit einigen alten Weibern beim vollen

Tiſche, der mit jungen Saftbraten, mit Backwerk und Honigkuchen bedeckt war. Bei dieſem Anblick runzelte er finſter die Stirne, kehrte ſich um, ging hinaus und erzählte draußen den Brüdern, was er für ein Schauſpiel geſehen. Zu dieſem Geſpräche kam gerade die Mutter, und ſie ſagten zu ihr: „Mutter, tut euch denn das Herz nicht weh um euere Kinder, die wir uns heute den ganzen Tag auf dem Felde abgerackert haben? — Für uns gibt es nicht einmal trockenes Brod, für andere aber könnt Ihr Braten und Backwerk bereiten! Als Mutter ehren und hochachten wir Sie wie Gold und Silber, doch ſprecht, habt Ihr keine Scheu und Schande vor Gott und der Welt, wenn Ihr mit Anderen eſſt und trinkt, mit Anderen durchklopft, was wir Kinder erwerben, während wir, die Kinder, vor Hunger bittere Thränen vergießen? — Scheut Ihr, Mutter, nicht Gott und nicht die Vile? — Was für einen Lohn gebt Ihr den Kindern? — Iſt es eine Art, wie Ihr es treibt? — Können die Kinder von Euch etwas Rechtſchaffenes lernen? — Gewiß nicht, nur Böſes und Unehrenhaftes. Doch gelobt und geprieſen ſei Gott, die Vile ſind gütig, die uns im Verein mit guten Menſchen lenken. Seid Ihr eine ſo gute Mutter wie die des Lacko? Ergreift Euch nicht Scham und Reue bei einem ſolchen Treiben? Jedermann wird Euch die Thränen vorwerfen, die Ihr den armen Kindern auspreſſt."

Aber ſie wollte dergleichen gar nicht hören, ſondern gieng ins Zimmer hinein. Sogleich erſchienen die Vile und forderten die Söhne auf, ebenfalls ins Zimmer hineinzugehen. Die Burſchen folgten dem Gebote der Vile und traten in die Stube. Aber ſie wurden von der Mutter, den Gecken und den alten Weibern ſogleich wieder hinausgejagt. Da wurden die Jungen recht zornig, einer griff nach ſeinem Rebenmeſſer, der andere nach einer Keule, der

dritte nach der Sense und dann giengen sie wiederum ins Zimmer hinein. Da hagelte es Prügel auf die Gäste; doch die Mutter schlug keiner, noch sagte einer ein unbeschaffenes Wort zu ihr. Bei Gott, da merkten die Gäste, das Spiel sei kitzlich und die Söhne seien die Stärkeren, und jeder suchte das Weite, der eine durchs Fenster, der andere durch die Thür, wo hinaus einer eben konnte. Nachdem man die Gäste so hinausgeleitet, setzten sich die Brüder zu Tisch, aßen und tranken und fiengen an der Mutter im Schönen Vorstellungen zu machen, warum sie denn so schändlich vorgehe, und weshalb sie nicht mehr so wirtschaften möge, wie zu Lebzeiten des seligen Vaters, und daß sie sich jetzt durch ihr Treiben nur zum Gespött der Weiber im Dorfe mache. Auf alle diese Vorwürfe entgegnete die Mutter mit keiner Silbe, und so stärkten sich die Söhne ein wenig in Ruhe. —

Am nächstfolgenden Tage stellten sich die Gecken und die alten Weiber wiederum ein als sie wußten, daß sich die Söhne am Felde befinden und hetzten die Wittwe wiederum zum Schlimmen auf. Sie entgegnete ihnen zwar, was für Vorwürfe sie von ihren Kindern habe anhören müssen, doch die Vetteln machten sich nur darüber lustig und sagten: „Hm, hm, bist du die Mutter deiner Kinder? ja, ließen mich meine Kinder nicht nach eigenem Gutdünken leben, ich würde sie in die Hölle hinein verfluchen.“ — Und so brachten diese unglückseligen Weibsstücke die alte Mutter wiederum so sehr in Harnisch, daß sie sich richtig so weit vergaß zuzusagen, sie werde ihre Söhne verfluchen, wenn sie ihr noch einmal einen solchen Streich spielen sollten. Mittags warteten die Söhne aufs Mittagsessen, aber es kam keines, und als die Lohnknechte die Arbeit stehen ließen, um nach Haus essen zu gehen, ließen auch die Brüder die Arbeit ruhen und machten sich auf den Heimweg. Nach Haus gekommen

merkten ſie, daß auch heute das Zimmer voller Leute ſei, die ſich von ihrem, der Söhne, Schweiß mäſteten. Weinend nahten ſie der Schwelle, als eben ihre Mutter aus der Küche ein Gericht in die Stube trug. Sie verneigten ſich ſogleich vor der Mutter und ſagten, ſie wären nach Haus gekommen, um zu mittagmalen. Ohne ſie einer Antwort zu würdigen gieng die Mutter in die Stube hinein, kam aber bald wieder heraus und fieng den Kindern zu fluchen an:

„Hat euch der Teufel ſchon wiederum nach Haus gebracht? — Was wollt Ihr zu Hauſe den Tag vergeuden? Ich hab für euch nichts gekocht, ſucht euch euer Freſſen anderswo!“ — Hierauf entgegnete ihr der älteſte Sohn: „Mutter, ſetzt nicht wieder mich und meine Brüder in Betrübnis. Wer iſt denn das in der Stube, dem Ihr jungen Braten vorzuſetzen habt, während für uns nicht einmal Brod da iſt? — Kommt Brüder, wir wollen mal in die Stube hinein und ſehen, wer ſich da ſo breit macht. Sinds ehrliche Leute, ſo ſollen ſie uns willkommen ſein, ſinds aber die geſtrigen Hallunken, dann leuchten wir ihnen heim, wie ſichs gebührt.“ — Alſo traten ſie hinein und als ſie ſahen, daß dieſelben Gäſte da ſeien, ſagten ſie: „Mhm, ſo ſucht Ihr unſerer Mutter aufzuhelfen? Na, wir wollen euch ein Liedlein ſingen. Ihr ſollt Euch merken, wo Ihr geweſen.“ — Da fiel ihnen die Mutter ins Wort: „Ihr verruchten Rangen, daß Ihr nimmer Ruh gebt! Alle zwölf ſeid verflucht, zwölf Teufel ſollen euch holen, ich überliefere euch ihnen!“ — Auf einmal entſtand ein Gebrauſe, ein Wirbelwind drang in die Stube und im Nu waren die Söhne entſchwunden. Jetzt herrſchte erſt ungebundene Freude unter den Gäſten. Sie ſangen aus voller Bruſt bis in den grauenden Tag hinein, und ſie ſangen ſo laut, daß ſie die Nachbarſchaft in der Nachtruhe ſtörten. Am Morgen fragte

ein Nachbar den anderen, was denn für ein Feſt im Hauſe der Wittwe des Lacko gefeiert worden, daß es die Nacht hindurch ſo geräuſchvoll zugegangen. Dann erzählte ein Nachbar dem anderen, was mit den Söhnen des Lacko vorgefallen, und alle weinten um ſie. Ein etwas entfernterer Nachbar, der von dem ganzen Vorfalle nichts wußte, kam gerade am ſelben Morgen zur Wittwe und bat ſie, ſie möge ihm ihre Söhne ſchicken, damit ſie ihm Heu einlagern helfen. Wie er ſie näher betrachtete, fiel es ihm gleich auf, daß ſie etwas verſchlafen ausſah. Er ſprach eine kleine Weile mit ihr von dieſem und jenem und erkundigte ſich dann, wo denn ihre Söhne ſeien, er ſei nämlich in der Abſicht hergekommen ſie zu bitten, ſie möchte ihm ihre Söhne ſchicken als Aushilfe beim Heueinlagern. Sie wollte ihm die Wahrheit nicht eingeſtehen, ſondern ſagte: „Ach, mein lieber Gevatter und Nachbar, die Rangen landſtreichern irgendwo in der Welt herum, ich weiß wirklich nicht wohin und in welche Richtung ſie auf und davon ſind. Mir folgen ſie rein nicht im geringſten, fragen mich um gar nichts, und ich bin ganz ratlos, was ich mit ihnen anfangen ſoll und wie das noch enden wird.“ — Als der Nachbar ſah und die Überzeugung gewann, er werde hier nichts ausrichten, bat er um Entſchuldigung und entfernte ſich.

Als ſich aber im ganzen Dorfe die Nachricht von dem ſchrecklichen Vorfalle verbreitet hatte, beſtürmten ſogleich von allen Seiten die Leute das Haus der Wittwe und drangen in ſie, zu erzählen, wie ſich die Geſchichte zugetragen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe oder nicht, und ob ſie nicht möglicherweiſe ſelbſt an dem ganzen Unheil die Schuld trage. Doch aus der Wittwe war gar nichts herauszubringen. Als aber der beſte Hausfreund und Genoſſe ihrer

Söhne, jener Lacko, kam und ſie zur Rede ſtellte, ſie müſſe wiſſen, wo ihre Kinder hingekommen, und daß er als Lieblingskind der Vile im Stande ſei, ſie wiederum zurückzuführen, da erſt geſtand ſie die Wahrheit, wohin ſie verſchwunden, daß ſie nämlich der böſe Geiſt fortgeholt. Wie dies der brave Lacko vernommen, verhöhnte er ſie erſt recht, und ſparte nicht die bitterſten Vorwürfe, weil ſie ihren Söhnen geflucht, und ſagte ſchließlich: „Ich bin das Kind der Vile und ich hoffe zu Gott, dem allmächtigen, allwiſſenden, allesſehenden, dem gütigen und gnadenreichen Weltenherrn und zu den Vile, daß ich ſie noch glücklich zurückbringen werde, doch Euch, Frau, ſoll es Gott entgelten!“ —

Sofort rief er die Vile herbei. Sie erſchienen und gaben ihm an, wo ſich die Brüder befinden und wie er ſie befreien könne. Er erfuhr nun, daß ſich dieſe in einer verwunſchenen Burg in einem dichten Walde aufhalten und daß ſie in dieſer Burg nur ein Teufel mit zwei großen ſchwarzen Höllenhunden bewache. Doch brauche er gar keine Furcht zu haben, ſie, die Vile, werden ihm ſchon hilfreich zur Seite ſtehen. Sie gaben ihm dann ein Gewehr, ein Schwert, ein Meſſer und einen Apfel, die ſie von Gott, dem Herrn, erhalten. Zudem gaben ſie ihm ihr eigenes Pferd, vor dem die Teufel ſelbſt die Flucht ergreifen mußten und noch ein zweiſchneidiges langes Schwert. So ausgerüſtet ſah er aus wie irgend ein König. Zum Überfluß gaben ſie ihm noch eine Vila als Geleiterin mit, die ihm den Weg zeigen und auf ihn achten und ihm beiſtehen ſollte, wenn es im allerſchlimmſten Falle, was doch unglaublich war, ihm allein nicht gelänge, den Feind zu bemeiſtern. Als ſie in den Wald kamen, zeigte ſie ihm gleich die Burg, in welcher ſich ſeine Freunde befanden, und munterte ihn auf mutig und furchtlos zu ſein; denn ſie werde ihm ſtets in der Not hilfreich bei-

ſpringen. Als ſie vor das Burgthor ankamen, ſchlugen augenblicklich die Höllenhunde an, als wenn ſie die Erde unter ſich in Stücke reißen wollten. Da wollte das Pferd ſich in die Lüfte erheben und mit aller Gewalt in die Burg hineindringen. Plötzlich trat der als Wächter beſtellte Teufel heraus. Indeſſen hatte ſich unſer Held den Apfel an einer goldenen Kette um den Hals gehängt und in der Hand hielt er kampfgerüſtet das Schwert. Sobald der Wächter aus dem Thore trat, ſprang das Pferd auf ihn los, zertrat ihn mit den Vorderfüßen, während ihm der Jüngling mit dem Schwerte den Kopf abhieb und in den fünften Stock gar hinauf ſchleuderte. Als er nun durch das Thor in die Burg hineinritt, lief ihm der eine Hund noch mit der Kette am Halſe entgegen und wollte ihn zerreißen. Wütend ſprang das Pferd auf den Hund los, doch konnte es ihn nicht tödten. Raſch legte der Jüngling ſein Gewehr an und machte ihm den Garaus. Einen Augenblick ſpäter fiel ihn ein noch größerer und fürchterlicherer Hund an. Das Pferd ſprang auf den Hund los, mit einem Huf drückte es ihm den Kopf, mit dem anderen eine Pfote nieder, während Lacko behend ſein längeres Schwert aus der Scheide zog und es dem Hund mitten ins Herz hinein ſtieß, worauf der Köter ſogleich verendete. Jetzt wieherte freudig das Pferd und ſchritt aus einem Zimmer ins andere. Das erſte bis zum vierten Zimmer waren leer, erſt im fünften fanden ſie die Brüder im Kreiſe ſitzen und Thränen vergießen. So wie Lacko über die Schwelle trat wieherte das Pferd und Lacko verneigte ſich, ſie begrüßend. Freude übermannte ſie bei ſeinem Anblick und ſie fragten ihn, wieſo er hiehergekommen, und er verſetzte: „Seid außer Furcht, liebe Brüder, ich hab alle euere Wächter niedergemacht, hurtig jetzt mit mir fort!“ — Auf dem ganzen Wege

jubelnd und frohlockend kamen sie nach Haus, wo sie von den Nachbarn mit Sehnsucht erwartet wurden, und sie mußten nun ihre Erlebnisse erzählen. Hierauf erschienen die Vile und zeigten den Leuten, wie böse Mütter ihren Kindern schaden können, wenn sie ihnen fluchen, und wie Mütter in ihrem Tun und Reden auf der Hut sein müssen. Sodann fügten sie hinzu: „Uns hat Gott, der allsehende, der allmächtige, der allwissende, der gütige und gnadenreiche Weltenherr, die Macht verliehen, den Befreier mit seinen Freunden in Sterne zu verwandeln und zu Gott ins Himmelreich zu schicken, damit sie für alle Zeit und Ewigkeit am Himmel weilen, den Menschen zum ewigen Andenken, was für eine Sünde es sei, wenn eine Mutter ihren Kindern fluche, und welch ein Verdienst sich der erwerbe, der sie aus diesem Unheil befreit.“ —

Da ließ sich eine lichtvolle Wolke herab und trug die Dreizehn fort gen Himmel, und noch am selben Abende konnte man dreizehn neue glänzende Sterne am Himmelsgewölbe sehen; und die Menschen nannten sie Lastari und sie führen noch heutigen Tags diesen Namen.

## 29.

# Die Erſchaffung des Schafes (des Widders) durch den Teufel.

Als Gott dieſe Welt erſchaffen, alles eingerichtet und jedem Dinge ſeinen Wirkungskreis beſtimmt, kam der Teufel und meinte, auch er vermöge ſolche Dinge und Geſchöpfe zu erſchaffen. Nun bildete er ein Schaf aus Lehm, konnte es aber um keinen Preis beleben. Zwei Tage lang gieng er um das Schaf herum, zwickte es und ſprach: „He, he!“ doch alles umſonſt. Inzwiſchen ſtieg Gott auf die Erde hinab, um zu ſehen, wie es mit der Welt, die er erſchaffen, ſtehe. Er ſuchte zu dieſem Zwecke die erſten Menſchen auf und erkundigte ſich bei ihnen, ob es ihnen gut gehe, und ob ihnen die Tiere der Erde gehorchen. Sie antworteten ihm, es ſei alles recht und ſchön, und alle Tiere wären gehorſam, nun ſei aber der Teufel gekommen und habe ſich gerühmt, er vermöge alles ſchöner als Gott zu erſchaffen. Adam erzählte des Weiteren, wie der Teufel vorgeſtern aus Lehm ein Schaf gebildet, ſei aber nicht im Stande ihm Leben zu verleihen und ſchon zwei Tage um das Schaf herumgehe, es zwicke und ihm

fortwährend, he, he! zurufe. Doch das Schaf rühre ſich nicht von der Stelle. Darüber mußte Gott herzlich lachen, und er forderte Adam auf, ihn zu dem Schafe hin zu geleiten. Als ſie dorthin kamen, erſchrak der Teufel nicht wenig, und Gott ſprach zu ihm: „Wohlan! belebe dieſes Schaf!“ — Antwortete der Teufel: „Schon zwei Tage gehe ich um dasſelbe herum, doch will es mir durchaus nicht gelingen das Schaf zu beleben.“ — Gott ſprach: „Was gibſt du mir, wenn ich es belebe?“ — Antwortete der Teufel: „Dann ſoll es dir gehören.“ — Der Teufel ſtellte ſich zum Hinterteil des Schafes und nahm deſſen Schweif in die Hand, Gott dagegen ſtellte ſich zum Kopfe, berührte das Schaf mit dem Finger und ſprach: „he, he!“ und das Schaf fieng ſogleich an zu laufen, während der Schweif dem Teufel in der Hand blieb. Seit dieſer Zeit iſt das Schaf ſtummelſchwänzig. Nun ſchämte ſich der Teufel vor den Menſchen, weil er ſich früher gerühmt, er werde etwas Großes ſchaffen, während er in Wirklichkeit nicht einmal ein Schaf zu beleben im Stande war. Alſo ſann er auf Rache, doch Gott drohte ihm, ihn in die tiefſten Höllenſchlünde zu ſchleudern, woher es nimmer ein Entrinnen gibt, falls er ſich aufzulehnen wage. Damit ſich aber die Menſchheit zu allen Zeiten erinnere, wie ſich der Teufel vermeſſen Gott nachzueifern, ſagte er, er werde zum Andenken daran ein Zeichen am Himmelsgewölbe aufſtellen, wie ſich der Teufel vergebens abgemüht das Schaf zu beleben, das er gebildet. Er ſprach: „Es ſollen zwei neue Sterne am Himmelszelte entſtehen!“ und ſogleich entſtanden zwei neue Sterne, die er den Menſchen zeigte, damit ſie ſie wiederum ihren Nachkommen zeigen. Und ſo kann man noch heutigen Tages dieſe Sterne ſehen, die von den Menſchen Schaf und Teufel oder Satan genannt werden.

## 30.

# Das himmliſche Schaf.

Nach Erſchaffung der Welt gab es überall lauter ſchlechte Menſchen, die ſich raſch vermehrten und bald gegen einander bittere Fehde führten. Zwar wurden ſie von den Vile ermahnt, ſich zu beſſern und gute Menſchen zu werden; doch dies hieß tauben Ohren predigen zumal bei ſo ruchloſen Menſchen, die nicht einmal einen gütigen Gott anerkennen wollten, ſondern gegen ihn Flüche ausſtießen und ſeiner Macht ſpotteten. Als die Vile zur Ueberzeugung gelangten, daß all ihr Zureden fruchtlos am verſtockten Sinne der Menſchen abpralle, hielten ſie eine Beratung, in welcher ſie beſchloſſen, Gott zu bitten, er möge den Menſchen ein Gefühl der Furcht und Scheu einflößen. Und wirklich giengen drei von ihnen zu Gott und brachten ihm ihr Anliegen vor. „Ich ſehe und höre dies alles ja ſelbſt mit an," gab Gott zur Antwort, „in welcher Ruchloſigkeit das Menſchengeſchlecht hinlebt und wie es euere Gebote mit Füßen tritt. Schon längſt wollte ich eine Strafe über ſie verhängen, doch immer noch ließ ich mich durch euer Bitten und Flehen davon abbringen, jetzt aber ehe ich mich dazu bemüßigt; denn auf der ganzen Welt gibt es nicht mehr als etwa zwei gerechte Menſchen, ich

meine Noah mit Vater und Kindern. Gebt mir auf ihn Acht, damit nicht auch er in Sünde verfalle und ermahnet die übrigen Menſchen. Noch etwa hundert Jahre will ich zuwarten, vielleicht beſſern ſie ſich, wenn nicht, ſo will ich ſie bis auf einen Mann vertilgen, damit ſie ſpurlos von dieſer Erde verſchwinden. Geht jetzt, ſuchet die Menſchen zu bekehren und auf den Weg des Rechten zu lenken." —

Doch die Menſchen wurden nicht beſſer, vielmehr wurden ſie Tag für Tag noch verſtockter in ihrem Treiben und lebten dahin, wie das unvernünftige Getier auf Erden. Als die Vile dies ſahen, traten wiederum ihrer drei vor Gottes Thron und meldeten, nur ein Haus wahre Recht und Gerechtigkeit, nämlich Noah mit ſeinen Kindern. Da befahl ihnen Gott auf die Erde zurückzukehren und Noah aufzutragen, er ſolle eine Barke erbauen und in ſie von jeder Art von Tieren je ein Paar aufnehmen. „Denn ich werde die ganze Welt mit einer Sintflut heimſuchen." Als Noah mit dem Bau der Barke fertig worden, kamen alle Vile herbei und auch die Vila der Hirten, und halfen ihm von jeder Art Tiere je ein Paar in die Barke hineinſchaffen. Nachdem ſie die Tiere hineingetrieben, befahlen ſie ihm ſich mit den Seinigen ebenfalls einzuſchiffen. Hierauf fieng es an zu donnern und zu regnen, ein Wolkenbruch folgte auf den anderen, bis das Waſſer die höchſten Gipfel der Berge überragte. Nachdem alles ertrunken war, verliefen ſich allmählig die Gewäſſer und wiederum lichtete ſich milde der Himmel. Da öffneten die Vile die Thüre der Barke und ließen alles Getier hinaus, ohne weiter darauf zu achten. Dieſe Gelegenheit benützte der Wolf, der bisher zahm wie ein Lamm ſich betrug, um den Widder zu erwürgen und aufzufreſſen. Als die Vile ſpäter nachſchauen giengen, bemerkten ſie, daß unter den

Tieren Widder und Wolf abgehen, da forschten sie weiter nach und fanden den Wolf beim Fraß, als er schon den halben Widder aufgezehrt hatte. Da geriet die Vila der Hirten so sehr in Zorn, daß sie schwur, den Wolf und sein Geschlecht zu vertilgen. Während die Vile nun beratschlagten was sie jetzt anfangen sollten, denn Gott hatte noch vor der Flut gesagt, er werde kein neues Geschöpf mehr erschaffen, und sie mögen daher wohl achten, daß von jeder Tierart ein Paar erhalten bleibe, trat plötzlich Gott in seiner ganzen glanzvollen Herrlichkeit in ihre Mitte. Die Vile stimmten sogleich Lob und Preisgesänge auf ihn an, und als sich Gott mit ihnen in ein Gespräch einließ, klagte die Hirtin Vila den Wolf an, daß er ihr den Widder getödtet und daß jetzt das Geschlecht der Schafe aussterben werde. Da antwortete ihr Gott: „Ich überlasse es Dir nach Belieben, den Wolf zu züchtigen.“ — Hierauf verwandelte sie den Wolf in ein heimtückisches und bösartiges Tier, das jedermann zu tödten trachtet und das sich nimmer frei in Gottes Sonne zeigen darf, und dann fügte sie hinzu: „Damit sich die Menschen dieses Ereignisses immer erinnern, versetze ich dich, ruchlosen Wolf, und dich, armes Schaf unter die Sterne.“ — Und noch heutigen Tages heißt der neue Stern das himmlische Schaf. Und es wäre die Art der Schafe ausgestorben, wäre nicht zum größten Glücke das Schaf trächtig gewesen. Es brachte bald ein Lämmchen und ein Widderchen zur Welt, dadurch erhielt sich das Geschlecht der Schafe, und öfters weidete die Hirtin Vila selbst die Schafe, die Wölfe aber ließ sie verfolgen, und so flieht noch heutigen Tages der Wolf vor dem Hirten und dem Hirtenglöcklein und wird in alle Zeit und Ewigkeit unstät herumirren müssen. —

## 31.

# Fuhrmann Tueguts Himmelswagen.

Ein Enkel Adams war ein sehr guter und ehrlicher Mann, der die Vile ehrte und alle ihre Gebote pünktlich so befolgte, wie jene sie ausgeführt wünschten. Um jene Zeit traf es sich, daß Gott unter den Menschen auf Erden herumwanderte, doch reiste er nicht in seiner wahren göttlichen Gestalt, sondern als fremder Wanderer und belehrte die Menschen, wie sie leben müßten. Sobald nun Adams Enkel von der Ankunft des Fremden vernommen, schloß er sich ihm als Führer an, und wenn Gott zu den Menschen sprach, gab er ihm jedesmal Recht, und stellte auch selbst mehrmals Fragen, ob er dieses oder jenes Werk gut unternommen und ausgeführt. Und fragte ihn der Fremde, wer ihn so zu handeln geheißen, so sagte er immer, die Vile seien es gewesen. Und so lange der Fremde in dieser Gegend weilte, wich Adams Enkel nicht von seiner Seite, geleitete ihn überall hin und führte mit ihm erbauliche Gespräche. Daran fand Gott großes Wohlgefallen; denn was dem Manne am Herzen lag, das führte er auch auf

den Lippen. Er war aber auch den Vile so folgsam, daß sie auf der ganzen Welt keinen Menschen mehr als ihn achteten und liebten, und so oft sie Gott vor seinen Thron zur Rechenschaftsablegung vorforderte, lobten sie den Mann, und so priesen sie ihn auch diesmal, als sie Gott auf Erden besuchte. Einmal bestimmten die Vile einen Tag zu einer Versammlung, auf welcher sie beraten wollten, wie sie den Guten in Zukunft tatkräftiger zur Seite stehen, die Bösen aber einschüchtern könnten und auf welche Weise es am ehesten möglich wäre, alle Menschen auf den Weg des Gerechten zu lenken. Davon erfuhr Adams Enkel durch eine Vila und auch den Ort der Versammlung. Er befand sich gerade damals im Freien und da sammelte er die schönsten Blumen der Flur, wand sie zu schönen Kränzen und trug sie den Vile an den bewußten Ort hin, bevor sie selbst noch dort angekommen waren. Als sie dort eintrafen, erblickten sie alles voll Blumen und für jede einen sehr schönen Kranz bereit liegen. Sie waren darüber erstaunt und zugleich hoch erfreut, daß es einen Menschen gibt von so frommer und ihnen treu ergebener Gesinnung, und sie fragten einander, wer wohl dieser fromme und wackere Mensch sein mag. Während sie nun so hin und herrieten, sprach auf einmal die Živa Vila: „Aber Ihr wißt es ja ohnehin alle. Wer soll es denn anders getan haben, als er, der immer treu unseren Geboten nachkommt. Ihr seht ja, wie er uns ehrt, wir müssen ihm wohl auch eine Freude bereiten und seine Liebe belohnen.“ — Also kamen sie überein, ihn derart zu belohnen, daß man seiner immer gedenken soll, so lange es Menschen geben wird. Und sogleich ließen sie ihm ihren Dank für seine Aufmerksamkeit aussprechen und ihn ermuntern, er möge auch fürder wie bisher als braver Mann sich be-

tätigen, und als vorläufige Entlohnung lehrten sie ihn, wie man einen Wagen verfertigt. Die Živa selbst verfertigte das Joch, das Pferdekummet und das ganze übrige Geschirr und lehrte ihn ackern und Vieh austreiben.

Bald darauf ereignete es sich, daß die guten Menschen mit den schlechten in Streit gerieten und daß es zu einem erbitterten Kampfe kam, der einen ganzen Tag währte. Die guten Vile standen zwar den Guten zur Seite, trotz alledem war die Zahl der Gefallenen auf Seite der Guten nicht kleiner, als die der Schlechten. Da wollten die Schlechten die Ihrigen nicht bestatten und auch nicht zulassen, daß die Guten ihren Gefallenen ein Grab bereiten. Sogleich versammelten sich die Vile, giengen unter die Menschen und ermahnten sie, es sei ein Frevel, die Todten unbegraben zu lassen, als wären es Tiere. Da sprach sofort jener brave Mann: „Ich gehe auf der Stelle Gräber ausgraben und wir wollen unsere Brüder um jeden Preis bestatten.“ Hierauf begab er sich nach Haus, schirrte die Pferde vor den Wagen, fuhr auf das Leichenfeld und trug die Todten zu Grabe, mochten sie nahe oder weit entfernt gefallen sein, und nachdem er fertig geworden, bat er die Vile um Erlaubnis, auch die gefallenen Feinde begraben zu dürfen. Darauf antworteten die Vile: „Wir haben schon selbst darüber gesprochen, wir werden Sie bitten, auch die Feinde zu bestatten.“ —

Doch die Leute, die ihm geholfen die Gräber ausgraben, widersetzten sich: „Was?“ rief der eine aus, „die mir meinen Bruder und meinen Sohn getödtet, die sollt ich begraben? verwesen sollen sie, wie die Aeser stummer Tiere auf dem Anger. Die Mörder meiner Söhne!“ — Die Vile ließen aber nicht nach und setzten ihnen auseinander, daß doch auch die Feinde Menschen sind, die nach Gottes Ebenbild

geschaffen und daß der Lebende dem Todten keinen Groll nachtragen dürfe. Inzwischen hatte sich der brave Mann schon an die Arbeit gemacht, suchte wiederholt seine früheren Helfer beim Graben wieder für sich zu gewinnen und endlich gelang es ihm, sie zu bewegen, auch für ihre Feinde Gräber zu bestellen. Als sie mit den Gräbern fertig waren, sprachen die Gefährten: „Nun, wer wird jetzt so vieler Menschen Leichname hieher schaffen; denn überrascht man uns bei der Arbeit, so können wir noch durchgebläuet werden.“ — „Macht euch nur keine übrigen Sorgen,“ antwortete der gute Mann. „Ich allein will sie alle hieherführen.“ — Und sogleich fuhr er mit seinen Wagen um die Todten und fuhr so lange hin und her, bis keiner mehr auf der Wahlstatt lag. So mühte sich der Arme gar hart ab.

Als die Leute mit der Bestattung fertig waren, dankten ihnen die Vile und versprachen, dieser Handlung eingedenk zu sein, wann Gott wieder auf die Erde herabkommt. So trennten sie sich. Aber auch weiterhin zeigte sich Adams Enkel gegen Jedermann dienstbeflissen und so manchen armen Mann, den er auf dem Wege traf, fuhr er unentgeltlich nach Hause. — Nach einem Monate kam wirklich Gott, der Alles sieht, der allmächtige und allerhöchste auf die Erde herab. Er setzte die Vile vorher in Kenntnis, daß er an dem und dem Tage eintreffen werde, gab ihnen zugleich an, an welchen Erkennungszeichen sie ihn erkennen würden, damit sie sich darnach zu richten wissen, und schärfte ihnen ein, Niemand seine Ankunft zu verraten. Als er auf die Welt herabgekommen, zeigte er sich den Menschen nicht in seiner göttlichen Gestalt, sondern als ein Wanderer aus der Fremde, und als er in die Nähe des Dorfes gelangte, wo der brave Mann wohnte, setzte er sich unter eine schöne Linde. Es fügte

der Zufall, daß nach einer Weile Tuegut daſelbſt des Weges kam und den Fremden erblickte. Sogleich trat er an ihn heran und fragte ihn, woher er komme und wohin er wandre. Der Fremde klagte ihm nun, er ſei krank und lahm und könne nicht weiter, obgleich er auf jeden Fall dort auf den Berg hinaufgehen müſſe, weil ihn die Vile dorthin beſtellt; leider könne er jetzt nicht hinauf, denn er hinke ſehr, ſonſt aber gehe es ihm gut. Hierauf hieß ihn Tuegut ſich ein wenig gedulden, er werde gleich zurück ſein. Dann gieng er ſchnurſtracks nach Haus, ſpannte ſeine Stute mit dem Füllen vor den Wagen und kehrte zu dem Bettler zurück. Als er wieder bei ihm war, hielt er an und ſagte: „Steigen Sie auf den Wagen, ich führe ſie hin.“ Nun half er dem Fremden auf den Wagen hinauf, legte auch ſeine Habſeligkeiten hinein und brachte ihn an den gewünſchten Ort. Sobald ſie dort angekommen waren, bezeugten die Vile Gott ihre Verehrung und lobpreiſten ihn; denn ſie erkannten ihn auf der Stelle. Jetzt zeigte ſich Gott in ſeiner wahren Geſtalt und die Vile erzählten ihm von den ſchönen Handlungen Tueguts und unter anderen, wie er jene Gefallenen beſtattet. Gott aber entgegnete ihnen: „Ich weiß ja dies alles ohnehin, habs ja mit angeſehen, und ſehe, daß wirs hier mit einem gehorſamen und tüchtigen Manne zu tun haben.“ — Dann wandte er ſich an Tuegut mit den Worten: „Ich habe deine edlen Taten auf dieſer Welt immer mit angeſehen, die du mir zu Ehren vollbracht, und deshalb ſollſt du mit deinem Wagen immer in aller Zeit und Ewigkeit in den Himmel verſetzt ſein. Jetzt zieh mit deinem Wagen und allem, was du auf dieſer Welt beſitzeſt, in den Himmel.“ — Dann ließ ſich eine lichte Wolke herab und trug Tuegut gen Himmel, wo ſich ſo viel neue Sterne bildeten, als

Tuegut Dinge mitgenommen. So sieht man den Wagen, die Stute mit dem Füllen noch heutigen Tags am Himmel und man nennt das Sternbild: Fuhrmann Tueguts Himmelswagen. Dies mußten die Vile allen Menschen mitteilen. Viele Menschen, besonders Hirten, sahen das Wunder und erzählten davon zu Hause, und wirklich sah man noch an demselben Abend am Himmel den Wagen, die Deichsel und die Stute mit dem Füllen. Und so hat sich die Kunde davon in der ganzen Welt von einem zum anderen verbreitet. —

## 32.

# Das Siebengeſtirn.

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderſchöne Tochter. Da kam ein Drache, raubte die Königstochter und verſchwand mit ihr ſpurlos. Der König rief nun ſeinen erſten Hofmann zu ſich und befahl ihm, in die Welt zu ziehen, um die Prinzeſſin aufzuſuchen. Ohne ſie dürfe er um keinen Preis zurückkehren. Des Königs Hofmann macht ſich auf den Weg, ſtellt in der ganzen Welt Nachforſchungen an, doch findet er nirgends auch nur die leiſeſte Spur, nicht den geringſten Anhaltspunkt zur Auffindung der Königstochter. Doch riet ihm ein altes Weib, in dieſes und dieſes Land zu ziehen und dort nach der Drachenmutter zu fragen; denn die allein wäre in der Lage, ihm eine Auskunft über die entführte Königstochter zu geben. Und wirklich, des Königs Hofmann befolgte dieſen Rat. Nach mühſalvoller Irrfahrt gelangte er endlich glücklich bei der Drachenmutter an und bat ſie, ihm womöglich Auskunft über das Verbleiben der Königstochter zu geben. Die Drachenmutter antwortete: „Mein lieber Freund! Bleib Du

heute Nacht bei mir, was Gott beſcheert hat, wollen wir teilen, Du ſollſt bei mir keinen Hunger leiden. Sobald meine Söhne, die Drachen, aus der Ferne heimkehren, will ich ſie um die Prinzeſſin befragen. Ich habe fünf Söhne, einer tüchtiger und beſſer als der andere. Der älteſte vermag alles, was ihm einfällt, zu ſtehlen. Ja er ſtiehlt das Kalb aus der Kuh und das Füllen aus der Stute, ohne daß Kuh oder Stute das geringſte merken. Der zweite vermag die Spur eines verlorenen Gegenſtandes auch nach zehn Jahren noch zu erkennen. Der dritte trifft mit ſeinem Pfeile unfehlbar, was er immer ins Auge faßt. Der vierte vermag im Nu eine uneinnehmbare Burg zu erbauen, und kann was ihm beliebt darin verſtecken, ohne daß es irgend Jemand gelänge, das Verſteckte mehr aufzufinden. Der fünfte iſt raſch wie ein Falke und ſchnell wie der Blitz, wenn es gilt jemand zu verfolgen und zu ereilen."

Während ſie noch erzählte, kamen ihre Söhne, die Drachen, nach Haus, und die Mutter erkundigte ſich bei ihnen, ob ſie irgend etwas über den Aufenthalt der entführten Königstochter wüßten. „Ganz gewiß," antworteten ſie, „ſie weilt bei einem mächtigeren Drachen als wir, der ſie ihrem Vater, dem König, geraubt, und ſie nun irgendwo auf einer ſeiner Burgen bewacht." — „Ich beſchwöre euch," fiel ihnen des Königs Hofmann in die Rede, „ich darf um keinen Preis lebend dem König unter die Augen, wenn ich ihm die Tochter nicht heimführe, helft mir ſie ſuchen! Mein Gebieter wird ſich auch nicht undankbar erweiſen." — Die Drachen erklärten ſich bereit, ihm beizuſtehen. Der zweite Drache ſpürte die Spur auf und der erſte Bruder entführte das holde Mädchen und brachte ſie heim. Doch der mächtigere Drache ſetzte ihnen nach, nahm ihnen das Mädchen weg und ſchwang ſich in die Lüfte, um

seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Da legte der dritte Bruder einen Bolzen auf seine Armbrust, zog sie an, schnellte den Pfeil ab und traf jenen Drachen gerade mitten ins Herz hinein. Der Drache stürzte mit furchtbarem Gedröhne aus der Wolke herab und zerschellte am Felsen in lauter kleine Stücke. So wäre es unvermeidlich auch der Königstochter ergangen, die der Drache umschlungen hielt, wäre nicht der fünfte Bruder Drache schnell herbeigeflogen. Er fieng das Mägdlein mit den Händen auf und so blieb sie heil und unversehrt. Nun entstand ihnen plötzlich und unverhofft neues Leid, denn es nahte der Bruder des getödteten Drachen mit noch einigen Ungetümen. Jetzt wärs wohl um die Brüder geschehen gewesen, wenn nicht der vierte Bruder im Nu eine feste Burg erbaut, in die sich die fünf Brüder mit der Königstochter und des Königs Hofmanne in aller Sicherheit bergen konnten.

Jene ungetümen Drachen lauerten lange Zeit bei der Burg und zogen schließlich wieder unverrichteter Dinge ab. Nun brachen auch die fünf Brüder mit der holdseligen Schönen und dem Hofmanne auf zur Mutter nach Haus. Der älteste Bruder sprach: „Nicht wahr, lieb Mütterchen, es ist recht, daß das Mädchen mir zufällt, der ich sie aus der Burg jenes grimmen Drachen wegstahl?“ — Der zweite Bruder Drache versetzte: „Du hättest sie aber weder finden noch stehlen können, wenn ich ihre Spur nicht aufgestöbert hätte.“ — Der dritte Bruder fiel ihm ins Wort: „Daß nützte alles nichts, daß der sie, unser ältester Bruder, weggestohlen, und du da, Zweiter, ihre Spur entdeckt, hätte ich dem ungetümen Drachen nicht im rechten Augenblick den Garaus gemacht, daher gebührt nach Recht und Billigkeit mir das Mädchen.“ — Hinwiedrum behauptete der fünfte Bruder Drache: „Die Maid gehört mir von Rechtswegen;

denn hätte ich sie nicht rechtzeitig mit meinen Händen aufgefangen, sie weilte nicht mehr unter den Lebenden." — Und der vierte Bruder sagte: „Erwägt man unparteiisch alle Umstände, so kann ich den gerechtesten Anspruch auf die Jungfrau erheben; denn alle euere Bemühungen wären in Nichts zerflossen, wenn ich nicht im rechten Augenblick eine Burg erbaut und euch alle sammt dem Mägdlein darin verborgen hätte." — Nun erhob sich des Königs Hofmann: „Alle euere Ansprüche sind hinfällig; die Maid ist mein, denn hätte ich euch nicht mitgeteilt, daß sie entführt worden, so hätte sie weder der erste weggestohlen, noch der zweite aufgespürt, und der dritte hätte den ungetümen Drachen nicht erlegt, der fünfte das Mädchen nicht aufgefangen und der vierte niemand in seiner Burg geborgen."

So stritten also die sechs um den Besitz der Maid, bis sich die Mutter der Drachen ins Mittel legte: „Wenn dem so ist," sagte sie, „so ist ein jeder von euch in seinem guten Rechte, doch die Maid kann ja nicht euch allen zufallen. Ihr aber könnt sie als Eure Schwester anerkennen, sie lieben und schützen." — Das taten denn die Sechs und zum Andenken daran wurden sie mit der Maid an den Himmel versetzt, wo man sie noch heutigen Tags als Siebengestirn sehen kann. — So lautet denn diese Geschichte. —

## 33.

# Die Glucke.

In alten Zeiten lebte in einem Dorfe ein Menſchenpaar, Mann und Weib. Sie waren ſehr reich und hatten Alles in Hülle und Fülle und obgleich ſie ſehr reich waren, ſo waren ſie nicht hochmütig, ſondern frommen Sinnes und ſo gottesfürchtig, daß ſie nie etwas unternahmen ohne Gott anzurufen und ſtets ſagten ſie: „Steh uns bei, o Gott, und du große Vila!“ — In jeder Beziehung waren ſie die reichſten im Dorfe, nur Kinderſegen war ihnen nicht beſchieden, und oft, wenn ſie davon ſprachen, daß ſie ſo reich ſind und keine Kinder haben, machten ſie ſich darüber gegenſeitig bittere Vorwürfe. Endlich beſchloſſen ſie, vereint zu Gott zu flehen, er möge ihnen wenigſtens ein einziges Kind beſcheeren, und ſollte es auch nicht größer als ein Daumen ſein. Alſo beteten ſie zu Gott und gelobten, wenn ihnen Gott ein Kind beſcheert, dasſelbe in Zucht und Frömmigkeit zu erziehen, damit es ſich nicht gegen Gottes Gebot auflehne, ſondern immerdar Gott gehorche und verehre, mit den Nebenmenſchen ſich nicht ver-

feinde noch sie verspotte und Alt und Jung gebührend ehre. Doch Gott wollte ihr Gebet nicht sogleich erhören, sondern wollte sie prüfen, ob sie ihm auf jeden Fall treue Ergebenheit an den Tag legen werden, obwohl er ja wußte, wie sie bisher gelebt und in Zukunft sich verhalten würden.

Lange Zeit hindurch beteten und flehten sie zu Gott, aber nie kam ein ungebührliches Wort über ihre Lippen, weil sie keine Erhörung fanden, sondern sagten immer: „Gelobt und gepriesen sei Gott, es walte Gottes Wille!“ So befanden sie sich einmal allein in der Stube und beteten, die Hände gen Himmel erhoben, als sich plötzlich die Thür auftat und ein alter Mann hinein trat: „Heute Nacht,“ sprach er, „kam zu mir ein Abgesandter Gottes und befahl mir, euch zu benachrichtigen, Gott habe euch ein Kind zu Teil werden zu lassen beschlossen.“ — Sie glaubten wirklich, einen Fremden vor sich zu haben, hießen ihn sogleich sich setzen, und wie sie die Kunde vernommen, sanken sie von Freude bewegt in die Kniee, hoben die Hände gen Himmel und ergossen sich in Lobpreisungen Gottes, der doch ihr heißes Flehen erhört. Da sprach der Greis: „Erhebt euch!“ — Sie erhoben sich und der Greis stand als Gott in seinem ganzen Glanze da, rings umgeben von singenden Engelschören. Bebend in frommer Scheu, wagten es Mann und Weib nicht aufzuschauen; denn sie hielten ihn für einen göttlichen Sendboten, doch Gott hub an zu sprechen: „Laßt alle bange Furcht, ich bin Gott, der euch in diese Welt gesetzt und der Alles erschaffen, Himmel und Erde und Alles was auf Himmel und Erde lebt und webt. Ich fühlte Erbarmen und gewährte Euch Erhörung; denn ich sehe, daß ihr immer gute und brave Menschen wart und fromm und gut sollt Ihr immer sein und euer Kind in Zucht und Sitte erziehen.“ — Nach diesen Worten ent-

ſchwand er plötzlich ihren Augen. — Gott hielt in Wahrheit ſein Verſprechen. Das Weib kam in Hoffnung und ſobald ſie ſich ſchwanger fühlte, teilte ſie es ihrem Manne mit, der vor Freude und Vergnügen ganz außer ſich geriet. Doch war es ihm nicht beſchieden das Kind zu ſehen; denn ſchon nach fünf Monaten ſtarb er und ließ die Gattin als Wittwe zurück. Sie nahm nun zu ſich ins Haus ein altes Frauenzimmer und Diener und bewirtſchaftete das ganze Hausweſen ohne Mann. Sie blieb auch weiterhin fromm und gottesfürchtig und wirklich genas ſie eines geſunden Mädchens. Die Alte badete es, legte es in Windeln und half der Frau nach beſten Kräften. Die Wittwe lehrte ihr Töchterchen von Kindesbeinen an was gut und recht ſei, wie ſie ſich betragen ſolle, wie ſie Anverwandten und jeden Aelteren ehren und ſchätzen müſſe, und öfters kamen die Vile zu der Wittwe und lehrten ſie, wie ſich eine Wittwe aufführen müſſe, wie ſie ihr Kind erziehen ſolle und verſprachen ihr, das Mädchen, wenn ſie es erlaubt zu ſich zu nehmen und in allem zu unterweiſen, was einem guten und braven Mädchen gezieme. Hierauf entgegnete die Wittwe, ſie werde jedesmal, ſo oft es die Zeit erlaubt, das Kind zu ihnen ſchicken.

Das Kind aber war ſchon in der Wiege ſchön, und je größer es wurde, deſto größer wurde auch ſeine Schönheit, ſo daß im ganzen Dorfe ſeines gleichen nicht mehr zu finden war. Doch nicht blos durch Schönheit zeichnete es ſich aus, ſondern auch wie ein Erwachſener durch Verſtandeskräfte. Und das Mägdlein zog immer die anderen Kinder im Dorfe an ſich, und wenn man ſpielte, ſo war ſie ſtets ihre Anführerin, und was ſie anordnete, das mußten die anderen tun. Ihr Wort war allen heilig und ſie folgten ihr wie Küchlein der Glucke folgen und deshalb gaben ſie ihr den Namen „die Glucke.“ — Auch als ſie ſchon

herangewachsen war, gesellten sich die übrigen Mädchen im Dorfe sehr gern zu ihr und hielten auf sie große Stücke. Jetzt lehrte sie die Mutter spinnen, nähen, weben, mähen und die Wirtschaft besorgen und schickte sie häufig zu den Vile, die sie auch in allem unterwiesen, was einem Frauenzimmer zu wissen von nöten ist, sie gehorchte den Vile und versprach stets so zu leben, wie sie es ihr befehlen.

Als sie herangereift war, kamen viele junge Leute zu ihr ins Haus, um ihre Hand anzuhalten. Unter anderen kam einmal auch ein windichter Stutzer als Brautwerber. Er suchte sogleich ihre Mutter auf, strich und schlich um sie herum, und wußte sie so zu verblenden und an sich zu fesseln, daß sie alle seine Aufschneidereien für baare Münze annahm und ihm ihre tugendhafte Tochter zusicherte. Als der Stutzer am dritten Abende kam, sagte die Wittwe, er dürfe frank und frei als Werber auftreten. Doch das Töchterchen wollte um keinen Preis etwas davon hören. Dennoch schickte jener Werber ins Haus und die Wittwe forderte sie auf nach Brauch Samstag Abends zur Verlobung zu kommen. Als die Werber nach Haus zurückkehrten, überbrachten sie dem Jüngling und seinen Eltern die frohe Botschaft. Die freuten sich gar sehr, eine so tugendhafte und fromme Maid als Schnur zu bekommen und rüsteten alles festlich für die Verlobung her. Schon zeitlich früh am Samstag fieng die Mutter des Stutzers an zu backen und zu kochen, um Abends in Hülle und Fülle den Leuten Gaben mitzugeben. Um die Pausezeit schickte sie um den Werber, er kam sogleich und aß und trank mit ihnen. Der Abend brach an und die Brautwerber giengen mit dem Jüngling ins Haus des Mädchens, wo sie die Wittwe aufs Beste empfieng. Bevor sie auf den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu sprechen kamen, unterhielten sie sich eine Weile

mit der Mutter, während der Stutzer dem Mädchen die Zeit zu vertreiben ſuchte. Nachdem ſie ſchon genug geplaudert und Scherze getrieben, fiengen ſie an von der Verlobung zu ſprechen. Die Mutter willigte auf der Stelle ein, ihre Tochter dem Jüngling auszugeben und plauſchte ihm die Ohren voll, wie er ſich künftighin betragen müſſe. Er verſprach ihr alles, er werde ſich ſtets brav aufführen, und ſein Weib wie alles Gold und Silber dieſer Welt verehren, wenn man ſie ihm nur gibt. Doch er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Dem Mädchen erſchien nämlich in jeder lieben Gottesnacht eine Vila und lehrte ſie, was ſie bei Tag tun und was laſſen müſſe, und es hatte dem Mädchen gerade in dieſer Nacht geträumt, es ſei ihr die Gebieterin aller Vile ſelbſt erſchienen und habe zu ihr geſagt: „Hör Mägdlein, du biſt noch jung und unerfahren, du warſt aber immer uns und Gott zu Willen und voll Gottesfurcht, ein braves Mädchen, bleibe es auch fortan. Ich komme zu dir, nachdem ich deinethalben Gott befragt und rate dir: Mein liebes Töchterchen, nimm du um keinen Preis den Stutzer zum Mann, der jetzt fortwährend dich zu werben ins Haus kommt, und morgen zur Verlobung ſich einſtellen wird. Das iſt ein eitler Geck, der keinen Schuß Pulver wert iſt. Den nimm nicht, du wirſt einen anderen, einen braven Jüngling zum Lebensgefährten erhalten, mit dem du bis zu deiner dir beſtimmten Stunde leben und wirtſchaften wirſt. Unter unſerem Beiſtande wirſt du auf dieſer Welt glücklich werden und auf der anderen noch glücklicher.“ —

Das Mädchen verſprach, den Stutzer auszuſchlagen und den zu heiraten, den ihr die Vile bezeichnen werden. Die Vila entſchwand und die Maid erwachte. Am Morgen erzählte ſie der Mutter das Traumgeſicht, und ſagte, ſie wolle ſich in Nichts wider Gott vermeſſen und folglich dieſen

Jüngling nicht heiraten. Nun die Mutter fieng an ihr zuzuſetzen, warum ſie ihn denn nicht nehmen wolle, zumal er ein ſo reicher und tüchtiger Hauswirt und ein ſo kräftiger, ſtrammer Jüngling ſei. Die Tochter aber blieb bei ihrem Worte und erklärte, einen ſolchen Gecken nicht heiraten zu wollen; denn ſie dürfe es nicht tun. Die Mutter ſetzte ihr nun noch mehr zu ihn zu nehmen und ſparte ſchließlich keine Drohungen, um ſie dazu zu beſtimmen.

Auf ihre Reden hatte die Tochter nur eine Antwort: „Ich darf nicht und will nicht.“ — So kam der Abend und mit ihm trafen die Werber und der Stutzer ein, und da erklärte die Mutter, es ſei ihr bisher unmöglich geweſen, das Mädchen zu überreden; die Werber mögen nun ſelbſt ihr Glück bei der Tochter verſuchen. Die Werber hatten ſchon früher dem Jüngling eine zierliche Rede eingelernt, und wie er ſich beim Freien anzuſtellen habe, aber das Mädchen wollte nicht einmal den Anfang der Rede hören. Da ſagte die Mutter zu ihm, er ſolle ein andermal und auch öfters kommen, um ihr zuzuſetzen, ſie werde dann ſchon einwilligen. Alles dies prallte an dem feſten Sinn des Mädchens ab. Jetzt trat die Mutter wieder an ſie heran und fieng zuerſt leiſe, dann aber laut an ihr zuzureden, ſie ſolle ihn heiraten, es ſei ihr, der Mutter, ſehnlichſter Wunſch und die Tochter müſſe gehorchen. „Nein, liebe Mutter, ich mag nicht,“ antwortete die Tochter, „lieber will ich mein Lebelang nicht unter die Haube kommen, ehe ich den nehme.“

Wie dies die Mutter vernahm, geriet ſie in Zorn und wollte ſie prügeln. Doch die Tochter ſagte, ſie werde den Gecken nicht nehmen und ſollte ſie zu Tode geprügelt werden, und lieber wolle ſie ſich die Augen ausſtechen und als Bettlerin durch die Welt ziehen. Als ſich nun die Werber und der Freier überzeugten, daß heute aus der ganzen

Geſchichte nichts wird, baten ſie die Wittwe, ihre Tochter nicht zu ſchlagen und ſich nicht dem Zorne hinzugeben, und nachdem es ihnen gelungen ſie ein wenig zu beruhigen, ſetzten ſie ſich nieder um zu eſſen und zu trinken; denn die Wittwe hatte ein gutes Nachtmal für die Werber hergerichtet, in der Hoffnung, die Tochter werde dem Jüngling ihr Jawort geben. Die Werber ließen ſichs gut ſchmecken und waren guter Dinge, unterhielten ſich von dieſem und jenem und ſagten ſchließlich zur Wittwe, ſie ſolle wieder der Tochter zureden, damit die Verlobung ſtattfinde. Die Mutter verſprach alles Mögliche aufzubieten, um das Mädchen zu bewegen, den Jüngling zu heiraten und ſo aßen und tranken die Leute vergnügt und unterhielten ſich. Das Mädchen aber mochte keinen Biſſen verkoſten und keinen Tropfen trinken. Nachdem ſich die Leute ſatt getrunken, ſatt gegeſſen und ſatt geſungen, und Mitternacht auch vorbei war, kehrten ſie heim.

Die Mutter des jungen Mannes war zu Hauſe voll Freude; denn ſie dachte, weil die Werber ſo lange ausblieben, die Verlobung habe glücklich ſtattgefunden, und deshalb rühmte ſie ſich den Hausgenoſſen gegenüber, was für eine gute und brave Schnur ſie ins Haus bekomme. Als die Werber in den Hof kamen, ſchlugen ſie Lärm, und wie dies die Mutter hörte, lief ſie ihnen entgegen und fragte ihren Mann: „Hat dir die Schnur gefallen?“ — Sie trafen einander in der Thürſchwelle und er antwortete: „Mir hat ſie freilich gefallen, nur weiß ich nicht, ob ſie die unſere wird oder nicht.“ — Während ſie ſo ſprachen, trat der Sohn heran und die Mutter ſagte, er ſolle das Brauttüchel wiederum zum Aufbewahren geben. Darauf lachte der Sohn und verſetzte: „Meine liebe Mutter, ich bringe einen Korb heim; denn die Werber

hatten das Mädchen früher nicht befragt, ob auch ſie einverſtanden iſt.“ — Dann erzählte er ihr der Reihe nach wie es ihnen ergangen. Darüber geriet das Weib in großen Zorn und ſagte: „Sei unbeſorgt, mein lieber Sohn, ſie muß dich nehmen, entweder dich oder keinen anderen; ich werde alles das mit ihrer Mutter ausmachen; ſie muß dich heiraten, wenn du nur die Gunſt ihrer Mutter nicht verloren haſt.“ — Gleich am nächſten Tage begab ſie ſich zur Mutter des Mädchens, ſprach mit ihr von allerlei, zumeiſt aber darüber, weshalb denn das Mädchen ihren Sohn nicht mag, zumal ja ihr Sohn weder der häßlichſte noch der ſchlechteſte Menſch ſei, und auch ſie ſelbſt ſei nicht die ſchlechteſte und ärmſte Frau. Hierauf entgegnete die Mutter, ſie trage nicht die mindeſte Schuld daran, ſie ſelbſt habe der Tochter, was nur menſchenmöglich war, zugeſetzt, doch die Tochter habe ſtets erwidert, ſie möge ihn nicht, und lieber wolle ſie das Haus verlaſſen und in der Welt herumirren, als ihn heiraten.

Nachdem die Frau alles erfahren, bat ſie, ihr die Tochter ins Zimmer zu ſchicken, damit ſie ſie ſelbſt zu überreden ſuche, vielleicht gelinge es ihr, ſie zu überreden. Die Wittwe gieng nun hinaus und ſchickte die Tochter zu der Frau hinein. Kaum trat das Mädchen in die Stube, ſo redete ſie die Mutter des Gecken an: „Nun, wo biſt du geweſen? warum trittſt du nicht näher an mich heran? — Ich will dir ja nichts zu leide tun; wenn du meine Schnur werden willſt, ſoll es mich freuen, wenn nicht, ſo werd ich dich doch lieb haben. Geh, ſetz dich doch an meine Seite, wir wollen mal ein Bischen plaudern.“ — Das Mädchen ſetzte ſich zu ihr, und ſie unterhielten ſich eine Zeitlang von allem möglichen; dann aber lenkte die Frau das Geſpräch auf die Heirat und begann ihr zuzureden, ſie ſolle doch

ihren Sohn heiraten, er sei ja ein so guter, braver und verständiger junger Mann. Doch das Mädchen mochte davon nichts hören, sondern erklärte ihr entschieden, lieber wolle sie nie an Mann kommen, als ihren Sohn heiraten, den sie überhaupt nicht nehmen dürfe. Hierauf fragte die Frau entrüstet, wer ihr denn das eingesagt, daß sie ihren Sohn nicht heiraten dürfe. Eine Weile weigerte sich das Mädchen, es einzugestehen, dann aber gestand sie: „Mir hat die Vila eröffnet, es sei mir vom Schicksal ein anderer als euer Sohn bestimmt, ihn dürfe ich nicht nehmen und schließlich mag ich ihn auch gar nicht.“ — Als die Frau dies vernahm, wurde sie zornig und fieng sogleich an in die Kreuz und Quere den Vile zu fluchen und dem Mädchen zuzureden, es soll auf die Vile gar nicht mehr achten; denn sie verblenden ihr den Sinn und belügen sie und daß alles, was sie ihr gesagt haben, eitel Lüge sei und dies alles komme nur daher, weil sie ihr einen so schmucken Mann mißgönnen. Als die Frau dem Mädchen mit so vielen nichtswürdigen Schmähreden die Ohren vollgeblasen, wurde das Mädchen erbittert und entgegnete ihr gereizt: „Ihr seid keine mächtigere Frau als die Subjenice und Vile, welches göttliche Frauen sind, denen Gott, der allmächtige, alles aufträgt, was er auf dieser Welt ausgeführt wissen will, und die an seiner Statt der Sterblichen Schutz und Hort sind und sie lenken müssen. Und Ihr, Frau, geht mit eurem Sohne wohin es euch beliebt, auf Werbung, ich werde ihn nie und nimmer heiraten, lieber will ich mein Lebelang ein Mädchen bleiben.“ Mit diesen Worten gieng sie hinaus, blieb aber auf der Schwelle noch stehen und sagte: „Behüt euch Gott, so lange Ihr hier weilt, sieht man mich nicht mehr im Zimmer.“ Jetzt sah wohl die Frau ein, daß aus diesem Teige kein Brod zu

backen ſei, aber ſie ſtand nichtsdeſtoweniger von ihrem Vorhaben nicht ab, ſondern redete der Mutter noch mehr zu, ſie möge die Tochter zu beſtimmen ſuchen.

So trennten ſich die zwei Weiber. Die Wittwe unterließ es nicht, noch am ſelben Abend ihrer Tochter zuzureden, ſie ſolle den jungen Mann nehmen, er werde ſich gewiß an ihrer Seite noch beſſern, wenn er noch welche jugendliche Schwachheiten beſitze, aber die Tochter wollte wiederum nichts davon wiſſen. Am folgenden Tage war die Mutter des Gecken wieder bei der Wittwe, um zu erfahren, was ſie bisher ausgerichtet, und als ſie hörte, daß das Mädchen noch immer ſtarrköpfig ſei und von der Heirat nichts wiſſen wolle, begann ſie vor Aerger zu weinen, fluchte den Vile und ſpottete ihrer und ſchloß mit der Wittwe innige Freundſchaft, um eine deſto größere Gewalt über ſie zu erlangen, damit ſie die Tochter überrede, ihren Sohn zu heiraten. Und ſo ſtellte ſie ſich jedesmal, wie Gott den Tag geſchaffen, ein, ja manchmal wiederholte ſie ihren Beſuch. Sobald aber die Rede auf den Sohn kam, verließ das Mädchen die Stube. Als nun die Mutter des jungen Mannes einſah, daß ſie auf dieſe Art das Mädchen nicht zur Schnur bekommen könne, da es davon gar nicht einmal reden hören mochte, auch keine Geſchenke weder von ihr noch von ihm annahm, ſo lehrte ſie den Sohn an, er möge das Mädchen herumzubekommen ſuchen, damit ſie ſich mit ihm vergehe, und ſollte ſie ſich nicht gutwillig preis geben, ſo ſolle er ſie notzüchtigen.

Nun kam öfters die Mutter mit dem Sohne ins Haus. Sie ſprachen von allem Möglichen nur nicht von der Heirat, und ſo kamen ſie auch an einem Feiertage Abends und unterhielten ſich im Geſpräche. So gieng es fünf oder ſechs Abende nach einander, am ſiebenten Abende tat

die Frau, als fiele ihr auf einmal etwas ein, und wandte ſich zur Wittwe: „Weißt du was, lieb Schweſterchen?“ — „Nein, was meinſt du?“ — „Wir wollen mal auf einen kurzen Plauſch zum Nachbar hinüber, die Kinder können indeſſen hier bleiben und aufs Haus Acht haben, bis wir zurückkommen.“ Aber das Mädchen fiel ihr ſogleich ins Wort: „Bleibt noch da, ich gehe zuerſt um die Baſe und will ſie hieher bringen.“ — „Was fällt dir Närrin nicht ein, allein bei Nacht hinauszugehen!“ verſetzte die Frau, „Ihr zwei bleibt da, wir Alten gehen ſchon allein um die Alte; bleibt da und bereitet uns das Nachtmal bis wir zurück ſind.“

Kaum waren die zwei Weiber aus dem Hauſe, fieng der Geck mit dem Mädchen zu ſpielen an und ihr zuzureden ſich mit ihm einzulaſſen. Doch das Mädchen wollte davon nichts hören. Er gab indeſſen nicht nach und da er ſah, daß er mit Gutem ſein Ziel nicht erreichen werde, ſo begann er ihr zu drohen, er werde ſie umbringen, wenn ſie ſich ihm nicht füge. Aber ſie ließ ſich dadurch nicht im mindeſten einſchüchtern. Endlich wollte er Gewalt gebrauchen, doch ſobald ſie merkte, welche Abſichten er mit ihr habe, hub ſie aus vollem Halſe an zu ſchreien, entwand ſich ihm, lief hinaus und verbarg ſich an einem ſicheren Orte, bis die zwei Alten mit der Baſe zurückkamen. Das Mädchen wollte weder eſſen noch trinken, ſondern erzählte der Baſe was für einen Tanz der Geck mit ihr inzwiſchen habe aufführen wollen, und die Baſe entgegnete ihr: „Tu uns, mein liebes Kind, keine Schande an, ſondern wahre immer treu deine Ehre, und du wirſt ſehen, du wirſt noch glücklich; dein dir vom Schickſal beſtimmter Verlobter wird dir nicht entgehen; das ſei die Sorge des gütigen Gottes, unſeres Herrn, und der Vile, die für dich beten. Wahre du nur deine Tugend, und du wirſt ſehen, Gott wird dir Glück und Segen verleihen, die Vile aber werden dich in Allem lehren, wie

du dich zu verhalten hast und, daß du in dieser Hinsicht nicht einmal der Mutter Gehorsam leisten mußt." — Nach dem Nachtmal brachte man noch eine Weile mit Spielen zu und dann gieng man aus einander. Trotz diesem Zwischenfall kam die Mutter des jungen Mannes wiederum jeden Tag ins Haus und redete der Wittwe zu, die Tochter zur Strafe überhaupt nicht heiraten zu lassen. Die Wittwe lieh ihren Reden ein williges Ohr und sagte, sie werde die Tochter verfluchen, wenn sie einen anderen zum Mann sich wählt. Um sie noch mehr gegen die Tochter aufzustacheln, pflegte die Frau zu sagen, es sei das Mädchen ein bösartiges und unfolgsames Kind, das seiner Mutter den schuldigen Gehorsam verweigere und daß es überhaupt sie als Mutter gar nicht anerkenne, und daß sie selbst das Kind sehen möchte, das sich erkühnen würde, ihr als Mutter nicht zu gehorchen. Auf diese Weise gelang es ihr die Wittwe so sehr gegen die eigene Tochter aufzubringen, daß sie sie bitter haßte, sie stets verhönte und es auch an Schlägen nicht fehlen ließ; das Mädchen ertrug aber dies alles in stiller Ergebung und betete stets zu Gott für das Wohlergehen ihrer Mutter. —

Das Mädchen hatte im Dorfe Zvirka, das irgendwo weit im Norden belegen ist, weitschichtige Anverwandte von väterlicher Seite, vortreffliche Hauswirte, dabei von frommer Gesinnung, die alles in Hülle und Fülle besaßen und bei denen nie der Fall vorkam, daß um irgend etwas ein Streit entstanden wäre. Die Leute hatten auch Kinder, denen sie von früher Jugend eine treffliche Erziehung hatten zu teil werden lassen, und diese waren wirklich so wohl erzogen, daß ihresgleichen im ganzen Dorfe nicht zu finden war. Sie hatten fünf Söhne, der erste hieß Meisterschütz, der zweite Meisteraug, der dritte Meisterohr, der vierte Meisterdieb, der fünfte Meisterflug. So nämlich trug die Vila Vater und Mutter auf ihre männlichen Kinder zu benamsen. Die Burschen

waren sehr sittsam, gerieten nie in Zank und Streit, noch spielten sie irgend jemand Possen. Als die Burschen schon mannbar geworden, und der älteste von ihnen schon reif zur Heirat war, sagte die alte Mutter, sie wäre nicht mehr im Stande, so viele Kinder und ein so zahlreiches Gesinde zu erhalten, es sei daher geraten, den ältesten Sohn zu beweiben. Der Vater willigte auf diesen Vorschlag ein und antwortete: „Das glaub ich dir gerne und bin ganz derselben Meinung, aber ich bin mir keineswegs recht bewußt, wohin wir mit unserem Meisterschütz auf Freiung gehen sollen. Offen gestanden, mich drückt die Furcht, wir könnten uns irgend ein Tunichtgut von einem Frauenzimmer als Schnur einwirtschaften, und dann hätten wir erst fünfmal mehr Sorge als jetzt und fänden nimmer einen ruhigen Augenblick, sie tät uns ärgern und zu Tod quälen. Beschließe du selbst, wo wir anklopfen sollen, damit du dann keine Schuld auf mich wälzst." —

So beratschlagten sie zwei Abende hindurch; dann zogen sie die übrigen Hausgenossen zu Rate, wohin man sich mit Meisterschütz zur Freiung begeben solle. Nun zählte man die Mädchen der Reihe nach auf, diese und jene schien recht anständig, aber schließlich fand man an jeder etwas auszusetzen, und wenn schon eine gefiel, wars eine nahe Anverwandte. So geschah auch der Tochter jener Wittwe Erwähnung, doch wieder erhob man den Einwand: „Freilich ists ein gutes, braves und schmuckes Mädchen, deren Gleichen es in der ganzen Gegend nicht mehr gibt, aber was frommt es, es ist ja auch eine Anverwandte?" Während man so hin und herredete, sagte ein Weib; „Wisst Ihr was, Vetter? Ein größeres Glück kann euer Sohn gar nicht machen, als wenn er dieses Mädchen heimführt, und ich weiß wohl, sie nimmt ihn von Herzen gerne." — Darauf giengen alle ein und meinten, das wäre auf jeden

Fall eine sehr gute Partie. Doch der alte Vater bemerkte: „Hm, hm, wißt Ihr denn nicht, daß es meine Anverwandte ist? — Hab ja schon selbst daran gedacht, aber daraus kann nichts werden.“ — Bei alledem verhielt sich Meisterschütz vollkommen ruhig und lächelte blos vergnügt vor sich hin. Da fieng die Wortführerin mit den anderen Frauen an, die Geschlechtsverwandtschaft abzuleiten und nachzurechnen und sagte auf einmal: „Ihr braucht gar nicht besorgt zu sein, die Anverwandtschaft ist nicht so groß; denn von der einen Seite sind wir erst im fünften, von der anderen im vierten Gliede mit ihr verwandt; die können schon ohne weiteres zusammengetan werden. Wir gehen geradaus dorthin auf Freiung, ja, ich selbst mache mich auf den Weg, und Ihr sollt sehen, wir werben sie an.“ —

Nun fragte der Vater den Meisterschütz, ob ihm das Mädchen zusage, und ob er gewillt sei, um ihre Hand anzuhalten. Darauf lächelte der Sohn. Sodann schickte der Herr das Weib zur Anverwandten anzufragen, ob es wohl erlaubt sei, mit dem ältesten Sohne werben zu kommen. Als das Weib dort anlangte, sprach sie anfangs von allerlei anderen Dingen, dann erst berührte sie, wie im Vorbeigehen, die Werbung und Heirat und ob die Tochter willens sei zu heiraten, und ob man Vorbereitungen zur Hochzeit treffen dürfe. Darauf entgegnete die Wittwe, das wisse sie selbst nicht, ob ihre Tochter je oder nie an den Mann kommen werde, sie habe schon einen sehr wackeren jungen Mann als Freier gehabt, aber den habe die Tochter ausgeschlagen, obwohl sie, die Mutter, ihre Einwilligung gegeben aber die Tochter wollte nicht einwilligen, und so werde sie wohl auch nicht mehr an Mann kommen. Als die Vermittlerin dies hörte, sagte sie: „Ach, so wird aus meiner Bemühung nichts.“ — Hierauf versetzte die Wittwe: „Ich hab es gleich herausgehabt, was dich hiehergeführt.“ —

Sodann erkundigte sie sich, in wessen Auftrag sie gekommen und in wie weit sie bevollmächtigt sei. Das Weib erzählte nun den ganzen Hergang und daß sie schon zu Hause ausgerechnet, daß in Bezug auf den Verwandtschaftsgrad kein Hinderniß der geplanten Ehe im Wege stehe. „Hm," entgegnete die Wittwe, „mir ists recht, aber ein größeres Glück wird sie nicht erlangen, als sie erlangt hätte, wenn sies nicht ausgeschlagen. Die soll nimmer heiraten." — Mit diesen Worten gieng sie hinaus, und die Tochter trat in die Stube und sagte: „Nun, liebe Muhme, warum allein im Zimmer? Wo weilt denn die Mutter, daß sie Euch allein läßt?" — Und sogleich begann sie ein Gespräch mit ihr, erkundigte sich nach dem Befinden der Anverwandten, ob alle recht gesund seien, und ob schon einer der Söhne des alten Vetters auf Freiersfüßen gehe. Da lächelte die Muhme und sagte: „Ich bin ja gerade im Auftrage Meisterschützens um deine Hand anhalten gekommen. Du kennst ja den schlimmen Jungen, — warum solltest du den nicht nehmen? — Na, du kennst ihn ja selbst ganz gut."

Das Mädchen lächelte verschämt und schlug die Augen nieder, und da wußte die Muhme schon, er sei ihr angenehm. Als die Muhme Abschied nahm, fragte sie noch einmal, ob man werben kommen dürfe, und da entgegnete die Mutter, sie könne niemand das Freien verwehren, sie mögen denn immerhin kommen, doch sie könne keineswegs die Versicherung geben, daß sich das Mädchen für den jungen Mann entscheiden werde. Also schieden sie in Frieden, nachdem Mutter und Tochter der Muhme aufgetragen, zu Hause ihre herzlichsten Grüße auszurichten. Sobald das Weib heimgekehrt war, bestürmte man sie mit Fragen, was sie erfahren und ob man eine oder keine Hoffnung hegen dürfe. Nun erzählte sie des Langen und Breiten, was sie vernommen und wie sich Mutter und Tochter ausgesprochen.

Am folgenden Abend wurden rechte Werber, Männer wohl als Frauen hingeſchickt; die warben das Mädchen n, und als ſie nach Haus kamen, erzählten ſie ſogleich, les ſei beſtens geordnet; es erübrige nur morgen oder ermorgen die Verlobung zu feiern. Sogleich beauftragte e Hausfrau die übrigen Frauen, alles nötige herzurichten; r einen befahl ſie, ſich anzukleiden, weil ſie zur Verlo- ung mitgehen werde, der anderen, zwei junge Gänſe auszu- aten, einer dritten, Backwerk zu bereiten, einer vierten, n gutes Nachtmal herzurichten. Die Frauen richteten les her und als die Zeit da war, um das Brauttüchel zuholen, ſagte die Mutter eine von den Frauen ſolle ſich kleiden und für ſie zur Verlobung gehen. Doch alle ſchlugen aus und ſagten, die ſolle gehen, die zuerſt angefragt, nd ſo mußte die Muhme ihr Feſtkleid anlegen und mit en Männern und dem Freier ſich mit auf den Weg machen.

Doch bevor noch die Verlobung ſtattgefunden, erfuhr ie Mutter jenes Gecken davon, eilte ſchleunigſt zur Wittwe ns Haus und bot alles auf, um ſie recht in Harniſch zu ringen. Weshalb ſie denn die Tochter ſo weit ausgebe und och dazu an einen ſolchen Wicht, einen Tagedieb, einen andſtreicher und daß es bei weitem geſcheidter und beſſer ewesen wäre, wenn ſie die Tochter mit ihrem Sohne ver- eiratet hätte. Dann warf ſie ihr Wortbrüchigkeit vor und aß es eine Schande ſei, das ſchöne Uebereinkommen, das nter ihnen geherrſcht, ſo zu zerſtören. Darauf entgegnete ie Wittwe, das Mädchen ſei ihr rein über den Kopf ge- achſen und wolle ihr gar nicht mehr gehorchen; jetzt möge ie ſich nehmen, wen ſie wolle, nachdem ſie den ausgeſchlagen, en ſie, die Mutter, ihr zum Manne geben wollte. Die rau unterbrach ſie: „Na, das iſt ein ſauberes Mädel, as ſeiner Mutter keinen Gehorſam ſchenkt, wäre es meine ochter, ich würde ſie verfluchen.“ — Durch ſolche und hnliche Reden brachte ſie die Wittwe außer Rand und

Band, so daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach und ihre Tochter verfluchte. Das geschah an dem Tage, an welchem Abends die Verlobung stattfinden sollte. Diese Gelegenheit benützte wieder die Mutter des Gecken und erneuerte die Werbung, doch ihr Sohn erhielt abermals einen Korb, während Meisterschütz sogleich Ring und Tüchel vom Mädchen bekam. Jetzt stieg der Ingrimm der Mutter des Gecken aufs Höchste, doch sie bemeisterte sich, suchte die Wittwe unter vier Augen zu sprechen, und bot alles auf, um Mutter gegen Tochter aufzuhetzen, indem sie das Mädchen als bösartiges und widerspenstiges Kind hinstellte. So gelang es ihr die Mutter derart aufzubringen, daß sie der Tochter fluchte, als sie Meisterschützen das Tüchel gab. Sie sprach nämlich: „Nimm ihn, nimm ihn nur, eine Schlange soll dich forttragen, wann du zur Vermählung gehen wirst." — Die Verlobten nahmen aber darauf keine Rücksicht, sondern gaben sich der Freude und dem Gesange hin, aßen und tranken bis zum hellichten Tag.

Als die Werber in der Frühe heim kamen, fragte die Mutter gleich, ob Meisterschütz einen Korb bekommen oder nicht. Statt jeder Antwort zog der Sohn das Tüchel aus der Tasche und überreichte es ihr, worauf die alte Mutter vor Freuden weinte und noch am selben Tage ihrer neuen Schnur einen Besuch abstattete. Mit Freuden wurde sie empfangen und bewirtet und mit Vergnügen gedachte man der nun erneuten Verwandtschaft. Als die dritte Woche schon nahte, in der die Hochzeit stattfinden sollte, kam der Bräutigam am letzten Samstag um die Kleidertruhe und befragte Schwiegermutter und Braut, wie groß sie das Hochzeitsgeleite wünschten, ob ein vollständiges oder ein unvollständiges Darüber mochten sie nicht entscheiden, sonderu überließen die Sache ganz und gar ihm, und er entschied sich für ein vollständiges. Als die Leute aber nach dem Nachtmahl fortgegangen waren, brach die Mutter in Thränen

s über das Unheil, das sie angerichtet, indem sie der chter um Nichts und wieder Nichts geflucht. Die Tochter ıng in die Mutter, ihr den Grund ihrer Thränen zu ;en, doch sie wollte ihr ihn nicht nennen, und weinte die nze Nacht hindurch In der Früh stellten sich die An=wandtinnen und Nachbarinnen ein, um die Braut anzu=iden und ihr den Brautkranz aufzusetzen, während die Mutter twährend heiße Thränen vergoß und laute Jammerklagen sstieß. Nachdem man die Braut angekleidet und ihr n Kranz aufgesetzt, kamen die Hochzeitsleute und machten re Aufwartung; dann forderten sie die Mutter auf, die )chter zu ermahnen. Doch die Frau fiel vor Gram und rzleid in Ohrmacht und an ihrer Stelle sprach eine ıdere die Ermahnung. Als sich der Zug auf dem Weg r Kirche befand, brauste plötzlich ein Wirbelwind daher ıd im Wirbel kam eine Schlange geflogen, ergriff die Braut ıd führte sie mit sich fort. Allgemeine Bestürzung bemäch=gte sich der fremden und einheimischen Gäste und sie agten die Mutter, ob sie nicht etwa der Tochter geflucht. ie verhehlte es auch gar nicht und gestand offen, warum e ihr geflucht. — Die Hochzeitsleute berichteten sogleich ach Hause den Zwischenfall, worauf auf der Stelle Vater, Mutter und Brüder hinkamen und ihren Thränen freien auf ließen, während des Gecken Mutter von Herzen lachte.

Nachdem man darüber längere Zeit gesprochen und ch sattgeweint, sagte auf einmal Meisteraug: „Seid iebe Mutter, außer jeder Furcht; wir ziehen unser inf aus, um die liebe Schwägerin zu holen, wir lassen e um keinen Preis dem Teufel; denn er hat kein Recht uf sie; die Schlange wollen wir doch sehen, die es gewagt at, unsere Schwägerin uns zu entführen. Betet nur zu ott, er möge euch die Sünde vergeben, das Uebrige ird unsere Sache sein.“ — Noch am selben Tage zogen : Brüder in eine wilde Felsengegend, in der es weit herum

viele verfallene Burgen gab. Auf einmal gewahrte Meisterang die Schlange, wie sie mit dem Kopfe auf des Mädchens Schooße lag. Das war weit, gar in der neunten Burg, und er zeigte es den Brüdern mit den Worten: „Gott sei Dank, dort ist sie, in der neunten Burg.“ — Und die Brüder sahen das Mädchen am Fenster sitzen und den Kopf der Schlange auf ihrem Schooße ruhen. Als sie dies erblickten, sprachen sie ein Dankgebet ihren Beschützerinnen, den Vile, aus. Sie machten sich nun kampfbereit, griffen zu den Waffen und rückten an den Ort heran. Meisterschütz legte auf die Schlange los, Meisterohr stürzte auf sie hin, schlug auf sie los und machte ihr den Garaus. Meisterdieb faßte sie und schaffte sie hinaus, indessen Meisterflug das Mädchen in volle Sicherheit brachte. Als dies die Hochzeitsleute und die Eltern sahen, brachen sie in ein Freuden- und Jubelgeschrei aus und jetzt erst herrschte unbegrenzte Freude; da stellte es die Mutter der Tochter frei, unter ihren Befreiern zu wählen. Die Brüder konnten aber ihrerseits nicht einig werden und ins Reine kommen; denn Meisterschütz sagte, er allein sei nicht würdig, sie zu besitzen, es mögen darüber die Mütter entscheiden. Doch diese gaben zur Antwort: „Geht zu Gott, er soll euer Schiedsrichter sein und nach eigenem Gutdünken die Sache schlichten.“ —

Im selben Augenblicke ließ sich eine lichte Wolke auf die Brüder und die Braut herab, dann erhob sich ein Wind und trug sie gen Himmel, wo man noch heutigen Tages eben soviele Sterne erblickt. Am folgenden Tage fand man dort einen Brief, des Inhalts, daß die Entschwundenen für alle Zeit und Ewigkeit an den Himmel versetzt sind den Menschen zum Gedächtniß, was für große Sünde es sei, wenn eine Mutter ihrer Tochter fluche; das neuentstandene Sterngebilde heißt aber noch heutigen Tages die Glucke. —

## 34.

# Stahlpaſcha.

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte drei Söhne und drei Töchter. Als er ein hohes Alter erreicht hatte, nahte ſeine Todesſtunde. Auf dem Sterbebette liegend berief er ſeine Söhne und Töchter zu ſich und legte ſeinen Söhnen beſonders ans Herz, ſie mögen ihre Schweſtern an den erſten, der da kommt und um ihre Hand anhält, ohne weiteres verheiraten. „Gebt ſie aus,“ ſagte er, „ſonſt trifft Euch mein Fluch!“ — Das waren des Kaiſers letzte Worte.

Nach ſeinem Ableben verſtrich eine Zeit lang ruhig ein Tag nach dem anderen, bis eines Nachts Jemand an den Toren heftig anpochte, der ganze Hofpalaſt geriet in Erſchütterung bei dem wüſten Getöſe, Geziſche, Gelärme und Geblitze, die kaiſerliche Hofburg ſchien in ein Flammenmeer getaucht zu ſein. Alles am Hofe erſchrak gewaltig, und Zittern und Zagen bemächtigte ſich der Gemüter. Plötzlich erſcholl eine Stimme: „Oeffnet die Tore, Ihr Prinzen!“ — Da ſprach der älteſte Sohn des Kaiſers: „Nicht öffnen!“ — Der Mittlere ſprach: „Um keinen Preis öffnen!“ —

Doch der jüngſte ſagte: „So will ich das Tor auftun!“ ſprang auf und entriegelte das Tor. Kaum daß ſich das Tor geöffnet, drang ein Weſen hinein, deſſen Geſtalt man wegen der ihm entſtrömenden Flammen nicht einmal im Umriſſe unterſcheiden konnte, und ſprach: „Ich bin gekommen um Eure älteſte Schweſter heimzuführen, und zwar will ich ſie auf der Stelle wegführen, alſo bündige Antwort, gebt Ihr ſie mir oder nicht, das begehr ich zu wiſſen!“ — Spricht der älteſte Bruder: „Ich gebe ſie ihm nicht. — Wie ſollt ichs denn auch, da ich nicht weiß, wer noch woher du biſt. Nachts langſt du an, begehrſt ſie gleich heimzuführen, und ich erfahre nicht einmal, wohin ich mich wenden müßte, wollte ich meine Schweſter beſuchen.“ — Darauf der mittlere: „Ich erlaube auch nicht, daß meine Schweſter Nachts fortgeführt wird.“ — Doch der jüngſte verſetzte: „So gebe ich ſie aus, wenn Ihr Euch weigert! Habt Ihr ſchon vergeſſen, was uns der Vater aufgetragen?“ und ergriff zugleich ſeine Schweſter bei der Hand und übergab ſie dem Ankömmling mit den Worten: „Sie lebe mit dir glücklich und ſei ſtets wacker!“

Als die Schweſter die Schwelle überſchritten, fielen Alle in der Burg vor Angſt und Entſetzen zur Erde nieder, es blitzte, es donnerte, es dröhnte, es krachte, die ganze Burg geriet in ſchwingende Bewegung, als ſtießen Himmel und Erde aneinander. Allmählig verlor ſich das Getöſe und das Frührot kündigte den morgenden Tag an.

Sobald der Tag anbrach, forſchten ſie nach Spuren, die, wie ſie vorausſetzten, jene gewaltige nächtliche Erſcheinung bei ihrem Fortgange aus der Kaiſerlichen Burg zurückgelaſſen. Doch man fand nichts dergleichen vor. Keine Spuren, keine Anhaltspunkte, wie weggefegt! —

In der nächſtfolgenden Nacht zur ſelben Stunde er-

tönte um die kaiserliche Hofburg wiederum ein gleiches Getöse, Gelärme und Geziſche wie am vorausgehenden Abend, und vor dem Tore rief Jemandes Stimme: „Das Tor aufmachen, Ihr Prinzen!“ — Vor Schreck gelähmt riſſen ſie das Tor auf und hereindrang eine furchtbare Gewalt und ließ ſich ſo vernehmen: „Gebt heraus das Mädchen, Euere mittlere Schweſter! Wir ſind gekommen, ſie zu freien!“ — Spricht der älteſte Bruder: „Ich gebe meine Schweſter nicht her!“ — Worauf der mittlere: „Ich laß unſere Schweſter nicht . . .,“ da unterbrach ihn der jüngſte: „doch ich tus. Wißt Ihr denn nimmer, was uns unſer Vater anbefohlen?“ Nahm die Schweſter bei der Hand und führte ſie dem Freier zu: „Nehmt ſie. Sie werde glücklich an deiner Seite und bleibe ſtets brav!“ — Alſo zog die gewaltige Erſcheinung mit dem Mädchen ab. Sobald es in der Früh graute, giengen die Brüder um die Burg und auch weiter herum und fahndeten nach Spuren, um die Richtung zu erfahren, in welcher jene Gewalt fort gezogen, doch nichts unter der lieben Sonne, deutete auch nur im Geringſten an, woraus ſich ein möglicher Schluß hätte ziehen laſſen, als ob Niemand dageweſen wäre! —

In der dritten Nacht, um dieſelbe Zeit, wurde die ganze Burg wieder in ihren Grundmauern durch ein ungeheures Getöſe und Gedröhne erſchüttert und eine Stimme ertönte: „Das Tor öffnen!“ — Hurtig ſprangen die Kaiſerſöhne auf die Beine und ſperrten auf, worauf eine mächtige Gewalt hereintrat und ausrief: „Wir kommen und halten um die Hand Euerer jüngſten Schweſter an!“ — Der älteſte und der mittlere Bruder ſchrieen wie aus einem Munde: „Nimmermehr! wir laſſen dieſe nicht nächtlicher Weile fort! Fürwahr, wir müſſen doch wenigſtens von dieſer, unſerer jüngſten Schweſter wiſſen, wem und wohin wir ſie

mit zwei Köpfen dringt im Sturme auf die Brüder ein, um alle drei zu verſchlingen. Doch ſchnell gefaßt ſpringt der Wächter auf, zuckt ſein blankes Streitſchwert, parirt des Drachen Anprall und ſchlägt ihm beide Köpfe ab; ſodann ſchneidet er die Ohren ab, ſteckt ſie zu ſich in die Taſche, die übrigen Teile aber ſchleudert er in den See hinein.

Die Brüder wußten von dem ganzen Kampfe gar nichts; denn beide ſchliefen bis zum lichten Morgengrauen. Als der lichte Tag anbrach, rief ihnen der mittlere Bruder zu: „Auf, Brüder, der Morgen tagt!“ — und ſie ſprangen ſofort auf die Beine, richteten ſich zurecht und ſetzten ihre Wanderung fort; doch wo ſie ſich befanden und in welchem Lande, das wußten ſie nicht. Große Furcht bemächtigte ſich ihrer Gemüter, ſie könnten in der Wildniß vor Hunger umkommen, und ſie flehten zu Gott, er möge ſie wenigſtens auf ein verödetes Dorf oder Stadt ſtoßen oder irgend einer menſchlichen Seele begegnen laſſen; denn ſchon den dritten Tag ſchweiften ſie in der unwirtlichen Wildniß umher ohne Ende und Ausgang hinaus zu finden. Endlich kamen ſie, ziemlich früh, an einen großen See und beſchloßen, nicht weiter zu ziehen, ſondern ihr Nachtlager am See aufzuſchlagen, „denn“, ſo meinten ſie, „ziehen wir weiter, iſt es möglich, daß wir auf kein Waſſer mehr ſtoßen, wo es ſich gut übernachten ließe“; alſo blieben ſie an dieſem Orte. Sie machen ein großes Feuer an, nachtmahlen und treffen die Vorbereitungen zum Schlafen. Nun ſprach der jüngſte Bruder: „Ihr zwei begebt Euch zur Ruhe, heute Nacht werde ich die Wache verſehen.“ Alſo legten ſich die Zwei nieder und ſchliefen bald ein, der jüngſte Bruder aber ſchaute in einem fort herum und warf häufig die Blicke auf die Oberfläche des Sees. So verſtrich ein Teil der Nacht, als plötzlich der See

aufwirbelte, ſchäumender Giſcht auf das Feuer ſpritzte und es zur Hälfte auslöſchte; doch der Wächter zog kühn vom Leder und faßte hart an der Feuerſtätte Poſto, als plötzlich ein Drache mit drei Köpfen heranſtürmte, um die Brüder zu vertilgen. Da bewährte ſich der Heldenmut des Jünglings, nicht weckte er ſeine Brüder auf, ſelbſt begegnete er dem Drachen, dreimal holte er aus und hieb dem Ungetüm die drei Köpfe ab; hierauf ſchnitt er ihm die Ohren ab, ſteckte ſie in die Taſche und warf den unförmlichen Rumpfkoloß in den See zurück.

Während er dieſen harten Strauß beſtand, verlöſchte das Feuer vollſtändig in Folge des großen Giſchtandranges. Nun mochte er deshalb, weil er ſelbſt kein Feuerzeug bei der Hand hatte um das Feuer wieder anzufachen, ſeine Brüder nicht wecken, ſondern entſchloß ſich ein wenig in die Wildnis zu dringen, in der Hoffnung auf irgend Jemand zu ſtoßen, der ihm helfen könnte; aber nirgends eine ſterbliche Seele! Schließlich kletterte er auf einen hohen Baum hinauf und ſchaute nach allen Richtungen aus, um irgend Etwas zu entdecken; ſo ließ er den Blick lange in die Ferne ſchweifen, als ſein Auge plötzlich durch einen lichten Feuerglanz angezogen ward, der in der Nähe zu ſein ſchien. Da ſtieg er herab vom Baume und ſchlug die Richtung zum Feuer ein, um ſich damit zu verſehen und bei den Brüdern eines anzufachen. So gieng er eine gute Strecke, — es ſchien ihm immer nah zu ſein — als er plötzlich vor einer Felſenhöle ſtand, in welcher neun Hünen um ein rieſig großes Feuer gelagert zwei Menſchen auf Bratſpießen am Feuer brieten, den einen an der einen, den anderen an der anderen Seite des Feuers; über dem Feuer brodelte es in einem gewaltigen Kupferkeſſel der bis oben mit Stücken von Menſchenfleiſch angefüllt war.

Bei dieſem Anblick entſetzt ſich der kaiſerliche Prinz gar ſehr. Er möchte wieder zurück, aber wohin ſoll er ſich wenden? wo ſteht ihm ein Ausweg offen? — Er faßt ſich aber ſchnell und ruft aus: „Guten Abend, wackere Kameraden, ich ſuche Euch ſchon lange!“ — Sie empfangen ihn aufs Beſte und antworten: „So grüß dich Gott, wenn du ein braver Kamerad biſt.“ — Entgegnet er: „Bins wahrhaftig und bleibs mein Lebelang! Für Euch ſetzt ich mein Leben ein!“ — „Nun wohlan!“ meinen ſie, „willſt du einer von den Unſrigen ſein, biſt du auch bereit mit uns Menſchenfleiſch zu eſſen und gemeinſam auf Abenteuer auszuziehen?“ — Antwortet der Prinz: „Ja, das ich will, was Ihr tut, das tu auch ich!“ — „Traun! dann iſts gut. Setz dich alſo zu uns!“ —

Alſo lagern ſich alle um das Feuer herum; der Keſſel wird herabgenommen, das Fleiſch aufgetiſcht und die Mahlzeit kann beginnen. Mit ihnen hält auch der Prinz mit, doch weiß er ſie zu betrügen; Stück für Stück wirft er das Fleiſch hinter ſich. Ebenſo wurde der Braten verſpeiſt; dann ſagten ſie: „Nun kommt, wir müſſen auf die Jagd; denn morgen heißt es auch leben.“ — Alſo machten ſich ihrer neun und der Prinz als zehnter auf den Weg. „Komm,“ ſprachen ſie zu ihm, „hier in der Nähe befindet ſich eine Stadt, in welcher ein Kaiſer thront, die nährt uns ſchon ſeit einigen Jahren.“

Als ſie ſich in der Nähe der Stadt befanden, zogen ſie zwei Tannen ſammt Aeſten und Wurzeln aus, nahmen ſie mit ſich, und bei der Stadt angelangt, lehnten ſie eine davon an die Ringmauer an, und riefen dem Prinzen zu: „Wohlan“ ſagten ſie, „kletter hinauf auf die Ringmauer, damit wir dir die zweite Tanne da hinaufreichen; die pack beim Wipfel an und laß ſie in

die Stadt hinab; doch den Wipfel halte feſt bei dir, damit wir am Stamme hinabgleiten können." — Er kletterte nun hinauf und ſchrie zu ihnen hinab: „Ich weiß nicht, wie ichs anſtellen ſoll; ich bin mit der Örtlichkeit nicht vertraut, ich vermag ſie nicht hinüber zu ſchieben; einer von Euch komme nach und zeige mirs, dann will ichs recht machen." — Einer der Hünen ſtieg ihm nach, packte die Tanne bei dem Wipfel an und ließ ſie in die Stadt hinab, doch den Wipfel behielt er in Händen. Wie er ſo in gebückter Haltung daſtand, zückte der Prinz ſein Schwert und hieb ihm den Kopf ab, ſo daß der Hüne in die Stadt hinabrumpelte. Da ſchrie der Prinz den übrigen zu: „Wohlan, kommt der Reihe nach Einer nach dem Anderen, damit ich auch Euch ſo hinabbefördere". Ahnungslos ſtieg ein Hüne nach dem anderen hinauf, um durch den Prinzen ſeinen Tod zu finden. Als er alle neun umgebracht, ließ er ſich ſelbſt an der Tanne in die Stadt hinab, die er nun in Kreuz und Quere durchwanderte; aber von nirgends drang der Laut einer menſchlichen Stimme an ſein Ohr. Ueberall Entſetzen erregende, öde Verlaſſenheit! — Da dachte er im Inneren: „Ward doch die ganze Einwohnerſchaft von den Hünen ausgewurzelt und weggeraubt!" — So irrte er die längſte Zeit in der öden Stadt umher, als er zu einem ſehr hohen, turmartigen Gebäude gelangte, von wo ihm aus einem Zimmer das Licht einer Kerze entgegen ſchien; er ſchloß die Pforte auf, ſtieg in den Turm und ſchritt geradewegs in jenes Zimmer. Am Eingang bleibt er vor Erſtaunen ſtill ſtehen! Das Zimmer iſt mit Gold, Seide und Sammt reich ausgeſchlagen und ausgeſchmückt, und keine Seele drinnen als ein Mädchen, welches auf einem Pfühle ausgeſtreckt in tiefem Schlummer liegt. Sowie er ins Zimmer trat, feſſelte der Anblick des Mädchens ſeine Aufmerkſamkeit;

denn das Mädchen war von wundervoller Schönheit. Im ſelben Augenblicke gewahrte er aber eine große Schlange, die an der Mauerwand heranſchleichend ſich ſo ausſtreckte, daß ihr Kopf über des Mädchens Kopf zu liegen kam, worauf ſie ſich plötzlich reckte, um das Mädchen in die Stirne zwiſchen den Augen zu beißen. Noch ſchneller aber ſprang der Prinz mit ſeinem Taſchenmeſſer, das er im Nu aus der Taſche gezogen, herbei, und ſpießte den Kopf der Schlange an die Wand an. Hierauf ſprach er folgende Worte: „Es gebe Gott, daß Niemand ohne meine Hand dieſes Meſſer herauszuziehen vermöge!“ Nun trat er ſchnell den Rückweg an. An der einen Tanne kletterte er hinan, an der anderen ließ er ſich herab und überſetzte ſo die Ringmauer. In der Hünenhöle wieder angelangt, nahm er Feuer und lief zu ſeinen Brüdern zurück, die er noch im tiefen Schlafe liegend antraf. Er ſchürte das Feuer an, da ſtieg die Morgenröte auf, der Tag war angebrochen, er weckte die Brüder, ſie ſtanden auf und die Reiſe wurde fortgeſetzt.

An demſelben Tage noch kamen ſie auf die Straße, welche zu der bewußten Stadt führte. Dort herrſchte ein mächtiger Kaiſer, der ſich jeden Morgen in der Stadt ergieng und bittere Thränen darüber vergoß, weil die Bevölkerung von den Hünen vertilgt und aufgefreſſen wurde und weil er ſelbſt in ſteter Angſt und Furcht ſchwebte ſeine eigene Tochter werde ihrem Fraße einſt zum Opfer fallen. Deshalb gieng er wie ſonſt auch dieſen Morgen die Stadt beſichtigen; doch die lag leer und verödet, die Bevölkerung war ſchon auf einen kleinen Bruchteil zuſammengeſchmolzen, die Meiſten hatten in Hünenmagen ihr Grab gefunden. Alſo beſichtigte, wie geſagt, der Kaiſer die Stadt, ſieh, da blieb ſein Auge plötzlich an den Tannen haften, die ſammt und ſonders aus der Erde herausge-

rissen an die Ringmauer sich lehnten; wie er näher tritt, erblickt er sein Wunder: da lagen die neun Hünen, eben jene Pestbeulen der Stadt, alle mit abgehauenen Köpfen. Bei diesem Anblick ergriff den Kaiser maßlose Freude; die Leute versammelten sich und flehten zu Gott, um Glück und Segen für den Hünentöter.

Zu derselben Zeit nahten auch die Diener aus der kaiserlichen Burg mit der Meldung, eine Schlange habe seine Tochter verderben wollen. Auf diese Nachricht begab sich der Kaiser schnurstracks in die Burg und zwar in jenes Zimmer zu seiner Tochter. Dort angekommen erblickt er die an die Wand gespießte Schlange und versuchte eigenhändig das Messer aus der Wand zu ziehen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Nunmehr erließ der Kaiser Befehl und Kundmachung in seinem ganzen Reiche: „Wer die Hünen erlegt und die Schlange aufgespießt habe, der solle sich melden, damit ihn der Kaiser mit reichen Geschenken bedenke und ihm die Hand seiner Tochter verleihe.“ — Die Kundmachung wurde in allen Gauen des Reiches bekannt gemacht. Ueberdies ordnete der Kaiser an, es sollen große Einkehrswirtshäuser an den Hauptstraßen des Reiches errichtet werden, wo jeder Wanderer angehalten und befragt werden müsse, ob er erfahren, wer die Hünen bezwungen, und wer den Mann ausfindig mache, der solle als Bote schleunigst zum Kaiser eilen um sich einen herrlichen Botenlohn zu verdienen.

Dem kaiserlichen Befehle gemäß wurden auf den Hauptstraßen des Reiches Einkehrwirtshäuser errichtet und jeder Wanderer angehalten, ausgefragt und ihm die Sache mitgeteilt. Nach einiger Zeit kamen die drei Prinzen auf der Suche nach ihren Schwestern in eines dieser Einkehrwirtshäuser, um daselbst zu übernachten, und schlugen dort

ihr Nachtlager auf. Nach dem Nachtmahle gesellte sich der Wirt zu ihnen und fieng an mit seinen vorgeblichen Heldentaten aufzuschneiden; schließlich wandte er sich an die drei Brüder mit der Frage: „und was habt Ihr bisher für Taten schon vollbracht?“ — Da hub der älteste an zu erzählen: „Als ich mich mit meinen Brüdern auf der Reise befand, so geschah es in der ersten Nacht, wo wir an einem See in einer großen Wildnis unser Nachtlager aufgeschlagen, daß, als meine Brüder schliefen, ich aber Wacht hielt, aus dem See ein Drache herausstieg, um uns zu verschlingen. Ich zog mein Streitschwert aus der Scheide und hieb ihm den Kopf ab, wenn Ihr mir nicht glaubt, da sind seine Ohren die ich von seinem Kopfe geschnitten.“ Bei diesen Worten zog er die Ohren aus der Tasche und warf sie auf den Tisch.

Als dies der mittlere Bruder hörte, begann er: „Ich hatte die Wacht beim zweiten Nachtlager zu versehen und habe damals einen zweiköpfigen Drachen erlegt; wofern Ihr mir nicht Glauben schenkt, hier zum Beweise die Ohren von beiden Köpfen.“ Sprachs und nahm die zwei Paar Ohren heraus und zeigte sie vor.

Der jüngste Bruder hörte dem Ganzen stillschweigend zu. Der Gastwirt wandte sich nun an ihn: „Bei Gott, Jüngling, deine Brüder sind wackere Helden! Geh, laß uns hören, ob auch du schon einer Heldentat dich rühmen kannst!“ — Zögernd begann der jüngste seine Geschichte: „Na, eine Kleinigkeit habe ich auch geleistet und zwar in der dritten Nacht am See in der Wildnis. Ihr, Brüder lagt in tiefem Schlafe, ich hielt die Wacht; um eine gewisse Stunde der Nacht wirbelte der See auf und es entstieg ihm ein Drache mit drei Köpfen, der wollte uns verschlingen. Da zog ich vom Leder und hieb ihm alle drei

Köpfe ab; wollt Ihr es nicht glauben, hier ſind die drei Ohrenpaare des Drachen.“ — Darüber gerieten ſelbſt ſeine Brüder in Erſtaunen, er aber fuhr fort zu erzählen: „Inzwiſchen erloſch das Feuer, und ich gieng fort Feuer ſuchen. Im Gebirge herumſchweifend traf ich in einer Höhle neun Hünen an,“ und ſo teilte er ihnen der Reihe nach mit, was für Abenteuer er beſtanden, und alle erfaßte Erſtaunen bei dieſer Wundermähr.

Der Gaſtwirt hatte nicht ſobald die Geſchichte vernommen, als er auch ſchon ſchleunigſt zum Kaiſer lief und ihm die ganze Sache berichtete. Der Kaiſer gab ihm ſehr viel Geld und ſchickte ſogleich ſeine Leute ab, damit ſie alle drei Prinzen vor ihn führen. Als ſie vor den Kaiſer traten, richtete er an den jüngſten die Frage: „Haſt du das Wunder in unſerer Stadt verrichtet, die Hünen niedergemacht und mein einziges Töchterlein vor dem Verderben bewahrt?“ — „Ja, ich wars, wackerer Kaiſer,“ entgegnete der jüngſte Prinz. Hierauf verheiratete der Kaiſer ſeine Tochter an ihn und räumte ihm an ſeiner Seite die erſte Stelle im Reiche ein, zu den beiden älteren Brüdern aber ſprach der Kaiſer: „So Ihr wollt, will ich euch beweiben und Burgen erbauen laſſen.“ Doch ſie antworteten ihm, ſie ſeien Beide ſchon verheiratet und geſtanden ihm der Wahrheit gemäß, daß ſie dieſen Zug nur unternommen, um ihre Schweſtern aufzuſuchen.

Nachdem der Kaiſer dies alles erfahren, hielt er bloß den jüngſten als Tochtermann bei ſich zurück, den zwei Brüdern aber ſchenkte er zwei mit Gold beladene Maulеſel. Alſo kehrten die zwei älteren Brüder an ihren Hof und in ihr Reich zurück. Indeſſen dachte der jüngſte immerwährend an ſeine Schweſtern und trug ſich mit der Abſicht, ſie noch weiterhin zu ſuchen; doch einerſeits tat

es ihm weh, ſollte er von ſeiner jungen Gemahlin ſcheiden, andererſeits ließ es der Kaiſer nicht zu, daß er ihn verlaſſe, und ſo verzehrte er ſich unabläſſig im Harme nach ſeinen Schweſtern.

Einmal zog der Kaiſer auf die Jagd und ſagte vor dem Abzuge zum Eidame: „Bleib du indeſſen in der Burg; hier übergebe ich dir neun Schlüſſel, die du ſorgfältig bei dir behalten mußt. Es ſteht dir frei, drei oder vier Kammern zu öffnen, und du wirſt dort Silber und Gold in Hülle und Fülle vorfinden, an Waffenſtücken und einer Menge anderweitiger Koſtbarkeiten iſt dort auch kein Mangel, ja, du darfſt, wenn dich das Herz dazu drängt, alle acht Kammern nach einander öffnen, doch die neunte aufzuſchließen, das laß bleiben, denn," ſagte er, „tuſt dus, ſo wirds dir ſchlimm ergehen." —

Hierauf entfernte ſich der Kaiſer und ließ den Eidam allein zu Hauſe. Kaum war der Kaiſer fort, öffnete der Prinz eine Kammer nach der anderen und betrat ſo der Reihe nach alle acht, und ſein Auge ſchaute Koſtbarkeiten aller Art. Als er aber ſchließlich vor die Thüre kam, die in die neunte Kammer führte, ſprach er zu ſich im Inneren: „Ich habe ſo manches Wunder geſehen und mitgemacht, und da ſollte es mir verſagt ſein, in ein Zimmer einzutreten!" — Alſo ſperrte er die Thüre auf und trat in die Kammer ein. Welch ein Bild! — In der Kammer befindet ſich ein Menſch, die Füße bis zu den Knieen, die Arme bis zu den Ellenbogen in Eiſen feſtgeſchmiedet, dann ſtanden auf vier Seiten vier Pflöcke feſt eingerammt, an welchen ſchwere eiſerne Ketten befeſtigt waren, deren Ende jenem Manne um den Hals ſich wanden und ihn ſo ſtark ſchraubten, daß er nicht die geringſte Bewegung machen konnte. Vor ihm quoll aus einem goldenen Schifflein ein

igquell hervor und ergoß ſich vor ihm in eine gol-
Mulde. In ſeiner Nähe befand ſich ein Krug mit
teinen köſtlich verziert. Der Mann möchte Waſſer
n, doch er kann nicht dazu gelangen. Als dies
der kaiſerliche Prinz überſehen, trat er einen Schritt
t. Da ſprach der Gefeſſelte: „O tritt näher an mich
, ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gotte!“ —
Prinz näherte ſich und jener fuhr fort: „O! üb ein
nes Werk, laß mich einen Krug Waſſer austrinken;
erſichert, du bekommſt von mir ein Leben dafür ge-
t!“ — Der Prinz überdachte ſich den Antrag: giebt
as beſſeres, als wenn ich mir noch ein Leben ver-
e? nahm den Krug, und reichte ihn gefüllt dem Manne,
ihn in einem Zuge austrank. Hierauf fragte ihn der
liche Prinz: „Wie heißt du, ſo dir Gott helfe?“ —
ortete dieſer: „Ich heiße Stahlpaſcha.“ — Der Prinz
t zum Ausgange, und wieder bat ihn der Mann in-
igſt: „Reich mir einen zweiten Krug Waſſer und ich
e dir noch ein zweites Leben.“ — Der Prinz dachte:
t ſchenkt er mir gar noch ein zweites Leben, eines
ich ohnehin; das iſt doch ein großes Wunder!“ füllte
Krug und reichte ihn demſelben hin. Der Prinz trat
Rückweg an und hielt die Thürklinke ſchon in der Hand,
ief ihm Stahlpaſcha zu: „O Held, kehr zu mir zurück,
du zweimal edel gehandelt, bewähr dich auch noch zum
nmale als Mann, ich ſchenke dir ein drittes Leben.
n dieſen Henkelkrug, füll ihn bis an den Rand und
mir das Naß über den Kopf, ich ſchenke dir für die-
Liebesdienſt noch ein drittes Leben.“ — Wie dies der
z hörte, machte er Kehrt, nahm den Henkelkrug, füllte
mit Waſſer und goß es über den Kopf des Mannes.
ald ſich ihm das Waſſer über den Kopf ergoß, zerfielen

die Halsfesseln, sowie alle die Bande, welche ihn umspannt hielten. Mit Blitzesschnelle sprang Stahlpascha auf, breitete seine Fittige aus, flog auf nahm im selben Augenblicke die Gemahlin seines Retters, die Kaiserstochter, unter dem Flügel mit und war auch schon im Nu den Augen des Prinzen entschwunden.

War das ein Wunder! der Prinz bekam rechte Angst vor dem Kaiser. Als der Kaiser inzwischen nach Hause kam, erzählte ihm der Eidam der Reihe nach was vorgefallen. Der Kaiser geriet dabei außer sich vor banger Sorge: „Warum hast du so gehandelt?“ sprach er vorwurfsvoll, „hab ich dir denn nicht ausdrücklich untersagt, die neunte Kammer zu betreten?“ — Antwortete ihm begütigend der Prinz: „Geh, sei nicht böse auf mich, ich will mich auf den Weg machen um Stahlpascha aufzusuchen und ihm mein Weib abzugewinnen.“ — Der Kaiser suchte ihn von diesem Vorhaben abwendig zu machen: „Laß das,“ meinte er, „du sollst dich mir um keinen Preis vom Hause fortrühren. Du weißt ja nicht, wer Stahlpascha ist. Viele Truppen und vieles Geld sind draufgegangen, ehe ich den Stahlpascha in meine Gewalt bekommen; also bleib du schön ruhig bei mir, ich werbe für dich ein anderes Mädchen und sei unbesorgt, ich liebe dich gleichwohl wie einen eigenen Sohn.“ —

Aber der Prinz hatte kein Ohr für alle diese Reden, sondern beharrte bei seinem Vorhaben, versorgte sich mit dem nötigen Reisegelde, bestieg sein Pferd und zog aus in die Welt, den Stahlpascha aufzusuchen. Lange Zeit wanderte er so herum und gelangte er in eine Stadt, die er bei seinem Einzuge von allen Seiten betrachtete, als ihm plötzlich ein Mädchen von einem Söller zurief: „O du Prinz, steig ab vom Pferde und komm in den Hof.“ Als der Prinz den Hof betrat, kam ihm das Mädchen entgegen; er

blickte sie genauer an und erkannte in ihr seine älteste Schwester. Sie breiten die Arme aus und tauschen süße Küsse, die Schwester ergreift dann zuerst das Wort: „Komm Bruder mit mir auf den Söller hinauf.“ — Als sie auf dem Söller waren, befragte der Prinz seine Schwester, was der Mann sei, den sie geheiratet, und sie gab ihm zur Antwort: „Ich habe mich mit dem Drachenkaiser verheiratet, mein Gemahl selbst ist ein Drache; doch, Bruder, jetzt gilt es dich gut zu verstecken; denn mein Mann pflegt zu sagen, er würde seine Schwäger in Stücke hauen, kämen sie ihm nur zu Gesicht. Laß mich ihn erst ausforschen, verspricht er dir Nichts anhaben zu wollen, meld ich ihm deine Ankunft.“

Gesagt getan. Sie versteckt den Bruder und das Pferd. Der Abend rückt heran, das Nachtmahl wird dem Drachen bereitet, man erwartet seine Ankunft, doch da naht schon der Drachenkaiser! Sowie er heranflog, erglänzte die ganze Hofburg in blendendem Strahlenglanze. Er war noch nicht recht in den Palast getreten, da rief er schon seine Gemahlin zu sich: „Weib!“ herrschte er sie an, „ich rieche Menschengebein, wer ist hier? gleich sagst es!“ — Antwortet sie: „Niemand ist hier.“ — Sagt er: „Das ist nicht möglich.“ — Darauf versetzt die Gemahlin: „Bei Gott, etwas will ich dich fragen und du sprich offen und ehrlich: würdest du Etwas meinen Brüdern anhaben, träfe es sich, daß Einer von ihnen hierher käme?“ — Anwortet der Drachenkaiser: „Den ältesten und den mittleren tät ich abschlachten und braten, dem jüngsten aber würd ich nichts antun.“ — Darauf spricht sie: „Mein jüngster Bruder, dein Schwager, ist angekommen.“ — Wie dies der Kaiser hört, ruft er aus: „Nur heraus mit ihm!“ — Als die Schwester den Bruder aus seinem Verstecke hervorgeholt, lief

ihm der Kaiſer entgegen, ſie umarmten ſich und tauſchten Küſſe aus: „Glückliche Ankunft, Schwager! — „„Grüß dich Gott, Schweſtermann!““ — „Wo ſteckſt du?“ — „„Da bin ich.““ — Nun erzählte er ihm den Zweck ſeiner Reiſe von Anfang bis zu Ende. Aber der Drachenkaiſer antwortete: „Du rennſt ins Verderben, Gott ſteh dir bei, vorgeſtern zog Stahlpaſcha hier mit deiner Gemahlin vorüber; ich erwartete ihm mit ſiebentauſend Drachen, aber wir konnten ihm dennoch nichts anhaben. Ich beſchwöre dich, laß den Teufel in Ruh; ich gebe dir Geld ſo viel dein Herz begehrt und kehre friedlich heim!“ — Aber der Prinz wollte dieſe Reden gar nicht hören, ſondern erklärte beſtimmt, morgen ſeine Reiſe fortzuſetzen. Und als der Kaiſer ſah, er könne ihn nicht zurückhalten und zur Rückkehr bewegen, zog er aus dem Fittich eine Feder heraus und überreichte ſie dem Schwager mit den Worten: „Gieb gut Acht auf das, was ich dir jetzt ſagen werde; da nimm dieſe meine Feder, ſollteſt du den Stahlpaſcha auffinden und geräſt du in große Bedrängniß, ſo zünde du meine Feder an; dann komme ich im ſelben Augenblicke mit meiner ganzen Heereskraft dir zu Hilfe.“ — Der Prinz ſteckte die Feder ein und zog ab. —

Wieder wanderte er durch die Welt und gelangte er in eine zweite große Stadt, in der ihm auf ſeinem Durchzuge gleichfalls ein Mädchen vom Söller zurief: „Heda, du Prinz, ſteig ab vom Pferde und komm in den Hof herein!“ — Der Prinz betrat mit ſeinem Pferde den Hof, ſiehe da! wer kommt ihm entgegen! ſeine mittlere Schweſter iſts. Sie breiten die Arme aus und küſſen einander inniglich. Sie führt den Bruder in die Burg. Nachdem die Schweſter das Pferd im Stalle eingeſtellt und den Bruder in die Burg hinauf geführt, fragte ſie ihn über das Ziel ſeiner

Reiſe; er erzählte ihr nun der Reihe nach ſeine Schickſale und fragte ſie ſchließlich: „Wen haſt du, liebe Schweſter, geheiratet?“ — Sie antwortete ihm: „Ich bin an den Falkenkaiſer verehelicht. Er wird Abends hier eintreffen; aber ich muß dich ſorgfältig verbergen, denn er iſt auf meine Brüder gar wütig.“ — Sagte es und verbarg ihren Bruder. Es verſtrich eine kleine Weile, da kehrte der Falkenkaiſer heim. Bei ſeinem Kommen erbebte die ganze Burg vor der großen Gewalt. Das Nachtmahl wurde ſogleich aufgetragen, doch zuvor rief er ſeiner Gattin zu: „Ich rieche Menſchenfleiſch!“ — Das Weib antwortete: „Was fällt dir ein, Mann?“ — Endlich nach langen Hin- und Herreden, fragte ſie ihn: „Würdeſt du meinen Brüdern etwas anhaben, käme Einer von ihnen her?“ — Spricht der Kaiſer: „Dem älteſten und dem mittleren würde es freilich ſchlimm ergehen, aber dem jüngſten tät ich nichts.“ — Jetzt geſtand ſie ihm des Bruders Anweſenheit. Sogleich befahl er, ihn vorzuführen und ſowie er ihn erblickte, fiel er ihm um den Hals und küßte ſich mit ihm: „Glückliche Ankunft, lieber Schwager!“ — „In Glück und Freuden ſoll ich dich angetroffen haben, liebſter Schweſtermann!“ antwortete der Prinz, worauf ſich beide zum Nachtmahl ſetzten. Nach der Mahlzeit befragte der Kaiſer ſeinen Schwager um das Ziel ſeiner Reiſe, und dieſer entgegnete, er wolle den Stahlpaſcha aufſuchen, und erzählte ihm ſeine Erlebniſſe. Doch der Kaiſer fieng ihm zu raten an: „Gieb“, meinte er, „deine Weiterreiſe auf, ich will dir etwas vom Stahlpaſcha erzählen: an demſelben Tage, wo er deine Gattin geraubt, erwartete ich ihn mit fünftauſend Falken und lieferte ihm eine furchtbare Schlacht. Knietief wateten wir im Blute, nichtsdeſtoweniger konnten wir ihm nichts anhaben! und da ſollteſt du, ein Einzelner, ſeiner Meiſter werden? Deshalb

erteile ich dir den wohlgemeinten Rat, nach Hauſe zurückzukehren. Da haſt du von mir Schätze, ſo viel dein Herz nur begehrt, nimm ſie und ziehe heim.“ — Doch der Prinz entgegnete: „Meinen herzlichen Dank für dein Anerbieten, aber unverrichteter Dinge zurückkehren! nein, nimmermehr! ich muß den Stahlpaſcha noch finden.“ — Im Innern aber dachte er: „Warum ſollt ichs auch nicht? hab ich ja noch drei Leben!“ — Als ſich der Falkenkaiſer überzeugte, er könne ihn von ſeinem Vorhaben nicht abbringen, zog er eine Feder aus ſeinem Fittich heraus und reichte ſie ihm mit den Worten: „Da nimm dieſe meine Feder, und kommſt du in große Bedrängnis, ſchlag ein Feuer an und verbrenne die Feder, und da werd ich dir mit meiner ganzen Macht zu Hilfe kommen.“ — Hierauf nahm der Prinz die Feder und ſetzte ſeinen Weg fort, um den Stahlpaſcha aufzuſuchen.

Lange Zeit wanderte er ſo in der weiten Welt herum und gelangte einmal in eine dritte Stadt, wo er gleich bei ſeinem Einzuge von einem Mädchen auf einem Söller angerufen ward: „Steig vom Pferde ab und komm in den Hof herein!“ — Der Prinz wandte das Pferd um und zog in den Hof ein. Siehe da! es iſt ſeine jüngſte Schweſter; ſie ſinken einander in die Arme und tauſchen Küſſe aus. Das Pferd führt ſie in den Stall, den Bruder in die Burg. Frägt ſie der Bruder: „Wen haſt du, Schweſter, geheiratet? was iſt dein Mann?“ — Sie antwortete: „Mein Gemahl iſt der Adlerkaiſer, ihn hab ich geheiratet.“ —

Als der Kaiſer Abends nach Haus kam, empfieng ihn die Gattin herzlich, aber er achtete auf ihren Gruß gar nicht, ſondern fragte: „Was für ein Menſch iſt in meine Burg gekommen? ſogleich ſollſt dus geſtehen!“ — Sie antwortete: „Es iſt ja Niemand da!“ und ſetzte ſich mit ihm zum Nachtmahl. Während der Mahlzeit ſagte ſie wie von ungefähr:

„Tätst du meinen Brüdern etwas zu Leide, wenn sie sich plötzlich hier einstellten?“ — Der Kaiser entgegnete: „Den ältesten und den mittleren würde ich ohne weiteres töten, doch den jüngsten nicht. Vielmehr würde ich dem jederzeit zu Hilfe eilen, sofern es in meiner Macht stünde.“ Da gestand sie dem Kaiser: „Sieh, gerade mein jüngster Bruder, dein Schwager, ist hier zu Besuch eingetroffen.“ — Der Kaiser befahl, ihn sogleich vorzulassen, gieng ihm entgegen und begrüßte ihn: „Glückliche Ankunft, lieber Schwager!“ — Dieser antwortete: „In Glück und Freuden soll ich dich angetroffen haben, liebster Schwestermann.“ Nun setzten sie sich zur Tafel. Nach dem Abendessen sprach man von allerlei, und schließlich erzählte der Prinz, er sei auf dem Wege zu Stahlpascha. Als dies der Adlerkönig vernahm, gab er sich alle Mühe, ihm den Gedanken auszureden: „Laß du, lieber Schwager,“ sagte er, „diesen höllischen Teufel sein und gib deine Reise auf. Bleib lieber hier bei mir, du sollst in jeder Beziehung zufrieden sein.“ — Doch der Prinz achtete auf seine Worte nicht, sondern machte sich, sobald der Morgen graute, reisefertig und zog ab, um den Stahlpascha aufzusuchen. Aber bevor er noch abzog, gab ihm der Adlerkaiser, da er sah, er könne ihn in seinem Vorsatze nicht wankend machen, aus dem Fittich ein Federchen und sprach: „Da nimm, Schwager, dieses Federchen, gerätst du einmal in Not und Bedrängnis, schlag ein Feuer an und zünde es an, und ich werde dir sogleich mit meinen Adlern zu Hilfe kommen.“ — Der Prinz steckte die Feder an und zog fürbaß, um den Stahlpascha aufzusuchen.

Also schweifte er durch die Welt herum von Stadt zu Stadt immer weiter und weiter, bis er endlich seine Gattin in einer Felsenhöhle entdeckte. Sie erstaunte nicht wenig bei einem Anblick und rief aus: „Um Gottes Willen, Mann,

wie kommſt du hieher?“ — Er erzählte ihr der Wahrheit gemäß ſeine Abenteuer und ſagte kurz: „Weib, mein Weib, laß uns ſchnell die Flucht ergreifen.“ — Aber ſie wandte ein: „Wohin denn, da uns Stahlpaſcha ſogleich einholen kann? dich,“ ſagte ſie, „wird er ſofort tödten, mich aber wieder zurückführen.“ —

Der Prinz eingedenk ſeiner drei Lebensalter, die ihm beſchieden waren, überredete dennoch ſeine Gattin zur Flucht und ſie machten ſich auf. Kaum waren ſie fort, bekam ſchon Stahlpaſcha davon Wind, lief ihnen ſchleunigſt nach und holte den Prinzen ein: „O du Prinzlein,“ rief er aus, „wollteſt mir die Gattin ſtehlen“, entriß ſie ihm und fuhr fort: „Jetzt ſchenk ich dir das Leben; denn ich hab es nicht vergeſſen, daß ich dir drei Lebensalter zugeſichert; doch nun geh und kehre nimmer wegen des Weibes zurück; denn du ſetzeſt dein Leben aufs Spiel.“ —

Nach dieſen Worten führte Stahlpaſcha die Frau fort, während der Prinz allein zurückblieb, in Zweifel, was er nunmehr anfangen ſolle. Endlich beſchloß er, von Neuem um ſeine Gattin zu gehen. Als er vor jene Felſenhöhle gelangte, wartete er die Gelegenheit ab, wo Stahlpaſcha fort ſein würde, und ergriff dann mit ſeiner Gattin wieder die Flucht. Indeſſen erfuhr dies Stahlpaſcha ſogleich, jagte ihnen nach, holte den Prinzen ein, legte einen Pfeil an und rief aus: „Willſt du lieber, daß ich dich mit dem Pfeile töte, oder mit dem Schwerte niedermache?“ — Der Prinz verlegte ſich aufs Bitten und Stahlpaſcha ſprach zu ihm: „Jetzt erlaſſe ich dir zum zweitenmale das Leben, aber das eine ſchärfe dir ein, du ſollſt dich nimmer unterſtehen, dieſe Frau abzuholen; denn ich ſchenke dir das Leben nicht mehr, ſondern ſchlage dich auf der Stelle mauſetot.“ — Nach dieſen Worten bemächtigte er ſich der Frau und

führte sie fort, während der Prinz wiederum allein zurückblieb und fortwährend nachsann, wie er seine Gattin zu erretten vermöchte. Schließlich sagte er zu sich selbst: „Was brauch ich mich am Ende vor Stahlpascha zu fürchten, da ich noch über zwei Leben verfüge, über eines, das ich von ihm geschenkt bekommen und ein anderes, das ich ja ohnehin habe."

Also entschloß er sich am nächsten Tage während Stahlpascha abwesend war, zu seiner Gattin zurückzukehren: „Komm", sagte er, „laß uns die Flucht ergreifen!" — Sie widerstand ihm, da es nutzlos wäre, zu fliehen, weil sie von jenem bald eingeholt würden, aber er bemüssigte sie, ihm zu folgen, doch gar bald ereilte sie Stahlpascha und schrie ihm zu: „Wart nur, wart! jetzt verzeih ich dirs nimmer!" Der Prinz erschrak und fieng an ihn um Vergebung zu bitten, doch Stahlpascha herrschte ihn an: „Du erinnerst dich wohl noch, daß ich dir drei Leben zugesichert habe? Wohlan! ich schenke dir auch noch das dritte, du hast bei mir weiter nichts gut; also begib dich in Frieden nach Hause und hüte dich, dein dir von Gott verliehenes Leben aufs Spiel zu setzen." —

Da nun der Prinz einsah, er sei dieser Macht gegenüber wehrlos, trat er schweren Herzens den Rückweg an, als ihm auf einmal einfiel, was ihm die Schwäger gesagt hatten, als ihm jeder von ihnen eine Feder überreichte. Da sprach er zu sich selbst: „Zum Trotz kehr ich noch einmal um, um ihm mein Weib zu entreißen, und tuts Not, so zünde ich die Federn an, damit mir meine Schwäger zu Hilfe kommen." — Gesagt getan.

Er kehrte zur Höhle zurück und erblickte eben seine Gattin in den Armen des Stahlpascha. Also wartete er ab, bis sich dieser entfernt, und zeigte sich seiner Gattin, die darüber nicht wenig erstaunt war und ihm voll Entsetzen

zurief: „Um Gottes Willen! iſt dir das Leben ſo ſehr verhaßt, daß du wiederum meinetwegen zurückkehrſt?“ — Er beruhigte ſie, indem er ihr mitteilte, daß ihm ſeine Schwäger ihre Hilfe zugeſagt, falls er in große Bedrängnis und Not hineingeraten ſollte, und deshalb,“ ſagte er, „bin ich noch einmal um dich gekommen; mach dich nur ſofort bereit zur Flucht.“ So taten ſie auch und eilten ſchleunigſt fort, doch Stahlpaſcha bekam davon ſogleich Witterung und ſchrie ihnen ſchon aus weiter Ferne zu: „Wart nur, Prinzlein, du biſt mir noch nicht entronnen!“ — Sobald aber der Prinz den Stahlpaſcha erblickte, zog er alle drei Federn und das Feuerzeug aus der Taſche heraus, ſchlug Feuer an und entzündete allmählig die Federn, doch während er ſie anzündete, holte ihn Stahlpaſcha ein, zückte ſein Schwert und ſpaltete den Prinzen in zwei Hälften entzwei. Welch Wunder geſchieht im ſelben Augenblicke! Es kamen herbeigeflogen der Drachenkaiſer mit ſeinen Drachen, der Falkenkaiſer mit ſeinen Falken, der Adlerkaiſer mit ſeinen Adlern und lieferten dem Stahlpaſcha eine blutige Schlacht; in Strömen floß das Blut, dennoch glückte es Stahlpaſcha mit der Frau als Beute glücklich davonzukommen.

Nun pflegten die drei Kaiſer über dem Leichname ihres Schwagers Rat und beſchloſſen, ihn ins Leben zurückzurufen und fragten drei der allerſchnellſten Drachen, wer von ihnen am allereheſten aus dem Jordan Waſſer herbeizuſchaffen vermöchte. Der eine ſpricht: „Ich vermags innerhalb einer halben Stunde;“ — der zweite meint: „Ich kanns in einer Viertelſtunde;“ der dritte ſagt: „Ich brings in neun Minuten her.“ Da riefen die Kaiſer dieſem zu: „Alſo mache dich, Drache, ſchleunigſt auf den Weg.“ — Dieſer entfaltete ſeine ganze feurige Kraft und brachte wirklich binnen neun Minuten Waſſer aus dem

Jordan herbei. Die Kaiſer nahmen das Waſſer, begoßen damit die wunden Stellen, wo der Prinz entzweigeſpalten war, und kaum waren die Wunden begoſſen, ſo vernarbten ſie ſogleich, und der Prinz ſprang friſch und geſund auf die Beine, als hätte ihm nie etwas gefehlt. — Hierauf rieten ihm die Kaiſer: „Jetzt kehr nach Haus zurück, nachdem du wieder zum Leben erwacht biſt.“ — Der Prinz entgegnete, er müſſe doch noch einmal ſein Glück verſuchen, und ſeine Gattin, auf welche Weiſe immer, aus den Händen des Unholdes befreien. Seine Schwäger, die Kaiſer, mahnten davon ab: „Laß ab, Du wirſt gewiß diesmal umkommen; denn ein anderes Leben ſteht dir nicht mehr zu Gebote, als das eine von Gott dir verliehene.“ — Doch der Prinz blieb taub für ihren Zuſpruch. Nun ſagten die Kaiſer: „Wohlan, wenn du durchaus bei deinem Vorſatze beharrſt, ſo ſuche nicht gleich deine Gattin fortzuführen, ſondern bitte ſie, ſie ſolle den Stahlpaſcha ausforſchen, wo ſeine Heldenkraft ſtecke, und dann komm zu uns mit der Nachricht, damit wir dir bei ſeiner Bewältigung behilflich ſein können.“ —

Nun ſchlich ſich der Prinz heimlich zu ſeiner Gattin und unterrichtete ſie, wie ſie den Stahlpaſcha ausforſchen ſolle, wo ſeine Heldenkraft ſtecke, und begab ſich dann an einen ſicheren Ort. Als Stahlpaſcha nach Hauſe kam, beſtürmte ihn die Frau mit der Frage: „Bei Gott, ſprich, wo liegt deine Kraft?“ — Stahlpaſcha antwortete: „Mein liebes Weib, meine Heldenkraft ſteckt in meinem Schwerte.“ — Nun betete die Frau zu dem Schwerte wie zu Gott, bei welchem Anblick Stahlpaſcha in ein helles Gelächter ausbrach und zu ihr ſagte: „O du einfältiges Weib! meine Heldenkraft ſteckt nicht in meinem Schwerte, ſondern in meinem Pfeile,“ — worauf ſie gleich zu dem Pfeile wie

zu Gott zu beten anfieng. Da ſprach Stahlpaſcha: „O Wei
es muß dich Jemand gut unterwieſen haben, auf welc
Weiſe du mich ausforſchen ſollſt, wo meine Heldenkra
ſtecke! Wäre dein Mann noch am Leben, ich würde ſage
er habe dich ſo abgerichtet.“ — Sie verſchwur aber Lei
und Seele, niemand habe ſie dazu angeleitet, weil ſie j
auch Niemand bei ſich habe.

Nach einigen Tagen kam ihr Mann wieder und ſi
erzählte ihm, es wäre ihr bisher unmöglich geweſen vo
Stahlpaſcha zu erfahren, wo ſeine Heldenkraft ſtecke; aber de
Prinz entgegnete: „Verſuch es nur weiter,“ und gieng for

Als Stahlpaſcha nach Hauſe kam, fragte ſie ihn neuer
dings, wo ſeine Heldenkraft ſtecke. Hierauf antwortet
er ihr: „Weil ich ſehe, daß du meine Heldenkraft ſ
hoch ehrſt, will ich dir in Wahrheit geſtehen, wo ſi
dieſe meine Heldenkraft befinde,“ und nun erzählte er: „Wei
von hier iſt ein Hochgebirge, in dieſem Hochgebirge leb
ein Fuchs, der Fuchs hat ein Herz, in dem ſich ein Vog
befindet. Dieſer Vogel birgt meine Heldenkraft; aber jene
Fuchs läßt ſich gar ſchwer einfangen; denn er kann ga
mancherlei Verwandlungen eingehen.“ — Am folgen
den Tage, als Stahlpaſcha vom Hauſe fort war, tr
der Prinz wieder bei ſeiner Gattin ein, um zu erfahre
was ſie aus Stahlpaſcha herausgebracht. Sie berichte
ihm Alles genau. Mit dieſer Nachricht begab ſich d
Prinz ſchnurſtracks zu ſeinen Schwägern, von welchen
mit Sehnſucht erwartet wurde und die mit Freuden
Kunde aufnahmen und ſogleich ſammt dem Prinzen in jen
Hochgebirge zogen. Daſelbſt angelangt hetzten ſie die Adl
auf den Fuchs, der ſich ſchnell in einen See flüchtete u
dort in eine Möve mit ſechs Flügeln verwandelte; ab
die Falken ſetzten der Möve nach und vertrieben ſie v

dort; da flog sie hoch in die Wolken, die Drachen immer hinterdrein! Flugs verwandelte sich die Möve in einen Fuchs zurück und suchte am Boden zu entkommen, doch der Fuchs fiel in die Gewalt der Adler und der übrigen Heeresmacht, ward umzingelt und festgenommen. Nun befahlen die Kaiser, den Fuchs aufzuschneiden und das Herz aus ihm herauszureißen. Dann wurde ein Feuer gemacht, das Herz aufgeschnitten, der Vogel herausgenommen und in die Flammen geworfen. Sobald der Vogel verbrannte, endete auch der Stahlpascha. Nun nahm der Prinz seine Gemahlin und zog mit ihr in die Heimat zurück.

## 35.

# Der Waldmenſch.

Ein Pfaffe und ſein Schüler wanderten durch ein weites Hochgebirge und wurden daſelbſt von der hereinbrechenden Nacht überraſcht. Da ſie ſahen, daß ſie dieſen Tag nicht mehr das Ziel ihrer Reiſe erreichen können, fiengen ſie an ſich umzuſchauen, ob ſie irgendwo im Gebirge eine paſſende Stelle fänden, wo ſichs übernachten ließe, und wurden auf ein Feuer in weiter Ferne aufmerkſam, das ihnen aus einer Höhle entgegenglänzte. Sie näherten ſich alſo dem Orte und riefen aus: „Guten Abend, iſt Jemand drin?“ — Doch was erblickten ſie da? Keine gewöhnlichen Leute, noch ſonſt einen Sterblichen, ſondern einen Waldmenſchen mit einem Auge inmitten der Stirn. Sie fragten ihn: „Erlaubſt du uns bei dir vorzuſprechen?“ — Er antwortete: „Ohne Weiteres.“ Vor der Höhle lag als Thüre eine Felſenplatte angelehnt, die kaum hundert Männer von der Stelle gerührt hätten. Der Waldmenſch ſtand alſo auf, ſchob die Platte bei Seite, führte die Wanderer in die Höhle und verſchloß dieſe wiederum mit dem

Felsstücke. Hierauf schürte er das Feuer von neuem an und sie setzten sich herum, um sich zu wärmen. Nachdem die Zwei ein Bischen aufgetaut waren, fieng der Waldmensch einen und den anderen an beim Halse zu betasten, um zu sehen, wer von ihnen der feistere sei, damit er ihn abschlachte und als Braten zum Nachtmahl bereite. Nach einiger Erwägung entschied er sich für den Pfaffen als den feisteren, packte, erwürgte ihn und steckte ihn auf einen Bratspieß, worauf er ihn ans Feuer zum Ausbraten setzte. Bei diesem Schauspiel dachte der Schüler auch wohl an sein Schicksal, das ihm nunmehr bevorstand; doch was tun? er konnte ja auf keine Weise aus der Höhle entweichen.

Nachdem der Pfaffe fertig gebraten war, lud der Waldmensch den Schüler ein mitzuhalten; doch der beklagenswerte Schüler schlug die Einladung aus, indem er vorgab, keinen Hunger zu verspüren. „Und du wirst doch essen," sagte der Waldmensch, „und zwar mit Spott und Hohn, wenn du dich nicht im Guten fügst." — Was soll der Schüler anfangen? Er setzt sich also zum Braten, den sich der verruchte Waldmensch gut schmecken läßt, führt einen Bissen nach dem andern scheinbar zum Munde, wirft ihn aber unbemerkt in einen Winkel. „Iß nur," herrscht ihn der Waldmensch an, „denn morgen will ich auch dich braten." —

Nach dem Abendmal streckte sich der Waldmensch gemächlich beim Feuer aus, während sich der Schüler daran machte einen Stock zu spitzen. Fragte ihn der Waldmensch: „Was schnitzest du da für eine Spitze?" Der Schüler antwortete, er habe sich als Schafhirte, so oft er unbeschäftigt bei der Herde saß, daran gewöhnt, immer etwas zu schnitzen, das sei ihm zur zweiten Natur geworden und, da er auch jetzt nichts besseres zu tun habe, vertreibe er sich so damit die Langeweile. Der Waldmensch schloß bald das Auge und

ſchlief ein; der Schüler aber, der wohl ſah, daß ihm mo
ein Meſſer um die Kehle ſpielen werde, wofern er ſich
früher rette, ſtach raſch entſchloſſen den zugeſpitzten
dem Waldmenſchen ins Auge und machte ihn blind. Se
Auges beraubt ſprang der Waldmenſch wie ein Wahnſinn
auf und ſagte zum Schüler: „Es ſei, Gott ſei Lob
Dank! Du haſt mir dieſes eine Auge geraubt, ehe ich
deine zwei zu nehmen vermocht, aber entwiſchen ſollſt
mir doch nicht!“ —

Als der Morgen anbrach, tappte der Waldmenſch
Thüre der Höhle und überzeugte ſich erſt, daß ſie
verſchloſſen ſei, dann fieng er an in der Höle herum
taſten, um den Schüler zu fangen, doch konnte er ſe
auf keine Weiſe habhaft werden, weil er in der Höhle
große Schafherde hatte. Da kam der Schüler auf den
danken, einen Schafbock abzuhäuten, tat es, kroch in
abgezogene Fell hinein und mengte ſich unter die H
Der Waldmenſch ſah ſchließlich ein, daß er ihn in der
nicht erwiſchen werde, gieng daher zur Höhlenthüre, ſch
ein wenig auf die Seite, ſetzte ſich an den Ausgang
begann die Herde zu ſich zu locken, um ein Schaf nach
anderen hinaus zu werfen. Der Schüler in der Haut
Schafbockes ſteckend, näherte ſich mit den Schafen
mählig dem Ausgange, in der Hoffnung mit hinau
worfen zu werden. Richtig, packte auch ihn der A
menſch und warf ihn mit den Schafen hinaus. Als
der Schüler auf freier Flur befand und die ganze
Herde vor ſich ſah, rief er dem Waldmenſchen zu: „
mich gar nicht mehr; denn ich bin ja ſchon draußen!“
Als nun der Waldmenſch merkte, daß ihm der Schüler
ronnen ſei, ſchob er die Thüre vollends bei Seite und
ihm ſeinen Stock hin mit den Worten: „Biſt du mir

doch entwischt? — So nimm wenigstens noch diesen Stock mit, um die Herde vor sich herzutreiben; denn ohne diesen wird dir kein einziges Schaf von der Stelle wollen." — Der arme Teufel von einem Schüler ließ sich anführen und näherte sich, um den Stock zu ergreifen. Doch kaum hatte er ihn berührt, blieb ein Finger daran kleben. Wie er sich nun verloren sah, fieng er an um den Waldmenschen im Kreise herumzutanzen, als er sich zum Glücke erinnerte, ein Rasirmesser bei sich zu haben. Das zog er blitzschnell aus der Tasche, schnitt hurtig den Finger, der an dem Stock klebte, ab, und entrann der Gefahr. Dann trieb er sein Gespötte mit dem Waldmenschen und höhnte ihn arg, während er gemütlich die Herde vor sich einhertrieb. Der Waldmensch setzte ihm, obwohl blind und von qualvollen Schmerzen gepeinigt, so gut er nur konnte nach, und so gelangten sie an einen großen Strom. Hier fiel es dem Schüler ein, er könne da den Waldmenschen am besten los werden und hub an um ihn herumzupfeifen und ihn unablässig zu verhöhnen. Der Waldmensch suchte ihm nach und nach auf den Leib zu rücken, um ihn zu erwischen und näherte sich dabei unvermerkt dem Uferrande; da sprang der Schüler hurtig hinter des Waldmenschen Rücken und gab ihm einen tüchtigen Stoß in den Rücken, so daß der Riese ins Wasser hineinplumpste und jämmerlich ertrinken mußte.

Jetzt trieb der Schüler in Frieden und mit Gott seine Herde fort und gelangte glücklich nach Hause, doch allein ohne Pfäffelein.

## 36.

## In dem Stande, in welchem einer geboren worden, muß er auch ſterben.

In alter Zeit, als man noch das Chriſtentum verfolgte, lebte in Indien ein frommer Chriſt. Dieſer Mann entſchloß ſich ein Einſiedlerleben zu führen und ſtieß auf ſeiner Wanderung durch Indien auf eine große Höhle, in der er ſeinen bleibenden Aufenthalt nahm, um ſeinem Gotte ein durchaus wohlgefälliges Leben zu führen. So verſtrich gar manches Jahr, daß er fern von jedem lebenden Weſen in der Einſamkeit der Wüſtenei zubrachte. Eines Abends betete er ſein Nachtgebet und warf ſich auf ſein Lager von Moos, ſeine gewöhnliche Ruheſtätte, ſann im Innern nach und ſprach: „O, du mein Gott! ich weile ſchon ſo viele Jahre in dieſer Einſamkeit und es iſt mir nicht vergönnt geweſen, irgend jemand zu deinem heiligen Glauben zu bekehren; denn im Laufe der vielen Jahre, die ich hier verbracht, ſah ich keine lebende Seele, kein lebendes Weſen.“ — Von dieſen Gedanken bewegt, ſtreckte ſich der Einſiedler auf ſeiner Lagerſtätte aus und ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf ſeine Lider. Früh mit dem

agesgrauen erwachte er, betete ſein Morgengebet und ge-
ahrte ein Mäuslein, das ihn vergnügt anblickte und zu
m in die Höhle ſchlüpfte. Da ſprach der Greis: „Lob
i und Preis dir, o Gott, daß ich doch wieder ein-
al eines deiner Geſchöpfe erblicke!“ — Nach und nach
hloß das Mäuslein mit dem Einſiedler ſo innige Freund-
haft, daß es um keinen Preis mehr von ſeiner Seite
eichen wollte. Der greiſe Einſiedler empfand darüber
roße Freude und flehte fortwährend zu Gott, er möge das
Mäuslein in ein Mädchen verwandeln. Sein Flehen wurde
rhört und der Greis dachte, ſein Daſein werde doch nicht
anz ein verlorenes ſein, wenn es ihm gelänge, dieſes Ge-
chöpf Gottes in allem was gut und recht iſt zu unter-
eiſen. So verlebte der alte Einſiedler in Frieden und
römmigkeit ſeine Tage mit dem Mägdlein, bis dieſes die
olle Blüte ihrer Jugendſchönheit entfaltete. Jetzt dachte
er Einſiedler: „Ach, ich bin ſchon hochbetagt, habe ſtets
Gott zu Willen gelebt und es naht ſchon das Ende meiner
Tage; doch es wäre eine Sünde, wenn dieſes Geſchöpf
Gottes, das die ſchöne Welt noch nicht kennt, in dieſem
öden Tale hinwelken und hinaltern würde; es iſt am beſten,
ch verheirate ſie.“ — Von dieſem Gedanken bewegt, rief er
as Mädchen zu ſich und ſagte zu ihr: „Mein Töchterlein,
u biſt ſchon erwachſen und reif für einen Mann; du
ollſt auch die weite Welt ſehen, denn die Gegend in
er wir leben, iſt nicht die Welt, die Welt iſt groß und
s gibt in ihr viele ſchöne Gottesgeſchöpfe, die du noch nie
eſehen haſt.“ — Antwortete ihm die Maid: „Ach, ich danke
ir, mein Vater, dein Wille geſchehe in allem und jedem,
och das eine bemerke ich, du mußt mir einen Mann nach
einem Willen finden, und zwar ein ſolches Geſchöpf Got-
es, das allen übrigen auf dieſer Welt an Stärke überlegen

iſt." — Der Einſiedler ſagte ihrs zu und machte ſich ſogleich auf den Weg. Er gelangte zu dem Monde, begrüßte ihn mit „Grüß dich Gott", und ſprach: „Du hehrer Mond, du ſtärkſtes Geſchöpf Gottes, ich habe eine Tochter, nimm ſie dir zur Frau." — Der Mond antwortete: „Was faſelſt du da, ich wäre das ſtärkſte Geſchöpf? Ich leuchte in der Nacht und, ſobald mich die Sonne einholt, raubt ſie mir das Licht; begieb dich alſo zum Sonnenmann, der ſtärker iſt als ich." — Der Einſiedler begab ſich nun zum Sonnenmann und ſprach: „Grüß dich Gott! du glänzende und ſtarke Sonne, du biſt unter allen Geſchöpfen Gottes das ſtärkſte; ich habe eine Tochter, nimm ſie zur Frau." Und der Sonnenmann erwiderte: „Du irrſt, wenn du mich für ſo ſtark anſiehſt; die Wolke iſt mächtiger und ſtärker, denn wenn ich meine Strahlen ausſende, ſo breitet ſich die Wolke aus und verhüllt meinen Glanz, ſie iſt alſo ſtärker als ich." Der Einſiedler ſuchte nun die Wolke auf, begrüßte ſie mit einem „Gott mit dir!" und ſprach: „Du Wolkenmann, du mächtigſtes und ſtärkſtes Geſchöpf Gottes, ich habe eine Tochter, nimm ſie dir zur Frau. Und der Wolkenmann antwortete: „Ach, das kann nicht ſein, denn der Wind iſt ſtärker als ich. Wann ich mich über das lichte Himmelsgewölbe ausbreite, kommt der Wind und zerſtäubt mich in unzählige Teile. Geh zum Winde, er iſt ſtärker denn ich." Der Einſiedler begab ſich nun zum Winde, rief ihm ein „Grüß dich Gott!" zu und ſprach: „Du mächtiges Geſchöpf Gottes, du biſt der ſtärkſte auf dieſer Welt, nimm du meine Tochter zur Frau!" — Antwortete ihm der Wind: „O Alter, wie ſollte ich der ſtärkſte ſein? — Wenn ich zu wehen anfange, ſtehen mir Berge im Wege, ſo daß man auf der andern Seite von mir gar nichts erfährt. Geh zum Berge, der iſt ſtärker als ich." — Der Greis wandert nun zum

lerge und spricht: „Grüß dich Gott, du starker Felsenberg, er du auf der Welt der stärkste bist, ich habe eine hei=atsfähige Tochter, nimm sie zur Frau!“ — „Oho, Alter“, ntwortet ihm der Berg, „du bildest dir ein, ich wäre er stärkste auf der Welt? Siehst du mich nicht von llen Seiten von Mäusen ausgehöhlt, die mich Tag und lacht durchwühlen? Such die Maus auf, die ist stärker ls ich.“ — Hierauf gieng der Greis zur Maus und prach: „Du starkes Geschöpf Gottes, ich habe eine Tochter, imm sie dir zur Frau.“ — Die Maus antwortete: „Ich in dem nicht abgeneigt; doch habe ich das Mädchen noch icht gesehen; bring sie zuerst her, damit ich sie sehe, dann vill ich sie beweiben.“ Der alte Einsiedler kehrte nach Haus zurück und sprach: „Wohlan, mein liebes Töchter=lein, ich habe dir einen Mann gefunden, folge mir.“ — Sie begaben sich nun zur Maus und der Greis sprach: „Hier ist dein Weib.“ — „Oho, was fang ich mit ihr an? die kann ja in meinen winzigen Palast nicht hinein,“ versetzte die Maus, und das Mädchen sprach zum Greis: „Dieser wird mein Gemahl; fleh nun zu Gott, er soll mich wieder in ein Mäuslein verwandeln, damit ich zu meinem Manne ziehen kann.“ — Der alte Einsiedler, der keinen anderen Ausweg sah, sank in die Kniee und flehte zu Gott, er möge dem Mädchen ihre ehemalige Gestalt wiedergeben. Alsbald verwandelte sich das Mädchen in eine Maus und zog zu ihrem Gemahl. Der greise Einsiedler aber lebte weiter gottgefällig bis ans Ende seiner Tage, in der Ueberzeugung, es müsse jeder in dem Stande, in welchem er geboren worden, auch sterben. —

## 37.

# Vom Manne, der dem Teufel gedient.

Es war einmal ein Diener, dem wollte es durchaus nicht gelingen, einen Dienſt zu bekommen. Das machte ihn zuletzt ſo kleinmütig, daß er ſich bereit erklärte, ſelbſt dem Teufel zu dienen, wollte ihn dieſer nur aufnehmen. Mit dieſem Gedanken verließ er die Stadt und traf auf dem Wege mit einem Fremden zuſammen. Das war aber der Teufel ſelbſt in der Menſchengeſtalt. „Wohin des Weges?“ fragte der Teufel den Diener und der Diener antwortete: „Ich gehe mir einen Dienſt ſuchen.“ Frägt der Teufel: „Wollteſt du bei mir in Dienſt treten?“ — Antwortete der Diener: „Und käme der Teufel ſelbſt, ich willigte ein.“ — Alſo giengen die Zwei weiter und vereinbarten die Bedingungen. Der Teufel verſprach ihm für ein Dienſtjahr, was er immer nur verlangen würde und gab ihm zugleich ein Paar Schuhe mit den Worten: „Wann du dieſe Schuhe zerriſſen haſt, iſt dein Jahr aus.“ Der Diener wartete nun bei ihm als Kutſcher die Pferde und fuhr regelmäßig mit ihnen in den Wald um Holz. Einmal

ritt er eine Stute und ſchlug unbarmherzig auf ſie los. Da ſprach die Stute zu ihm: „Warum ſchlägſt du ſo wütend auf mich los? Weißt du wohl, was ich dir bin?“ — Der Diener antwortete: „Ja woher ſollt ich denn das wiſſen?“ — Darauf verſetzte die Stute: „Ich bin deine Taufpatin, die dich aus der Taufe gehoben. Der dich hieher gebracht, meints mit dir gar nicht gut. Er vereinbarte mit dir, dein Dienſtjahr werde zu Ende ſein, wann du dieſe Schuhe zerriſſen haſt; das wird aber nie der Fall ſein; denn die Stiefel ſind aus Eiſen und, was du bei Tag zerreißt, das ſchmiedet er Nachts wieder an. Doch weißt du was? — Wann du ſchlafen gehſt, vergrabe die Schuhe im Dünger, damit ſie der Teufel nicht finden kann. Wann wir dann in der Früh in den Wald fahren, ſteckſt du mir die Schuhe an; ich trete bald ein Loch durch ſie durch. Dann gehſt du vor den Teufel und verlangſt den Sack, der hinter der Thür hängt, voll Miſt, der gleich dort hinter der Thüre liegt.“ Der Diener befolgte ihren Rat und trat in Kurzem vor den Teufel mit den durchtretenen Schuhen. „Mein Jahr iſt um,“ ſagte er, „ich mag nicht länger dienen.“ — Antwortete ihm der Teufel: „Nun, was forderſt du für einen Lohn.“ — „Ich verlange kein Geld, ſondern gib du mir jenen Sack, der hinter der Thüre hängt, voll mit Miſt, der dort liegt.“ — „Nein, das geb ich nicht“, entgegnete der Teufel. — Der Diener: „So haben wirs ausgemacht; du haſt mir feſt zugeſagt, das zu geben, was ich verlangen werde.“ — Kurzum, ſie konnten ſich nicht einigen und erhoben beim hinkenden Teufel Beſchwerde, und dieſer entſchied, der Teufel müſſe dem Diener den Sack voll Miſt geben. Der Diener entfernte ſich hierauf wohlgemut mit ſeinen Sacke, doch aus Rache ließ ihn der Teufel in ein Dorngeſtrüpp hinein-

geraten, wo er drei Tage lang herumirrte, ohne einen Ausweg zu finden. Am erſten Tage flehte der Diener zu Gott, er möge ihn zum mindeſten ein Zehnkreuzerſtück finden laſſen, damit er ſich wenigſtens ein Stück Brod kaufen könne, wenn er in irgend ein Wirtshaus käme; doch Gott hörte nicht auf ihn und ließ ihn nichts finden. Am nächſten Tage flehte er zu Chriſtus, er möge ihn ein Zehnerl finden laſſen, und wieder fand er nichts. Am dritten Tage wandte er ſich im Gebete an den heiligen Petrus und fand wirklich ein Zehnerl. Endlich gelangte er auf ein unermeßlich weites Feld, wo er einen vereinſamten Baum ſtehen ſah. Dorthin lenkte er ſeine Schritte und dachte ſich: „Bin ich doch ein Narr, der ich mich da an dieſem Sack Miſt abſchleppe; was kann mir das frommen?“ — Sagte es und ſchüttete den Miſt aus dem Sacke; dann legte er ſich in den Schatten und ſchlummerte ein. Als er aufwachte, ſah er rings herum lauter Schafe; das waren lauter Seelen, die er aus der Hölle gerettet; denn der Miſt waren ſie. Er blickte um ſich umher und ſah einen ältlichen Mann querfeldein gerade auf ſich zugehen. Der Mann kam heran und fragte ihn: „Was machſt du mit dieſen Schafen?“ — Antwortete er: „Was ſollt ich mit ihnen machen? Nichts.“ — Der Fremde: „Wärſt du geneigt, mir dieſe Schafe zu verkaufen?“ — Antwort: „Warum nicht? Nur möcht ich zuvor gerne wiſſen, mit wem ich das Vergnügen habe.“ — Der Fremde: „Ich bin Gott“. Der Diener: „Schau, daß du fortkommſt; mit dir mach ich kein Geſchäft, du haſt mir kein Zehnerl ſchenken wollen.“ — Gott entfernte ſich, und gleich nach ihm kam ein anderer Mann und erkundigte ſich beim Diener, ob er geneigt ſei, die Schafe zu verkaufen. Fragte ihn der Diener: „Wer biſt du?“ — Antwortete der Fremde: „Ich bin Chriſtus.“

er Diener: „Dir verkaufe ich nichts, du haſt mich kein
:hnerl finden laſſen.“ — Nachdem Chriſtus fortgegangen
ır, kam ein dritter Fremder und fragte: „Willſt du die
hafe verkaufen?“ — „Warum denn nicht? Nur will ich
vor wiſſen, wer du biſt.“ — Jener: „Ich bin der
ilige Petrus,“ und der Diener verſetzte: „Ach ſo, dir
rkaufe ich ſie gerne; denn du ließeſt mich ein Zehnerl
den.“ — „Nun, und was verlangſt du für ſie?“ fragte
r heilige Petrus, und der Diener erwiderte: „Zuerſt
ıen kleinen Geldbeutel mit Geld, von dem ich immer
jren kann, ohne daß ſich das Geld verringert; der Beutel
aß nämlich immer voll bleiben; dann ein Pfeifchen, nach dem
)er tanzen muß, wenn ich pfeife, und ein Wägelein, das
h von ſelbſt weiter bewegt, ſo oft ich pfeife.“ — Und
r heilige Petrus entgegnete: „Du ſollſt das alles haben;
ch nur ein Wirtshaus auf.“ — Petrus trieb die Schafe
ırt und der Diener gieng wieder ſeines Weges. Da
ınd er einen Beutel voll Geld auf dem Wege. Er ſah ſich
ach allen Seiten um, ob er wohl jemand erblicken würde, der
en Beutel verloren haben könnte, weil er aber niemand
ah, ſteckte er ruhig den Beutel ein und begab ſich ins
Wirtshaus. Dort aß und trank er nach Herzensluſt, zahlte
:eblich und gieng fort, draußen aber ſah er, daß der Beu-
tel wieder voll ſei. Nach einer Weile fand er ein Pfeifchen
und ſetzte es an. Zufällig fuhr dort ein Pfaffe vorüber,
der ſogleich, als das Pfeifchen ertönte, vom Wagen ſprang
und ſo lange zwiſchen Dorn und Strauch herumtanzte, bis
er ſich ganz zerſchunden. Etwas weiter fand er ein Wä-
gelchen, das fieng ſogleich an ſich zu bewegen, als er das
Pfeifchen anſetzte. Nun kam er in eine Stadt und kehrte
dort im Wirtshauſe ein. Er übernachtete dort und ließ das
Wägelchen im Hofe ſtehen. Der Wirt aber hatte zwei Töch-

terchen; die ſtanden in der Früh zeitlich auf und betrachteten ſich in der Nähe das Wägelchen und zogen es hin und her, doch konnten ſie ſich um keinen Preis mehr davon los machen. Da erwachte der Diener, ſetzte ſich auf ſein Wägelchen und fuhr fort, die Mädchen aber liefen fortwährend hinterdrein. Auf dem Wege begegneten ſie einem Huſaren, der wollte den Mädchen eins aufſtreichen, blieb aber gleichfalls hängen und lief mit hinter dem Wagen. So gelangten ſie in ein Dorf, wo eben ein altes Weib mit Brodeinſchießen beſchäftigt war; wie ſie die drei nachlaufen ſah, holte ſie mit der Schaufel aus, um dem Huſaren einen Streich auf den Hintern zu verſetzen. Im Nu hieng ſie mit der Schaufel feſt am Wägelchen und rannte gleichfalls mit. Hierauf gelangten ſie in eine Stadt. Dort thronte ein König, der zwei Töchter hatte, von welchen die jüngere ſtets ſo trübſinnig war, daß nie ein Lächeln über ihre Lippen kam. Deshalb ließ der König im ganzen Reiche kund machen, wer ſeine Tochter zum Lachen bewege, dem werde er ſie zur Gemahlin geben und dazu als Mitgift das halbe Reich. Jetzt meldete ſich der Diener und bat um die Erlaubnis, ſein Glück bei der Prinzeſſin verſuchen zu dürfen, und man ließ ihn wirklich vor. Er ſuchte nun die Prinzeſſin auf, ſetzte ſein Pfeifchen an, das Wägelchen eilte fort und hinterdrein liefen die zwei Wirtstöchter, der Huſar und hinter ihm die Alte mit geſchwungener Schaufel. Ueber dieſen poſſierlichen Aufzug ſchlug die Prinzeſſin eine Lache auf und wurde die Gemahlin des Dieners. Und wenn er nicht ſchon geſtorben iſt, ſo lebt er noch mit ihr.

## 38.

# Der Bauer und die Schlange.

Ein Bauer gieng einmal in den Wald Holz fällen. Eben als er einen Baum umhauen wollte, sprang eine Schlange aus dem Baume heraus und sagte zum Bauer: „Du bist ein armer Mann; ich will dir aufhelfen, wofern du mir Tag für Tag vor Sonnenaufgang einen Topf Milch hier herstellst.“ Der Mann brachte ihr jeden Tag einen Topf Milch, und die Schlange gab ihm jedesmal einen Taler. Das machte den Bauer zum reichen Manne. Bohl fragte ihn sein Weib: „Woher nimmst du das viele Geld?“ Doch er gab ihr derb zur Antwort: „Geht dich gar nichts an!“ — Eines Tages verschlief er sich und brachte nicht rechtzeitig die Milch. Spät stand er auf, melkte die Kuh und trug die Milch an den bestimmten Ort; doch die Schlange war schon verendet. Er vergoß bittre Thränen über ihren Verlust; denn mit ihr war seine Geldquelle versiegt. Er nahm sie nun, legte sie in den Topf Milch und vergrub diesen auf seinem Grund und Boden. Als er am nächsten Tag in der Frühe aufwachte, er-

blickte er eine ungeheure Burg an der Stelle, wo de Topf vergraben war. In der Burg gabs aber Alles i Hülle und Fülle. Er ſann nach, wieſo die Burg übe Nacht entſtanden ſein mag, und ſchließlich ſchiens ih ausgemacht, ſie ſei aus dem Topfe hervorgewachſen. Do erzählte er dies Niemand und ließ in der ganzen We bekannt machen, wer da errät, wieſo das Schloß entſtande dem werde ers abtreten, wer aber das Richtige nid treffe, müſſe hundert Gulden Strafe zahlen. Aus all Herren Ländern kamen nun Leute herbei und verſuchten i Glück. Alles vergebens, keiner erriet das Richtige und jed mußte hundert Gulden Strafgeld erlegen. So gieng es ein ga zes Jahr hindurch, bis der Bauer endlich ſoviel Geld hatt daß er ſich genötigt ſah, beſondere Gruben bauen zu laſſe um das Geld hinein zu geben. Einmal fragte ihn ſe Weib: „Geh, ſag mir doch, lieber Mann, wie biſt du dieſer Burg gekommen?“ — Er weigerte ſich, ihrs mi zuteilen; doch ſie gab ihm ſo lange keine Ruhe, bis ihr die ganze Geſchichte offen und wahr erzählte. N hatte das Weib einen Buhlen, der war Schulmeiſter, u dieſer wars eben, der ſie dazu beſtimmt hatte, der Sac nachzuforſchen. „Wenn du mir,“ ſo redete er ihr zu, „a gibſt, woher er die Burg hat, ſo mach ich dich zu mein gnädigen Frau; du wirſt keine Hand mehr ins ka Waſſer geben müſſen. Kurzum, du ſollſt an meiner Se wie eine Gräfin fein leben, den Kerl aber, deinen Man jagen wir aus dem Hauſe.“ — Alſo verriet das treulo Weib dem Schulmeiſter das Geheimnis ihres Manne Nun ſtellte ſich ihm der Schulmeiſter vor, um ebenfal zu raten. Anfangs verſtellte er ſich und riet auf dieſ und jenes, endlich aber ſagte er: „Vielleicht iſt der Sac verhalt folgender: Du biſt einmal in den Wald Ho

fällen gegangen und es erſchien dir eine Schlange, als du eben im Begriffe ſtandſt einen Baum umzuhauen; dieſer Schlange brachteſt du Tag für Tag vor Sonnenaufgang einen Topf Milch, wofür ſie dir einen Thaler jedesmal gab. Einmal aber haſt du dich verſchlafen und die Schlange verendete. Du begrubſt ſie in dem Topfe, und an dem Orte, wo ſie verſcharrt liegt, entſtand über Nacht die Burg." — Der Bauer entgegnete: „Du ſprichſt die reine Wahrheit." — Hierauf jagte der Schulmeiſter den Mann aus dem Hauſe, nachdem er ihm zuvor ein Paar Stiefeln, ihre fünfzig Pfund ſchwer, anfertigen laſſen und ihm die Weiſung gegeben hatte, er dürfe nicht eher zurückkehren, bis er die Stiefel zeriſſen. Schweren Herzens ſchied der Mann von ſeinem Heim und zog in die Welt. Auf dem Wege kam er an einen Zaunſteig, über den er nicht ſetzen konnte weshalb er vor Leid zu weinen anfieng. Da nahte ihm ein alter Bettler — das war Gott ſelbſt — und fragte ihn teilnahmsvoll: „Warum weinſt du, lieber Freund?" — „Ach," erwiderte der Bauer, „ich habe viel zu ſchwere Stiefel." — „Wer hat ſie dir denn gegeben und wie biſt du zu ihnen gekommen?" — Der Bauer klagte ihm ſein ganzes Leid und Gott riet ihm: „Kehre nur ſchnell wieder um, und ſag dem Kerl, die Burg gehöre noch nicht ihm; er müſſe dir zuerſt ſagen, wo morgen die Sonne auf- und wo ſie untergehen werde." — Der Mann trat ohne Weiteres den Rückweg an. Da gabs in der Burg ſchon eine Menge Wachen, als wohnte hier ein Graf. Er trat aber ohne Weiteres hinein und ſagte zum Schulmeiſter: „Dieſe Burg gehört noch nicht dir; du mußt mir vorher angeben, wo morgen die Sonne auf- und wo ſie untergehen wird." — Antwortete hämiſch der Schulmeiſter: „Was? du Gimpel willſt mich fragen, wo morgen die Sonne auf- und wo ſie

untergehen wird? Wo anders als ſonſt?“ — Nun gab man am nächſten Tage Acht, und ſiehe da! dort, wo ſonſt die Sonne untergeht, gieng ſie auf, und wo ſie aufgeht, dort gieng ſie unter. — „Pack dich, Schulmeiſterlein, aus der Burg!“ hieß es da und der Bauer nahm von ſeinem Gute wieder Beſitz und ließ ſein Weib erſchießen.

## 39.

# Verwandlung einer Mutter und Tochter in Eſelinnen.

Es war einmal ein Vater, den drückte tiefe Armut. nd, weil er ſein Haus voll Kinder nicht mehr in der Heimat nähren konnte, zog er mit den Seinen in die Welt. Sie ge- ngten in einen Wald, wo der jüngſte Sohn einen Vogel ng und ihn mit ſich nahm. Er kam mit dem Vogel in eine tadt und gieng dort an einer Apotheke vorbei. Kaum blickte ihn der Apotheker, ſo rief er ihn zu ſich und fragte n, ob er gewillt ſei den Vogel zu verkaufen. „Warum ht," antwortete der Knabe und verkaufte dem Apotheker n Vogel. Der Apotheker ſchaute dem Vogel unter die ügel und ſah da aufgeſchrieben: wer den Kopf dieſes ogels aufißt, wird die Königswürde erlangen, und wer s Herz aufißt, jede Nacht hundert Dukaten unter ſeinem opfe finden. Er faßte gleich den Vorſatz, den Kopf ſelbſt u eſſen und das Herz ſeiner Frau zu geben. Aus Freude ber den glücklichen Kauf nahm er den Jungen und ſeinen teren Bruder ſogleich ins Haus und ſagte ihnen zu, ſie an ihr Lebensende mit Allem zu verſorgen und wie

eigene Kinder zu behandeln. Die Köchin ſchlachtete ſofort den Vogel ab und legte den Braten ans Feuer. Während ſie auf einen Augenblick in die Speiſekammer gieng, nahmen die Knaben den Vogel vom Feuer, der ältere aß den Kopf, der jüngere das Herz auf, und machten ſich ſchleunigſt aus dem Staube. Auf der Flucht gelangte der jüngere Bruder in eine Stadt, wo er in ein Gaſthaus einkehrte und ſich ein Eſſen auftragen ließ. Nachdem er ſich ſatt gegeſſen, ſtreckte er ſich auf die Bank aus und ſchlief ein. Als er aber in der Früh aufwachte, fand er unter ſeinem Kopfe hundert Dukaten. Er kaufte ſich auf der Stelle Pferde und Wagen, und lebte fein wie ein Graf. Des Wirtes Töchterlein verliebte ſich in ihn und wurde bald ſeine Frau. Seine Schwiegermutter ſann aber fortwährend nach, wie ſie des Vogelherzens habhaft werden könnte; es blieb nämlich immer unverſehrt im Magen des Jünglings. Sie kochte Kreuzdornbeeren und gab ihm das Gebräu zu trinken, worauf er das Herz ausſpie. Sie bemächtigte ſich ſogleich deſſelben und gabs ihrer Tochter zu eſſen, die von nun ab jeden Morgen hundert Dukaten unter ihrem Kopfe fand. Einmal ſagten die zwei Weiber zu ihm, ſie wollten eine kleine Fahrt auf dem Meere machen und er möge ſie begleiten. Ahnungslos gieng er mit ihnen, und als ſie ans Meer kamen, hießen ſie ihn vorangehen. Kaum betrat er das Schiffchen, ſo löſten ſie die Ankertaue und gaben das Schiffchen mit ihm den Wogen preis. Ein halbes Jahr irrte er auf dem Meere herum und gelangte endlich in einen verzauberten Garten. Dort traf er einen freundlichen Greis; der machte ihn zum Gärtner und erlaubte ihm von allen Früchten des Gartens zu eſſen, nur den Salat dürfe er nicht verkoſten. Dieſes Verbot reizte eben den Jüngling, und er aß vom Salate; im ſelben Augenblicke aber ver-

wandelte er sich in einen Esel. Da machte ihm der Greis Vorwürfe: „Warum hast du mir nicht gehorcht? Dies einemal mags noch hingehen," und gab ihm einen anderen Salat zu essen, worauf sich der Esel wieder in einen Menschen verwandelte. Nun bat der Jüngling den Greis, ihm von beiden Salatarten zu geben und ihn zu entlassen. Der Greis willfahrte seiner Bitte, und der Jüngling begab sich in jene Stadt, wo seine Frau und seine Schwiegermutter lebten, und verkaufte ihnen jenen Salat. Kaum hatten sie davon genossen, verwandelten sie sich in Eselinnen. Da sagte er zu ihnen: „Gebt mir mein Vogelherz heraus, und ich umwandle euch wieder zu Menschen." — Sie gaben ihm das Vogelherz heraus, er aß es auf und sagte: „Nun, Ihr könnt immerhin Eselinnen bleiben." — Hierauf schaffte er sich einen Wagen an, spannte die zwei Eselinnen vor und fuhr in die Welt zu seinem Bruder, der irgendwo als König herrschte. Er fand dort eine sehr gute Aufnahme und lebte bei ihm bis an sein seliges Ende. —

## 40.

# Drei Brüder ziehen in die Welt, um deutſch zu lernen.

(Ein Bruchſtück.)

Es waren einmal drei Brüder, die zogen aus in die Welt, um deutſch zu lernen. Zuerſt machte ſich der älteſte auf den Weg, dann brach gleich der mittlere auf, ihm folgte der jüngſte. Der älteſte, der weit vorausgieng, begegnete einem Greiſe. Dieſer Greis fragte ihn: „Wohin des Weges?“ — Er: „Ich ziehe in die Welt, um deutſch zu lernen.“ — Der Greis: „Wenn du willſt, ſo kannſt dus von mir lernen.“ — Er: „Ich bin damit einverſtanden, doch auf der Stelle.“ — „Auf Alles, was man dich frägt, haſt du blos zu antworten: ‚Wir drei‘.“ — Hierauf begegnete der Greis dem mittleren Bruder und fragte ihn: „Wohin des Weges?“ — Er: „Ich ziehe in die Welt, um deutſch zu lernen.“ — Der Greis: „Wenn du willſt, kannſt dus von mir lernen.“ — Er: „Bins einverſtanden, doch auf der Stelle.“ — Der Greis: „Auf Alles, was man dich frägt, haſt du blos zu antworten: „Um dieſen Käs.“ — Nach einer Weile traf er mit dem jüngſten Bruder zuſammen und fragte ihn: „Wohin des Weges?“ — „Ich ziehe

in die Welt, um deutsch zu lernen." — „Ich wills dich lehren." — „Auch gut, aber auf der Stelle." — Sprach der Greis: „Wenn dich einer etwas frägt, so mußt du immer antworten: „Das wäre recht angezeigt." — Dieser Greis hatte aber zuvor im nahen Walde einen Menschen getötet. In eben diesem Walde trafen die drei Brüder zusammen und setzten sich nieder, um Brod und Käse, ihr Frühstück, zu verzehren. Da kam gerade ein Wanderer des Weges und fragte sie: „Wer hat diesen Menschen da erschlagen?" — Schnell antwortete der älteste Bruder: „Wir drei." Der mittlere versetzte: „Um diesen Käs." Da sprach entrüstet der Wanderer: „Und wie, wenn ich euch dafür totschlagen tät?" Der dritte und jüngste Bruder fiel ihm ins Wort: „Das wäre recht angezeigt." —

Hierauf trennten sich die Brüder, indem jeder einen anderen Weg einschlug. Der jüngste zog durch einen dicken Wald, wo ihm ein Wolf begegnete und ihn anredete: „Ich geh mit dir." Dem Jüngling war das ganz recht. Nach einer Weile trat ein Bär an ihn heran und sagte: „Ich gehe mit," und gieng mit. Wieder nach einer Weile begegnete ihm ein Hirsch und sprach: „Ich gehe mit dir." — Der Jüngling gelangte mit seinen drei Tieren in eine Stadt, wo eine Schlange mit sieben Köpfen hauste; der mußte man Jahr für Jahr einen Menschen opfern, widrigenfalls sie drohte, die ganze Stadt zu vertilgen. Nun sagten die Bewohner der Stadt zum Jüngling, sie wollten ihm das Mädchen zur Frau geben, das heuer dem Drachen preisgegeben werden solle, falls es ihm gelänge, den Drachen zu töten. Der Jüngling war ratlos, wie er dies zu Wege bringen soll; er sann hin und her, konnte aber nichts Rechts ausdenken. Da rieten ihm seine drei Genossen: „Kauf dir sieben Braten und halte sie unters Wasser; wenn nun die Schlange nach

einem Braten ſchnappt, ſchlag ihr den Kopf ab.“ — Geſagt getan. Sechs Köpfe ſchlug er ihr auf dieſe Weiſe ab; doch der ſiebente war ſchwer zu bewältigen. Seine Tiere halfen ihm aber raſch, und ſo gelang es ihm, auch dem ſiebenten Kopfe den Garaus zu machen. Nach vollbrachter Tat ſprach er zu den Leuten: „Wohlan, gebt mir nun das Mädchen zur Frau!“ Sie antworteten ihm: „Geh erſt in die Welt und lerne Manieren.“ Er zog alſo in die Welt, durchwanderte ſie drei Jahre lang und kehrte wieder in die Stadt zurück. Gerade traf er ein, als ſeine Braut im Begriffe ſtand, ſich mit einem anderen zu verheiraten. Er wollte davon nichts wiſſen und ſprach: „Nun habe ich in der Welt Manieren gelernt, gebt mir ſie zur Frau.“ Man antwortete ihm: „Wenn du dies alles aufißt und wegtrinkſt, was wir zur Hochzeit vorbereitet haben, ſollſt du ſie bekommen, anders nicht.“ — Er verſetzte: „Wartet ein Weilchen, ich will mich ein wenig ergehen, damit ich größeren Hunger bekomme.“ — Er gieng nun vor die Stadt und ſah einen Mann pflügen, und hinterdrein einen folgen, der die aufgewühlten Furchen wegaß. Zu letzterem ſprach der Jüngling: „Komm mit mir, ich will dich ſättigen.“ — Er ſchritt weiter und kam zu einem Manne, der an einem See ſaß und fortwährend ſchrie: „Ich bin durſtig!“ Ihm genügte nämlich der ganze See nicht; er hatte ihn ſchon ausgetrunken. Zu dieſem ſprach der Jüngling: „Folg mir, ich will deinen Durſt löſchen.“ — Auf dem Rückwege traf er auf einen Mann, der zu Fuß Haſen einfieng. Auch dieſen nahm er mit. Als ſie in die Stadt kamen, aß der Hungrige Alles auf und der Durſtige trank Alles aus, und hätte noch mehr getrunken, wäre nur mehr vorhanden geweſen. Jetzt ſprach der Jüngling: „Nun, nachdem ich Alles aufgegeſſen und ausgetrunken habe, gebt mir das Mädchen.

heraus." — Ihr Vater, der sieben Wildhasen besaß, entgegnete dem Jüngling: „Wenn du mir meine sieben Wildhasen auf die Weide treibst und Abends wieder vollzählig nach Hause bringst, sollst du meine Tochter bekommen." Der Jüngling trieb die sieben Hasen auf die Weide und nahm den Mann, der zu Fuß Hasen einfangen konnte mit. Inzwischen verkleidete sich der Herr und trat auf den Weideplatze zu den Beiden hin: „Gebt mir," sprach er „einen von den schönen Hasen, ich geb euch für ihn was ihr verlangt." Sie entgegneten ihm: „Das dürfen wir nicht; unser Herr hat uns strenge aufgetragen, sie vollzählig nach Haus zu bringen." — Der Herr: „Ich geb euch hundert Rheinische für ihn, gebt ihn nur her." — Die Zwei: „Wir können nicht." — Der Herr: „Ich geb euch zweihundert Rheinische, gebt ihn her." — Sie: „Wir dürfen nicht; er ist uns überhaupt nicht feil." — Der Herr ließ aber nicht nach und bot dreihundert Rheinische für den Hasen. Endlich willigten sie darein, den Hasen um dreihundert herzugeben und fügten als Bedingung hinzu: „Sie müssen noch vor allem die Stute in A.... l....." — Der Herr tat so und trug den Hasen nach Haus. Nun sagte der Jüngling zu dem Manne, der zu Fuß Hasen einfangen konnte: „Lauf ihm schnell nach und nimm ihm den Hasen weg; denn die sieben müssen vollzählig sein." Im Nu war der Mann aus dem Walde mit dem Hasen zurück.

Abends brachte der Jüngling die sieben Hasen nach Haus; doch der Herr wollte noch immer seine Tochter nicht herausgeben, sondern brachte eine Mulde und sagte zum Jüngling: „Nur, wenn du diese Mulde voll Worte sprichst, bekommst du meine Tochter." Es waren da sehr viele Herren versammelt, und der Jüngling neigte sich über die Mulde und fieng an hineinzusprechen: „Mein Herr hat mir aufgetragen sieben

Wildhaſen auf die Weide zu treiben, ich tat ſo und es kam ein anderer Herr herbei und ſagte: „Ich gebe dir hundert Rheiniſche für einen Haſen.“ Ich antwortete: „Ich kann nicht, mein Herr hat mir aufgetragen ſie vollzählig wieder nach Haus zu bringen.“ — Er bot mir nun zweihundert an, und als ich ſie ausſchlug, bot er dreihundert. Und da willigte ich ein unter der Bedingung, wenn er vorher die Stute....“ — Schnell unterbrach ihn der Herr: „Stille, ſtille! die Mulde iſt voll!“ — Er ſchämte ſich nämlich vor den anweſenden Herren, die da erfahren hätten, was er getan. Nun bekam der Jüngling das Mädchen, und die Hochzeit fand ohne weiteres ſtatt. —

## 41.

# Der Sohn der Königstochter.

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderhöne Tochter, die er viel mehr liebte als seine Gemahlin, so kams, daß er seine Gemahlin wie einen Dienstboten, ie Tochter aber wie seine Frau behandelte. Die Gemahlin des Königs weinte immer bitterlich, daß sie geeine Arbeiten wie ein Dienstbote verrichten und in der üche schlafen mußte. Nun traf es sich einmal, daß ein anderer des Weges einherkam, die weinende Königin h und sie anredete: „Gnädige Frau, was fehlt Euch, ß Ihr so bitterlich weint?“ — Sie klagte ihm offen d frei ihr ganzes Leid und er gab ihr folgenden Rat: nädige Frau, verfügt Euch am Charfreitag auf den iedhof, grabt dort ein Grab auf, nehmt ein Totenn, schabt das Bein ab, und gebt das Abgeschabte nächsten Morgen eurer Tochter in den Kaffee und wird augenblicklich in gesegnete Umstände komı.“ — Die Königin befolgte genau des Wanderers rte, und wirklich, die Tochter wurde schwanger. Nach gen Monaten merkten wohl die Leute des Fräuleins

gesegnete Umstände und munkelten, der König sei der Vater des Kindes. Der König schämte sich nicht wenig, daß sich ein solches Gerücht unter den Leuten verbreitete und ließ auf einem Schiffe am Meere ein kleines Häuschen erbauen, das auf dem Meere schwimmen könnte.

Als dieses Häuschen fertig war, sagte er zu seiner Tochter: „Komm, wir wollen uns ein Weilchen ergehen.“ Sie folgte ihm und als sie ans Meer kamen, fiel der Tochter das Häuschen auf, und sie rief aus: „Sieh, welch ein niedliches Häuschen auf dem Meere schwimmt! komm, wir wollen hineingehen.“ — Das war dem Vater ganz recht. Kaum befanden sie sich auf dem Schiffe, so stieß er sie in das Häuschen, warf ihr noch nötige Speisen hinein und sperrte sie ein. Dann kehrte er heim; wo er aber gieng und stand, weinte er und grämte sich um die Tochter ab. Die Tochter konnte sich auch nicht trösten und war stets traurig. Nachdem sie längere Zeit in ihrem Häuschen auf dem Meere herumgeirrt, gebar sie einen ganz buntgefleckten Knaben, der, kaum aus dem Mutterleibe draußen, herumzulaufen anfieng. Sie war nun wieder sehr traurig, weil sie für ihren Sohn keinen Paten hatte. Der Knabe aber sagte zu ihr, als er sie fortwährend so niedergeschlagen sah: „Lieb Mütterchen, ich brauche keinen Paten; ich habe genug Paten an diesen Flecken am ganzen Körper.“ — Sprach die Mutter: „Auch gut, wenn nur dirs recht ist.“ —

Nachdem sie lange Zeit auf dem Meere geschifft, bekamen sie Land in Sicht. Der Knabe sah zum Fenster hinaus und erblickte jemand der in weiter Ferne in einer Kutsche fuhr. „Mütterchen!“ rief er aus, „Schau mal, es führen Leute auf einem Wagen einen Hühnerschlag!“ — „Das ist ja kein Hühnerschlag,“ erwiderte die Mutter,

„ſondern eine Kutſche, in welcher der König den Mähern das Eſſen bringt.“ — Da verſetzte der Knabe: „Gut, wenns Speiſen ſind, ſo ſchlüpf ich durchs Fenſter hinaus und nehm ſie ihm weg,“ und die Mutter entgegnete ihm: „Wie willſt dus wagen hinauszuſpringen? ſiehſt du denn nicht, daß wir uns auf dem Meere befinden?“ — „Das macht ja nichts, ich ſpringe doch hinaus.“ — „Wenn du kannſt, verſuch dein Glück.“ — Mit einem Satze ſprang er ans Ufer, zog das Schiff ans Land, lief der Kutſche nach, war im Nu bei ihr, raffte alles Eßwerk aus der Kutſche zuſammen und kehrte zum Schiff ans Geſtade zurück. Nachdem ſie wieder eine Weile auf dem Meere gefahren, erblickte der Knabe ein großes Schloß und ſprach zur Mutter: „Schau, Mutter, dort die ungeheuer große Hühnerſteige.“ — „Das iſt, mein Kind, keine Hühnerſteige,“ antwortete ſie, „ſondern ein verwunſchenes Schloß mit zwölf Zimmern und in jedem Zimmer iſt ein Teufel.“ — Sprach der Knabe: „Mütterchen, weißt du was? ich gehe hin, vertreibe die Teufel und wir bewohnen dann das Schloß ſelbſt.“ — Erwiderte die Mutter: „Was fällt dir nicht ein? wie willſt du die Teufel allein vertreiben, das könnte ja nicht einmal ein ganzes Regiment Soldaten zu Stande bringen.“ — „Ich geh dennoch hin und vertreibe ſie von dort,“ entgegnete der Knabe, ſprang ans Ufer und zog das Schiff ans Land. Nicht weit davon fand er einen zehn Zentner ſchweren Knüttel aus Blei, den hob er auf und gieng in das Schloß. Als er an die erſte Thüre gekommen, pochte er an und der Teufel ließ ſich von drinnen vernehmen: „Wer da?“ —

Der Knabe erzählte ihm, wer er ſei, doch der Teufel wollte ihm keinen Einlaß gewähren. Da ergrimmte der Knabe, ſchlug mit ſeinem Bleiknüttel auf die Thüre los,

daß ſie in Stücke zerfiel, und fand den Teufel damit beſchäftigt, das Zimmer auszukehren. Er züchtigte ihn und ſchickte ihn ans Geſtade zur Mutter, nachdem er ihm eingeſchärft, ſich bei Leibe nicht an ihr zu vergreifen. Ebenſo machte ers auch vor den andern zehn Thüren. Als er an der zwölften Thüre anklopfte, meldete ſich von drinnen der Teufel „Wer da?“ — Antwortete der Knabe: „Ich bin der und der.“ — Doch der Teufel entgegnete: „Ich kann dir nicht öffnen; denn ich bin mit einer Kette feſtgeſchmiedet.“ — Da ſchlug der Knabe mit ſeiner Keule die Thüre durch, daß das ganze Schloß erdröhnte und der Teufel voll Entſetzen mit dem äußerſten Aufgebot ſeiner Kraft die Feſſeln ſprengte, mit welchen er feſtgeſchmiedet war. Nun ſchickte er auch dieſen zwölften Teufel zur Mutter. Hierauf begab er ſich ſelbſt dorthin und ſagte: „Jetzt ſchwört mir, daß Ihr nimmermehr in dieſes Schloße wiederkommen wollt!“ und alle Teufel ſchwuren hoch und heilig, nimmermehr wiederzukommen, nur einer nahm Reißaus und ſuchte zu entfliehen. Da ſchleuderte ihm der Knabe die Keule nach, traf ihn in die Schultern, ſo daß der Teufel auf der Stelle verendete. Er befahl nun den Teufeln, den Leichnam ins Meer zu werfen. Die Teufel packten ihren toten Kameraden, warfen ihn ins Meer und kehrten nimmer wieder ins Schloß zurück. Jetzt gieng der Knabe mit ſeiner Mutter ins Schloß, um dort zu wohnen. Sie fanden dort Geld und Schätze im Ueberfluß, nur nichts zu eſſen. Da ſie Hunger bekamen, ſagte die Mutter zum Sohne: „Geh auf den Marktplatz und bring Lebensmittel nach Haus.“

Der Knabe begab ſich mit einem großen Tuche und ſeiner Bleikeule auf den Markt und ſagte dort zu den Weibern: „Füllt mir das Tuch mit Brod und bindet mirs zu!“ — Die Weiber füllten ſogleich das Tuch mit Brod

und banden es zu, der Knabe warf es aber ſich auf die Schulter und gieng weiter. Verblüfft ſahen ihm im erſten Augenblicke die Höckerinnen nach, dann erhoben ſie aber ein furchtbares Geſchrei: „Willſt du uns denn nicht zahlen?“ — „So kommt her,“ rief er ihnen zurück, „ich zahl euch mit dieſem Bleikolben heim!“ Keine getraute ſich, ihm nachzugehen, und er gieng mit dem Brod auf den Schultern zu einem Fleiſchhauer und fragte ihn: „Haſt du Fleiſch vorrätig?“ — Antwortete der Fleiſcher: „Eben hab ich einen Ochſen niedergeſchlagen.“ — Ohne weiteres griff der Knabe nach dem Ochſen, warf ſich ihn auf die andere Schulter, — auf der einen trug er das Brod — und trat den Heimweg an. Da rief ihm der Fleiſcher nach: „Heda! willſt du mir zahlen?“ — Rief ihm der Knabe zurück: „Komm mir nur her, ich zahle dir mit dieſem Bleikolben heim;“ und der Fleiſcher wagte es nicht, ihm nachzugehen. Der Knabe kam nach Hauſe und überbrachte ſeiner Mutter den ganzen Ochſen und das Tuch voll Brod. Da ſprach ihn die Mutter: „Du bringſt ja das ganze Geld zurück, warum haſt du nicht gleich bezahlt?“ Antwortete der Knabe: „Du haſt mir nur geſagt, ich ſolle Brod und Fleiſch nach Haus bringen, von Zahlen haſt du mir nicht geſprochen.“

Nachdem ſie den ganzen Vorrat verzehrt, ſchickte ihn die Mutter wieder in die Stadt und er machte es wieder, wie das erſtemal. Die Leute waren über dieſe Raubzüge ſehr erbittert und giengen zum König ihn verklagen. Der König ließ nun ein großes Gerüſt erbauen, um von dort aus den Knaben zu beobachten, wann er den Raub wieder fortträgt. Als die Mutter ihren Sohn zum drittenmal auf den Markt einkaufen ſchickte, raffte er wieder alles zuſammen, ſo wie das erſte und zweitemal und bezahlte keinen Heller. Auf

dem Rückwege zu seiner Mutter mußte er vor dem König vorüber. Der König rief ihn zu sich, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Komm morgen zu mir zum Essen.“ — „Gut, ich komme,“ antwortete der Knabe. Zu Hause erzählte er seiner Mutter: „Ein Wildschwein hat mich zum Essen eingeladen.“ — Antwortete die Mutter: „O weh, warum hast du zu kommen zugesagt; sie werden dich ja umbringen lassen!“ — „O Mutter,“ beruhigte sie, „fürcht dich nicht um mich, ich bewältige sie alle.“ — Am nächsten Tage nahm er einen großen Korb und begab sich in die königliche Burg. Dort angelangt stellte er den Korb vor die Thüre und schärfte den Leuten ein, denselben um keinen Preis anzurühren. Die Herrschaften insgesammt standen bei seinem Eintritte auf. Da wurde die Suppe aufgetragen und der Knabe forderte die Herren auf, sie mögen jeder einen Löffel voll Suppe aus seinem Teller nehmen. Sie tatens, worauf er allen die Suppe austrank, sich über alle aufgetragenen Speisen machte und alles rein wegputzte. Ebenso trank er allein den ganzen Wein aus. Im ersten Augenblicke war man darüber vor Erstaunen ganz verblüfft. Dann aber ließen die Herren an allen Thüren Wächter aufstellen und ein ganzes Regiment Soldaten in die Burg kommen. Nachdem sich der Knabe satt gegessen, gieng er hinaus, holte seinen Korb und füllte ihn mit dem Rest der Speisen an, um sie seiner Mutter nach Haus zu bringen. Wie er aber hinaustrat, fiengen die Soldaten an auf ihn zu schießen.

Die Kugeln prallten von ihm ab und er rief aus: „Hört doch auf, mich anzuspucken, denn, fang ich zu spucken an, ists um euch gar bald getan.“ Doch die Soldaten stellten das Geknatter nicht ein, darüber wurde er böse, las die Kugeln auf und erschlug mit ihnen alle Soldaten.

zum Schluß holte er mit seinem Bleikolben aus und schlug mit einem Schlage die halbe Burg in Trümmer. Der König entsetzte sich, ließ ihn vor sich auf sein Zimmer rufen und sprach zu ihm: „Schau, was für einen großen Schaden du mir angerichtet hast, die Soldaten hast du mir getötet und die Burg in einen Schutthaufen verwandelt.“ Der Knabe antwortete ihm: „Warum? mußten mich die Soldaten anspucken? Habe mich dafür gerächt.“ — „Hast du eine Mutter und ist sie schön?“ — Der Knabe: „Freilich habe ich eine Mutter, aber die ist noch häßlicher als ich,“ und der König versetzte: „So bring sie morgen zu mir her.“ — Der Junge gieng nach Haus und brachte am nächsten Tage seine Mutter vor den König. Als der König sah, daß sie gar so schön sei, heiratete er sie auf der Stelle und ließ ein großes Fest veranstalten. Nach der Festlichkeit sagte der Knabe zum König, dessen Stiefsohn er nun war: „Komm mit mir, wir wollen uns eine Weile ergehen.“ Der König gieng mit ihm und als sie in einen großen Wald kamen, fanden sie in einem hohlen Baume eine Menge verrosteter Säbel. Sprach der Sohn zum Vater: „Such dir einen Säbel aus.“ — Der Vater suchte sich einen passenden aus und fragte: „Was soll ich denn mit diesem Säbel anfangen?“ — Antwortete der Sohn: „Schlage mir den Kopf ab!“ — Das wollte der König nicht, doch der Sohn sagte: „Wenn dus nicht gleich mir tust, tu ichs dir!“ — Da holte der König aus und streifte mit dem Säbel den Sohn leicht über den Kopf. Im selben Augenblicke verwandelte sich der buntgefleckte Knabe in einen wünderschönen Jüngling von blendend weißer Farbe. Sie kehrten nun heim und der Vater erzählte der Mutter, was vorgefallen. Anfangs wollte sies gar nicht glauben, daß der schmucke Jüngling

ihr Sohn sei. Der Vater gewann den Sohn gar viel lieb, ließ eine große Festbarkeit veranstalten, zu welcher er alle die Herren einlud, die auch bei der ersten Mahlzeit zugegen gewesen, und erzählte ihnen die ganze Geschichte. Bei diesem Gastmahl war ich auch zugegen, trank aus einem roten Becher roten Wein und hörte die Geschichte mit an.

## 42.

# Prinz Markus.

Es war vor Zeiten im Türkenreiche ein Mann, der ne Piſtole beſaß. Einmal begegnete er dem Prinzen Markus nd redete ihn an: „Hör mal, Prinz Markus, ſtreck mir deine auſt aus!“ — Prinz Markus ſtreckte die Fauſt aus und r Mann ſchoß ihm durch die Hand. „O mein lieber ott!“ rief da Markus aus, „was haſt du angeſtellt? o kann der erſte beſte Niemand einen Helden töten.“ — erauf zog er mit ſeiner Mutter ins Gebirge. — Es rden einmal mehrere junge Leute zum Tode verurteilt, erbaten ſich als Gnade, zuvor den Prinzen Markus uchen zu dürfen. Sie kamen in ſeine Wohnung und gten ſeine Mutter, ob Markus noch am Leben ſei. ine Mutter antwortete ihnen: „Ach und Weh, er lebt, er lebt, doch ſchäme ich mich, euch mein Elend zu zeigen. vor Ihr aber vor ihn tretet, legt euch dieſe eiſernen Zie- auf den Kopf, und ſtatt ihm die Hand zu reichen, ſtreckt ı dieſe eiſernen Knüttel entgegen.“ — Als die Leute Marko traten, befühlte er ſie am Kopfe, und griff ſo

feſt zu, daß ſich ſeine Finger tief ins Eiſen eindrückten. Als er ihnen dann die Hand zum Gruße reichte, ſtreckten ſie ihm die eiſernen Knüttel hin; er knickte dieſe zwiſchen den Fingern wie Federn um und ſprach: „Wohl, wohl, ich merke, mein Stamm iſt auf der Welt noch nicht erloſchen!“ — Damals war Markus ſchon blind und alt, und dabei dennoch immer ſo ſtark. —

## 43.

# Prinz Igel.

Es war einmal ein Kaiſer und eine Kaiſerin, deren he jahrelang kinderlos geblieben. Da wünſchte ſich ie Kaiſerin einen Sohn, ſollte er auch nicht größer als n Igel ſein. Nach dem Sprüchworte: „Was ſich einer ünſcht, das erlangt er,“ gieng auch ihr Wunſch in Erillung. Nach einigen Monaten genas ſie eines Sohnes, er ganz das Ausſehen eines Igels hatte und am ganzen örper mit ſpitzen Stacheln bedeckt war. Weit und breit erbreitete ſich die Kunde davon in der ganzen Welt. Jetzt hämten ſich die Eltern eines ſolchen Sohnes. Nichtseſtoweniger ließen ſie ihn in allem Wiſſenswerten zu Hauſe nterrichten, und der Sohn hatte einen ſo guten Kopf, daß r mit vierzehn Jahren alle Wiſſenſchaften in- und ausendig wußte. Jetzt mochten ihn die Eltern nicht mehr m ſich haben, und wieſen ihm einen großen Wald als ufenthaltsort an. Sie ſetzten als gewiß voraus, er werde rt einem Wolfe oder einem Fuchſe oder ſonſt irgend einem ere zur Beute fallen. Sie ſchärften ihm ein, er dürfe

vor sieben Jahren ins Elternhaus nicht zurückkehren. Zudem erlaubten sie ihm, sich am Hofe etwas was ihm besonders gefalle auszusuchen, und mit sich fortzuführen oder fortzutragen. Doch er wollte nichts anderes mitnehmen als eine alte trächtige Sau und einen großen Hahn, auf dem er zu reiten pflegte. Mit diesen zog er in den Wald. Dort zog er Jahr aus Jahr ein so viele Schweine auf, daß er sie am Ende gar nicht mehr überzählen konnte. Endlich dachte er sich: „Nun sind meine sieben Jahre schon um, jetzt will ich nach Hause." — Er trieb nun schnell seine Schweine zusammen, und führte sie zur Stadt zu seinen Eltern. Als sie von weiter Ferne die ungeheuere Herde Schweine erblickten, so dachten sie, es komme da ein reicher Schweinetreiber. Nach einer Weile erkannten sie ihren Sohn, wie er auf seinem Hahne hinter den Schweinen einherreite und geraden Wegs in die Hofburg einlenke. Da nahmen sie ihn in der Burg auf und bewirteten ihn aufs Beste, die Schweine aber sperrten sie teils in einen Stall, teils füllten sie alle Schweineställe mit ihnen an in der Stadt. Bei der Mahlzeit fragten sie ihren Sohn, ob es ihm im Walde gefallen, und falls es ihm beliebe, wieder in den Wald zurückzukehren, so wollten sie ihm diesmal eine Ziege mitgeben. Doch er erklärte, er gehe nicht mehr zurück, sondern sei entschlossen zu heiraten. Da versetzten erstaunt die Eltern: „Ja, welches Mädchen wird sich wohl in dich verlieben und dich zu ihrem Manne haben wollen?" — Der arme Junge wußte sich nicht anders zu helfen, gieng zu seinem Hahne und ritt fort. Die Eltern glaubten nun, er werde nimmermehr zurückkehren. Doch er war ein gar kluger Kopf und gieng als Freier zu dem Könige des Nachbarreiches, der drei ledige Töchter hatte. Als er sich in der Nähe der

Stadt befand, flog der Hahn mit ihm aufs Fenster, des Zimmers wo die Herrschaften versammelt saßen und sich gütlich taten. Der Hahn krähte aus voller Kehle, bis der Kammerdiener ans Fenster trat und ihn um sein Begehren fragte. Antwortete ihm der Igel: „Ich bin als Freier gekommen.“ — Da ließ ihn der König ins Zimmer kommen und bot ihm nach altem Brauch und Sitte den Willkommentrunk. Fragte ihn der König wiederum, welche Angelegenheit ihn hieher führe, und der Igel, der kaiserliche Prinz, erwiderte ihm kurz und ohne Umschweife: „Um zu freien.“ Der König gab ihm sogleich sein Wort, er möge sich nur für eine der Töchter entscheiden, er werde sie bekommen. Der Igel entschied sich für die Jüngste, aber die mochte ihn nicht zum Manne haben, bis ihr der Vater drohte, sie erschießen zu lassen, falls sie nicht gutwillig ihr Jawort gibt. Sie wußte sich keinen Rat, und dachte sich: „Aus dieser Haut kann ich nimmer heraus, mags kommen, wies will, ich nehm ihn; Geld und Schätze haben wir im Ueberfluß, wir werden uns schon leicht durchs Leben schlagen.“ — Nachdem der Igel ihr Jawort erhalten, kehrte er zu seinen Eltern zurück und erzählte ihnen, wies ihm ergangen. Die Eltern wollten ihm das nicht glauben und schickten ihren Kammerdiener ab, um nachzufragen, obs wahr sei, daß des Kaisers Sohn, der Igel, des Königs jüngste Tochter zur Frau erhalten. Als der Kammerdiener zurückkam und dem Kaiser berichtete, daß sein Sohn die Wahrheit gesprochen, ließ der Kaiser die Pferde vorspannen und fuhr mit seiner Frau, der Kaiserin, zum König. Sie fuhren zu Wagen, der Sohn aber ritt auf seinem Hahne. Als sie dort ankamen, fanden sie schon alles zur Hochzeit bereit; aber die Brautleute mußten, wie es der Brauch mit sich bringt, einige Tage vor der Vermählung in den

Pfarrhof, um zu beten und dem Pfarrer zu beichten. Als das junge Fräulein zur Beichte kam, fragte sie den Pfarrer wie sies anstellen solle, daß sie sich des Igels entledige, um ihn nicht heiraten zu müssen. Der Pfarrer hielt ihr eine derbe Strafpredigt und sagte zum Schluß: „Sei du nur ruhig, alles wird noch gut enden. Merk nur gut auf und präg dir ein, was ich dir rate: Wann ihr in die Kirche kommt und euch in der Sacristei aufstellt, so mußt du immer den anderen auf dem Fuße folgen. Wann du zum Hochaltar kommst, so besprenge deinen Bräutigam dreimal mit Wasser und schau jedesmal zu, daß du dich an seinen Stacheln stichst, da werden drei Blutstropfen aus deiner Hand hervorquellen, und diese mußt du auf ihn fallen lassen.“ — Nach der Beichte gieng das Brautpaar zum Gabelfrühstück nach Hause. Am anderen Tag, es war ein Sonntag, gieng der Brautzug um halb zwölf in die Kirche und die Braut tat alles so, wie ihrs der Pfarrer zu tun geraten. Siehe da, der Igel verwandelte sich in einen wunderschönen Jüngling, dessen gleichen damals in der Welt nicht zu finden war. Nun begaben sich die Brautleute in die Bank und hörten die Messe an. Nach der Messe verband sie der Pfarrer und hielt ihnen eine Predigt, sie sollen in Liebe und Treue ihr Lebelang zu einander halten. Hierauf kehrten sie nach Haus zurück, und das Hochzeitsmahl dauerte bis tief in die Nacht hinein. Der Wein war sehr gut, ich saß am letzten Tische obenan, trank aus einem bemalten Becher gelben Wein und aß allein ein halbes Schwein.

## 44.

# Der Räuber und ſeine drei Frauen.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte drei heiratsfähige Töchter. Es ſtellte ſich zwar kein Freier ein, doch hat es der Frau nicht leid; denn nach dem Ableben ihres Mannes fand ſie in allem und jedem an ihren Töchtern eine Stütze und deshalb behielt ſie ſie gerne zu Hauſe. Nun traf eines Tages ein Freier ins Haus ein und hielt um die Hand der jüngſten Tochter an. Die Wittwe gab ihm zu Beſcheid: „So wenig als die Mäher zuerſt Grummet und ſpäter Heu mähen können, ebenſowenig kann ich eine jüngere Tochter vor einer älteren ausgeben. Wollen Sie die älteſte heiraten, ſo willige ich ohne weiteres ein.“ — Der Freier ſtellte ſich als ein Graf, oder vielmehr als der Sohn eines Grafen vor, und ſowohl Kleidung als Auftreten waren die eines hohen Adligen, in Wirklichkeit aber war er kein Graf ſondern ein Räuber. Wie er ſah, daß er die jüngſte nicht bekommen könne, erklärte er ſich bereit die älteſte heimzuführen, nahm ſie gleich mit und ſagte, er werde in einigen Tagen wieder da ſein, um die Mutter mit den anderen

zwei Töchtern zur Hochzeit zu führen, die in seinem Schlosse abgehalten werden solle. Als der Räuber mit dem Mädchen ziemlich tief in einen Wald gekommen, hielt er an und sprach zu ihr: „Du mußt mich hoch achten und allen meinen Befehlen unbedingten Gehorsam entgegenbringen; denn wenn du nicht tust, wie ich wünsche, wirds dir recht schlimm ergehen.

Jetzt giengen dem Mädchen die Augen auf und sie erkannte, in was für Schlinge sie hineingeraten. Sie giengen noch eine Weile weiter und kamen vor eine mächtige eiserne Thüre, die sich vor ihnen aufschloß. Eine steile Treppe führte tief unter die Erde hinab, und der Räuber zeigte seiner Braut unten angelangt alle seine Schätze, unter anderem auch eine Kammer, die voll toter Menschen war. „Hier gebe ich dir," sagte er, „eine rohe Zunge, die mußt du so, wie sie ist, aufessen. Dann mußt du für uns alle das Essen bereiten; denn wir gehen jetzt fort und kehren erst binnen vierundzwanzig Stunden zurück." — Nachdem die Räuber fort waren, besah sie von allen Seiten die Zunge, konnte es aber nicht über sich bringen, sie roh zu essen, weil es sie gar zu sehr anekelte. Sie sann nach, wo sie die Zunge verstecken könnte, damit sie der Räuber nicht auffinde. Endlich vergrub sie die Zunge unter der Thürschwelle, weil sie dachte, der Räuber werde nicht darauf kommen. Als die Zeit nahte, wo die Räuber nach Hause kommen sollten, deckte sie den Tisch und trug die Speisen auf. Die Räuber kamen nach Hause und setzten sich an den gedeckten Tisch. Nachdem man abgespeist, fragte sie der Mann, ob sie die Zunge wirklich aufgegessen. „Ja freilich", antwortete sie. Da rief er mit kreischender Stimme aus „Zunge, wo bist du?" — „Hier bin ich unter der Schwelle," ließ sich die Zunge vernehmen. Der Räuber sprang sogleich auf, stieß seiner jungen Frau ein Messer ins Herz und warf sie zu den anderen Toten.

Hierauf machte er sich auf den Weg, um die zweite

Schweſter zu holen. Als er ankam, fragte man ihn ſogleich, wie er mit ſeiner jungen Frau zufrieden ſei. Antwortete er: „Ich bin ganz wohl mit ihr zufrieden. Morgen fängt die Feſtmahlzeit an, und deshalb bin ich um die zweite Schweſter gekommen, damit ſie der älteren Schweſter Beiſtand leiſte. Unſerer ſind gar viele und ſie kann allein nicht alles bewältigen.“ — Das Mädchen bricht mit ihm auf, und als ſie ſich mitten im Walde befanden, ſagte der Räuber zu ihr, ſo wie zur älteren Schweſter: „Du mußt mich hochachten und allen meinen Befehlen nachkommen, ſonſt wird es dir ſo wie deiner älteren Schweſter ergehen.“ — Jetzt tats ihr freilich Leid, daß ſie von ihrer Mutter fortgegangen; denn ſie merkte, es werde ihr nicht gut ergehen. Nachdem ſie eine Weile weiter gegangen, ſtanden ſie vor der eiſernen Thüre, die ſich plötzlich vor ihnen auftat. Sie giengen hinab, er zeigte ihr alles, wie der anderen Schweſter, und bemerkte: „Siehſt du, da haſt du eine Zunge, die mußt du roh aufeſſen, bevor wir nach Hauſe kommen. Das Eſſen muß fertig ſein; denn in vierundzwanzig Stunden ſind wir wieder zurück. Wenn du aber nicht pünktlich das, was ich dir auftrage, ausführſt, ſo ergeht es dir ganz ſo, wie deiner Schweſter.“ — Als die Räuber fort waren, fieng ſie an nachzudenken, was ſie wohl mit der Zunge anfangen ſolle: „Eſſen kann ich ſie doch nicht, ſie iſt ja roh,“ ſagte ſie und warf ſie hinter den Ofen. Als die Räuber nach vierundzwanzig Stunden nach Hauſe kamen, fanden ſie den Tiſch gedeckt, ſetzten ſich gleich und ſtillten ihren Hunger. Nach dem Eſſen fragte der Räuber die zweite Schweſter, ſo wie er die erſte gefragt: „Haſt du die Zunge auch wirklich aufgegeſſen?“ — „Ja freilich habe ich ſie gegeſſen.“ — Da rief er aus: „Zunge wo biſt du?“ und die Zunge antwortete: „Da bin ich, im Ofenwinkel.“ Der Räuber machte es nun mit der zweiten Schweſter ſo wie ers mit der

ersten gemacht: stach ihr sein Messer in die Brust, nahm ihr so das Leben und warf sie zu den anderen Toten.

Jetzt machte er sich auf den Weg, um die dritte Schwester zu holen. Im Hause seiner Schwiegermutter angelangt, überbrachte er einen Gruß von ihren zwei Töchtern und sagte: „Heute gehen wir zur Trauung, und die Braut wünscht sich sehnlichst ihre jüngste Schwester als Kranzeljungfer. Beide Schwestern vereinten ihre Bitten, und so kam ich denn deshalb her.“ — Hierauf entgegnete ihm die Wittwe: „Die kann ich um keinen Preis vom Hause fortlassen; denn ich bin schon alt und schwach. Sie muß zu Hause bleiben und mir in den häuslichen Arbeiten hilfreich zur Seite stehen.“ — Er ließ es aber nicht an Gründen fehlen und gab sein Ehrenwort, in drei Tagen mit allen drei Schwestern zu ihr zu kommen, um in ihrem Hause die Festmahlzeit fortzusetzen. „Alles was dazu erforderlich ist, will ich schon selbst herbeischaffen, das brauchst nicht im geringsten euere Sorge zu sein.“ — Nach langem Zureden ließ sich die Wittwe denn doch betören, ihre jüngste Tochter fortzulassen. Als sie auf dem kürzesten Wege im Gehölz gekommen, sagte der Räuber zu dem Mädchen dasselbe, was er zu den zwei älteren Schwestern gesagt, und als sie durch die eiserne Thüre in das unterirdische Gewölbe kamen, bemerkte er zu ihr: „Siehst du, das ganze ist mein Eigentum, in dieser Kammer liegen aber deine Schwestern die ich nur deshalb umgebracht habe, weil sie mich nicht gebührend geachtet und diese Zunge nicht essen wollten. Dasselbe Los wartet deiner, sofern du mir nicht gehorchst. Wir ziehen jetzt ab, du aber mußt uns binnen vierundzwanzig Stunden ein gutes Mal bereiten und diese Zunge aufessen, bevor wir noch zurück sind.“ —

Sobald die Räuber fort waren, begann sie nachzusinnen

wie sie es wohl anstellen solle, um die Zunge nicht essen zu müssen. Nach langem Nachdenken kam sie auf einen guten Gedanken und band sich die Zunge um den Leib, so daß sie gerade auf den Magen zu liegen kam. Als die Räuber nach Hause kamen, schleppten sie einen königlichen Prinzen mit sich, tödteten ihn und warfen ihn zu den übrigen Toten. Nach der Mahlzeit fragte sie der Räuberhäuptling, ob sie die Zunge wirklich aufgegessen. „Freilich hab ich sie gegessen," antwortete das Mädchen. Da rief er aus: „Zunge, wo bist du?" und die Zunge ließ sich vernehmen: „Am Magen." Der Räuber vermeinte: „Im Magen" zu hören, stand auf, umarmte das Mädchen und sprach: „Wohlan, du bist mein Weib! Da geb ich dir eine Salbe, mit der kannst du leicht deine Schwestern wieder ins Leben zurückrufen; du brauchst sie nur mit der Salbe zu bestreichen und sie werden wieder aufleben." —

In der Früh brachen die Räuber zeitlich auf und zogen auf einen Raubzug aus. Kaum waren sie fort, so bestrich das Mädchen zuerst den gefangenen Prinzen, der im selben Augenblicke wieder zu sich kam, und dann belebte sie ihre Schwestern. Sprach der Prinz: „Ja, wie kommen wir aus diesem Gefängnis ins Freie?" Antwortete das Mädchen: „Das ist das Geringste, aber die Räuber sind eben ausgezogen, um deine Eltern auszurauben und zu ermorden. Sie haben sich im Walde hinter einen Baum in den Hinterhalt gelegt, weil sie durch ihre Kundschafter erfahren, daß deine Eltern heute in die nahe Stadt durch den Wald fahren werden. Wir müssen ihnen zuvorkommen." — Sie schlugen nun eine entgegengesetzte Richtung ein, wo sie den Räubern nicht begegnen konnten, und trafen glücklich in der königlichen Burg ein, wo der Prinz seine Erlebnisse den Eltern mitteilte und das Mädchen als diejenige vorstellte, von der

er zu neuem Leben erweckt worden. Da ſprach ſein Vat
zum Mädchen: „Weil du ſo gut geweſen, ſollſt du di
Frau meines Prinzen werden.“ — In drei Tagen fan
die Hochzeit ſtatt und es wurde dabei eine große Feſt-
mahlzeit veranſtaltet.

## 45.

# Die zwölf Raben.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwölf Söhne und eine Tochter. Die Mutter dieſer Kinder ſtarb und der König verheiratete ſich zum zweitenmale. Doch die Stiefmutter konnte ihre Stiefkinder bei Leibe nicht leiden. Die Söhne mußten die Schweine auf die Halt treiben, während die Stieftochter, die erſt drei Jährchen zählte, zu Hauſe alles Ungemach erduldete; als ſie aber herangewachſen war, mußte ſie Zimmer aufreiben und die ganze Laſt des Hausweſens auf ihren Schultern tragen. Eines Tages, als die Brüder mit den Schweinen auf der Weide waren, verlief ſich ein Ferkel irgendwohin, und als ſie Abends die Schweine nach Hauſe getrieben, gieng die Stiefmutter nachzählen, ob auch alle Schweine vollzählig da wären, und ſobald ſie bemerkte, daß ein Ferkel abgeht, rief ſie aus: „Seid verflucht!“ — Kaum war das Wort über ihre Lippen gekommen, verwandelten ſich die Brüder in ebenſoviele Raben und flogen zum Fenſter hinaus. — Die Kinder hatten eine Gevatterin, eine ſeelengute Frau, die ſie immer

zu besuchen pflegte. Als sich der König wiederum verheiratete, begab sich der älteste Bruder zur Gevatterin und überreichte ihr einen Ring mit den Worten: „Wann unsere Schwester heranwächst, gib ihr diesen Ring und sag ihr, daß auch sie Brüder habe; ich weiß ja, daß unseres Bleibens im Vaterhause nicht lange mehr ist.“ —

Als das Mädchen herangewachsen, besuchte sie oft ihre Gevatterin, um bei ihr das grambeschwerte Herz auszuschütten und sich auszuweinen, wie sie so mutterseelallein in der Welt dastehe, ohne Schwester und Bruder. Als sie einmal ihrem Leide Luft machte, gab ihr die Gevatterin jenen Ring und sprach: „Auch du, mein liebes Kind, hast Brüder, und das nicht weniger als ihrer zwölf, doch sie sind zu Raben verflucht und hausen auf dem gläsernen Berge. Da nimm diesen Ring, den mir dein ältester Bruder überreicht, damit ich ihn dir übergebe, wann du einmal erwachsen bist.“ — Sobald das Mädchen davon erfahren, befragte sie die Gevatterin, wo in der Welt sich der gläserne Berg befinde, doch die Gevatterin konnte ihr keine Auskunft darüber erteilen. Also machte sich das Mädchen aufs Geratewohl auf in die Welt. Sie wanderte lange, lange Zeit, bis sie schon glaubte ans Ende der Welt gekommen zu sein. Endlich langte sie bei einem Winde an. Kaum wurde er ihrer ansichtig, wollte er sich auf sie stürzen und in Stücke reißen; doch sie flehte herzinniglich um Schonung und bat ihn, ihr Auskunft zu geben, wo sich der gläserne Berg befinde. Antwortete der Wind: „Ich schlage mich schon durch viele tausend Jahre als Wind durch die Welt, doch mein Lebtag habe ich von einem gläsernen Berg nichts gehört; begib dich aber zu meinem Bruder, vielleicht vermag der dir etwas Näheres über ihn zu berichten.“ Das Mägdlein setzte ihre Wanderung fort und traf nach langer Irrfahrt endlich beim zweiten Winde ein, der sie ebenfalls auf der Stelle in Stücke reißen wollte; er ließ sich

aber durch ihre Bitten erweichen und antwortete auf ihre Erkundigung nach dem gläsernen Berge, er ziehe schon so und soviel Jahrtausende durch die Welt als Wind; doch niemals habe sich einer bei ihm nach einem gläsernen Berge erkundigt. Hierauf begab sie sich auf sein Anraten zum dritten Winde, der ihr wohl gleichfalls sagte, es habe ihn im Laufe der vielen Jahrtausende, daß er die Welt nach allen Richtungen durchstreifte, noch niemand darum befragt, doch könne er ihr die gewünschte Auskunft über den gläsernen Berg auf jeden Fall erteilen. Sprachs und trug sie mit Eile auf den gläsernen Berg. Dort angelangt, erblickte sie auf dem Gipfel des Berges ein kleines Haus und lenkte sogleich ihre Schritte dorthin. Das ganze Haus schien wie ausgestorben, nirgends eine menschliche Seele, bis sie in die Küche kam und ein steinaltes Mütterchen dort antraf. Dieser Alten erzählte sie ihre Erlebnisse und wie sie ihre Brüder aufzusuchen in die Welt gezogen sei. Die Alte meinte, es sei nicht geheuer, sie, die Schwester, sogleich den Brüdern vorzustellen, sie möge sich daher hinter den Ofen (in der Hölle) verstecken. Als die Zeit des Mittagsessens da war und der Tisch gedeckt dastand, gab das Mädchen den Ring in den Trinkbecher des ältesten Bruders hinein.

Als der älteste Bruder nach Haus kam, schenkte er sich den Becher sogleich mit Wein ein und leerte ihn bis zur Neige aus. Kaum berührte er den Ring, so nahm er auf der Stelle wiederum seine menschliche Gestalt an. Er besah ihn näher und erkannte in ihm den Ring, den er der Gevatterin für seine Schwester anvertraut. Sogleich rief er aus: „Teuere Schwester! Du weilst ja hier, ich weiß es schon, o komm, zeige dich!“ — Das Mädchen kroch aus dem Ofenwinkel hervor, und der Bruder sagte zu ihr: „Mach es ebenso mit den anderen Brüdern.“ —

Und ſie befolgte ſein Geheiß, und alle ihre Brüder erlangten wiederum ihre ehemalige Menſchengeſtalt. Doch die jüngeren Brüder erklärten, wenn ſie wüßten, wer ihnen dieſen Streich geſpielt, ſie würden ihn zu Sonnenſtäubchen zernichten. Da verſetzte der älteſte Bruder: „Würdet Ihr ihm wohl auf meine Fürbitte das Leben ſchenken?“ — „In dieſem Falle ja.“ — Nun führte der älteſte Bruder die Schweſter aus ihrem Verſtecke heraus und ſtellte ſie den Brüdern vor. Drei Tage lang waren die Brüder ſehr froh und glücklich, am vierten aber überfiel ſie große Traurigkeit. „Was ſeid Ihr ſo traurig?“ fragte die Schweſter, und einer der Brüder gab ihr zur Antwort: „Du haſt uns zwar von der Verwandlung in Raben erlöſt, doch noch immer ruht auf uns der Fluch“. — „Wie vermag ich euch davon zu erlöſen?“ — Und die Brüder antworteten: „Wenn du um unſretwillen ſieben Jahre lang kein Wörtchen ſprächeſt, noch deinen Mund zu einem Lächeln verzögeſt, wären wir vom Banne erlöſt.“ —

Hierauf verließ ſie die Schweſter und begab ſich in einen tiefen Wald, um dort fern von allen Menſchen zu leben. Nun traf es ſich, daß ein reicher Graf in dieſem Walde jagte, dem Mädchen begegnete, und an ihr ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ſie auf der Stelle in ſeine Burg mitnahm und ſie zu ſeiner Gemahlin machte. Nie ſprach das Mädchen ein Wörtchen, und nie verzog ſie den Mund zu einem Lächeln. Deshalb war ſie der Mutter des Grafen ein Dorn im Auge. Oft machte die Mutter dem Sohne bittere Vorwürfe: „Was haſt du mir denn ein ſolches taubſtummes und blödes Weibsbild ins Haus gebracht!“ — Sie war unerſättlich in ihrem Zorn. Das tat der armen jungen Gräfin am Ende ſo weh, daß ſie einmal die Gelegenheit benützte, wo der Graf, ihr Gemahl, im Lager ſich befand, um Haus

Hof im Stich zu laſſen und in ein Waldgebirge ſich zu
ɔten. Dort gebar ſie einen Wolf, den lehrte ſie ſprechen,
ihm vertrieb ſie ſich die Zeit und allmählig unterſchied
der Wolf durch nichts von einem Menſchen, als durch
wolfartiges Ausſehen. Als der Graf aus dem Felde
ɔ Haus zurückkehrte und ſeine Gattin nicht daheim
ɛaf, fahndete er überall nach ihr ſo lange, bis er ſie
klich auffand und nach Hauſe zurückführte. So ver-
hen die ſieben Jahre. Im ſelben Augenblicke ſaß ſie
Fenſter und als ihr dies einfiel, lachte ſie vor Herzens-
laut auf, was ſie ſieben Jahre hindurch nicht getan.
ɜ ſah der Graf, der eben im Garten ſich ergieng, und
lte ſie erſchießen, doch ſie rief ihm zu: „Halt ein! er-
ɛße mich nicht! ich habe nun meine zwölf Brüder von
ewigen Verdammniß erlöſt.“ — Ihr Sohn, der Wolf,
:de Befehlshaber einer Soldatenabteilung. Einmal befahl er
:m ſeiner Soldaten, er möge ſich Nachts in ſein, des Be-
ſhabers, Haus begeben und was er dort vorfinde, ver-
ınnen. Das tat der Soldat, fand im Hauſe eine Wolfs-
t und zündete ſie an. Als die Wolfshaut mit dem
ɜen Hauſe verbrannt war, entſtieg der Aſche ein wun-
ſchöner Prinz, und das war niemand anderes, als der
malige Wolf ſelbſt.

## 46.

# Das wunderbare Pferd.

Es war einmal ein Graf, der hatte eine schwangere Gemahlin und eine trächtige Stute. In derselben Nacht, in welcher die Gräfin niederkam, warf auch die Stute. Dieser Umstand veranlaßte den Grafen zur Erklärung: „Dieses Füllen soll niemand anderem gehören als meinem Jungen, der heute zur Welt gekommen.“ — Bald darauf starb die Gräfin im Wochenbette, und der Graf heiratete zum zweitenmale, das Pferd aber gab er seinem Söhnchen. Das Pferd war von der Art, daß es alles wußte, was drinnen im Hause gesprochen wurde. Die Gräfin haßte ihr Stiefkind und bot alles mögliche auf, um ihm den Aufenthalt im Vaterhause zu verleiden. Sie stellte sich einmal schwer krank, und tief bekümmert fragte sie der Graf, was ihr fehle. Antwortete sie: „Nicht eher kann ich genesen, als bis ich die Leber dieses Pferdes gegessen.“ — In der Früh kam der Junge in den Stall und traurig erzählte ihm sein Pferd: „Die Stiefmutter dringt in den Grafen, ihr meine Leber zu geben. Geh zu deinem Vater und bitt ihn, er

möge mich nicht abſchlachten.“ Der Sohn geht zum Vater und bittet für das Pferd, und der Vater verſpricht, es nicht ſchlachten zu laſſen. Doch die Gräfin beharrte dabei, ſie könne auf keine andere Art und Weiſe geneſen, als wenn ſie die Leber des Pferdes gegeſſen, oder der Stiefſohn verließe das Haus. In der Früh begab ſich der Junge in den Stall und erzählte ſeinem Pferde, wie ſich die Stiefmutter geäußert, und das Pferd beruhigte ihn mit den Worten: ‚Mach dir gar nichts draus, fordere von ihnen als einzige Bedingung deines Abzuges aus dem väterlichen Hauſe ein Sonnengewand, ſonſt rührſt du dich nicht fort.“ — Der Graf ließ ſogleich ſeinen Wunſch in aller Welt kundmachen und richtig erhielt er ein Sonnengewand. Der Junge legte ſich an, beſtieg ſein Pferd, ritt dreimal um das Schloß herum und flog fort durch die Lüfte.

Sie gelangten hoch über eine Stadt, und das Pferd ſprach zu ihm: „Du ſteigſt jetzt ab, gehſt in die Stadt hinein und ſchauſt dich um einen Dienſt um; da nimm den Zaum, wenn du meiner vonnöten haben wirſt, ſchüttle nur den Zaum, und ich werde ſogleich erſcheinen.“ — Der Jüngling ſtieg ab ſich in die Stadt und trat bei dem Hofgärtner als Taglohnshilfsburſche in Dienſt. An einem Feiertage gieng alles in die Kirche, nur er und des Königs jüngſte Tochter blieben allein zu Hauſe. Da dachte er an ſein Pferd und ſein Gewand und ſchüttelte mit dem Zaume. Auf der Stelle ſtand das Pferd vor ihm da und brachte ihm das Gewand. Als dies ſah die Königstochter mit an, rief ihn zu ſich und bat ihn, er möge ihr Kirſchen bringen. Schnell ſprang vom Pferde herab, legte das Gewand ab, trug ein Körbchen Kirſchen hinauf und wollte ſie ihr auf der Schwelle erreichen; doch ſie nötigte ihn, zu ihr ins Zimmer hereinzutreten. Er trat herein, und es erfaßte ſie ſo tiefe

Liebe zu ihm, daß ſie vor Sehnſucht und Liebesleid krank wurde. Der König ließ die geſchickteſten Aerzte herbeirufen und die Aerzte erkannten als die Urſache ihrer Krankheit Liebesleid. Sie gab es zu und erklärte, niemand anderen heiraten zu wollen, als den Gärtnerjungen. Darüber war der König ſehr böſe und er ließ ſie beide, nachdem ſie ſich geheiratet, in eine Hühnerſteige einſperren. Nun traf es ſich, daß ein Krieg ausbrach und der König mit den Großen ſeines Reiches ihre Pferde beſtiegen, um ins Lager zu ziehen. Da ſprach die Königin: „Ja, warum nehmt Ihr denn eueren Eidam nicht mit, Herr König?“ Da entſchloß man ſich den Jüngling mitzunehmen, gab ihm aber einen ſo dürren Klepper, daß er weit hinter dem Zuge zurückblieb. Auf der Straße kehrte der Jüngling in einer Schenke ein und ſagte zum Wirt: „Ihr habt dieſes Pferd gut abzuwarten und zu füttern, damit es recht gut genährt ausſieht, wann ich zurückkomme; ich zahle die Wartung aufs Beſte.“ — Hierauf ſchüttelte er mit dem Zaume, jenes Pferd erſchien, und er legte ſein Sonnengewand an. Im Heere glaubte man ſchon, er werde gewiß nicht mehr nachkommen und habe den Rückweg angetreten. Der Jüngling aber erſchien während des größten Kampfgewühles auf dem Schlachtplatze und fieng an ein ſo ſtarkes Licht zu verbreiten, daß alle Feinde darin verbrannten. Da traf ihn gerade der Pfeil eines der Feinde des Königs in die Hand; er mußte auf einen Augenblick abſteigen um ſich die Wunde verbinden. Er nahm dazu gerade das Tüchel, das er bei der Trauung erhalten, dann beſtieg er wieder ſein Pferd und ſengte ſo lange, bis alles vollſtändig beſiegt war. Das Heer kehrte nun zurück und erblickte den Jüngling nicht weit von jener Schenke, auf einem alten Roſſe, das jetzt ganz ſtattlich ausſah. Da

ſagte man: „Woher mag er nur das ſchöne Pferd haben? Wahrſcheinlich hat ers im Rummel in aller Geſchwindigkeit irgendwo geſtohlen.“ — Als ſie nach Haus kamen, rühmten ſie ſich den Feind aufs Haupt geſchlagen zu haben. „Auch ich bin dabei geweſen,“ verſetzte der Jüngling: „Was plauſchſt du, du Schwätzer! haſt wohl in deiner Hühnerſteige gehockt?“ — Entgegnete er: „Freilich war ich auf der Wahlſtatt, denn ich habe ſo geſengt, daß ſich alle Feinde ergeben mußten.“ — „Was redſt denn du ſchäbiger Kerl, du willſts geweſen ſein?“ — „Ob ichs war, hab mir noch die verwundete Hand mit dem Tüchel verbunden, das ich bei der Trauung erhalten.“ — Zum Beweis legte er jetzt ſein Sonnengewand an und ritt auf ſeinem Pferde einher. Da geſtand ihm der König, er müſſe ihn höher ſchätzen als ſich ſelbſt, verwehrte ihm weiterhin in der Hühnerſteige zu wohnen und räumte ihm ſeinen Pallaſt ein. Seit dieſem Augenblicke lebten ſie alle in Glück und Frieden miteinander. —

## 47.

# Der Soldat mit dem Sacktuch.

Es war einmal ein Soldat, der ſo lange im Soldatenſtande diente, bis er grau und alt geworden. Endlich nahm er endgiltig ſeinen Abſchied, und man gab ihm ein Pferd zur Heimreiſe; doch er ſagte, mit einem Pferde käme er nicht nach Haus. Da wollte man ihm zwei Pferde geben, aber er meinte, auch mit zweien käme er auch nicht aus und verlangte ihrer drei; denn ſo viel brauche er, um in ſeine weit entfernte Heimat zu gelangen. Man willfahrte ſeiner Bitte und er zog heimwärts. Als er auf dem Wege einſt in einen Hain geriet, trat ihm eine Schlange entgegen, die nach Menſchenart ſprechen konnte, und forderte von ihm ein Pferd. Er bat ſie inſtändig, von ihrer Forderung abzuſtehen, er habe gar ſo weit bis in ſeine Heimat, und es ſei die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, es werden nicht einmal die drei Pferde ausreichen. Doch die Schlange ließ ſich nicht erweichen, ſondern forderte noch ungeſtümer und drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht ſogleich ihren Wunſch erfülle. Alſo gab er ihr ein

erd und ihm blieben nur mehr zwei übrig. Eine Weile
it die Schlange auf dem Pferde, bis es ermattet
nfiel und verendete. Jetzt verlangte die Schlange das
weite Pferd. Er bat sie flehentlichst, nicht mehr in ihn
zu dringen, und weigerte sich ihrs abzutreten, weil er
sonst nicht in seine Heimat gelangen könnte. Die Schlange
beharrte indessen bei ihrer Forderung und drohte ihn um-
zubringen, wenn er ihrem Wunsche nicht gutwillig nachkom-
men wolle. Also mußte er ihr auch das zweite zulassen, während
ihm nur das eine blieb, auf welchem er selbst ritt. Auch
auf dem zweiten Pferde ritt die Schlange eine Weile, bis
es ermattet zu Boden sank und verendete. Nun verlangte
sie das Pferd, auf welchem er selbst ritt. Als er keinen
anderen Ausweg sah, stieg er ab und überließ schweren
Herzens auch das dritte Pferd der Schlange. Sie ritt es
eine Weile, bis es gleichfalls ermattet umsank und veren-
dete. Da wandte sie sich an den Soldaten mit den Worten:
„Was fängst du jetzt an mit mir, die ich dich um deine
drei Pferde gebracht?“ — Der Soldat entgegnete gelassen:
„Kann mirs denn etwas nützen, wenn ich dich töte?“ —
Da forderte ihn die Schlange auf, eine Gerte in die Hand
zu nehmen und so lange auf sie loszuschlagen, bis er ihr
den ganzen Balg stückweise herabgeschlagen. Er kam ihrem
Wunsche nach. Als er ihr schon den ganzen Balg in
Stücke zerrißen, bat sie ihn, auch noch die letzten Fetzen
ihr vom Leibe zu reißen. Auch das tat er. Kaum war
r damit fertig, verwandelte sich die Schlange in ein wun-
erschönes Mädchen, das ihn aufforderte, nur frei mit der
Sprache herauszurücken, was er sich am meisten wünsche,
e werde ihm seinen Wunsch erfüllen. Und er gestand ihr
ine Liebe und wünschte sie zu heiraten; doch sie riet ihm
von ab, denn er könne leicht eine schönere Maid, als sie

ſei, finden. Darauf ſchlug ſie ihn ſo lange mit einer
bis er ſich vollends verjüngte und gab ihm ein Sc
ein Schwert und einen Sack mit den Worten: „So
d u dieſes Tüchel und dieſes Schwert haſt, kannſt du jede
beſiegen. Nur mußt du dieſe Dinge wie dein Aug
bewahren.“ Dann hieß ſie ihn den König aufzuſ
den er ganz niedergeſchagen am Tiſche ſitzend an
werde; denn drei Könige bekriegen ihn zu gleicher
Er brach ſogleich auf und traf den König an, ſo w
es ihm geſchildert. „Was gibſt du mir“, fragte e
König, wenn ich alle deine Feinde beſiege?“ — un
König antwortete: „Was du nur immer begehren m
Der Jüngling ſagte, er verlange keinen anderen
als die Hand der jüngſten Tochter des Königs.
ſollſt ſie haben, ſobald du den Feind beſiegſt.“ —

Als der Jüngling in den Kampf zog, fragte er den K
wen er von den Feinden insbeſondere verſchont wiſſen
„Drei Generäle ſollen am Leben bleiben“, entgegnet
König. In der Schlacht holte der Jüngling einma
ſeinem Schwerte aus und alle Feinde fielen wie Hal
Boden, nur drei Generäle blieben am Leben. Die b
er als Gefangene nach Haus und ließ ſie in den K
werfen. Dann gab ihm der König ſeine jüngſte T
zur Frau. Als die junge Königin einmal vor den
fängniſſe auf und abgieng, fragte ſie einer von den
rälen: „Sag mal, wie kommt es, daß dein Gem
unüberwindlich iſt?“ — und ſie antwortete: „Ich
es nicht beſtimmt, aber er hat ein Tüchel, das er
allein wäſcht und wann ers zum Trocknen aufhäng
bloßem Schwerte bewacht. Auch hat er ein Schwer
er jedesmal ſorgfältig verſperrt, wenn ers nicht u
tet hat.

Der General ſuchte ſie nun zu bereden, ſie ſolle trachten des Tüchels habhaft zu werden; ſie meinte aber, das gienge nicht; denn er vertraue niemand das Tüchel zum Waſchen an, ſondern waſche es ſtets ſelbſt. Da redete er ihr zu, ein ganz ähnliches ſich zu verſchaffen, einzuſäumen und bei günſtiger Gelegenheit mit dem anderen auszutauſchen. So hat ſie es auch richtig angeſtellt. Als das Tüchel wieder einmal ſchmutzig geworden, bat ſie ihren Gemahl er möge es ihr zu waſchen geben. Er weigerte ſich lange, ſchließlich ließ er ſich doch dazu bewegen, als ſie ihm ſagte, er möge mit gezücktem Schwerte an ihrer Seite Wache ſtehen und ſie ſogleich umbringen, wenn er glaubt, daß ſie ihn betrügen wolle. Alſo gab er ihr das Sacktuch und wachte, bei ihr mit gezücktem Schwerte. Nun benützte ſie einen günſtigen Augenblick, wo er anderswohin ſchaute, um das echte Tüchel im Buſen verſchwinden zu laſſen und das ihrige unterzuſchieben. Nachdem ſie es ſcheinbar gewaſchen, gab ſie es ihm und trug das echte fort, legte es trocknen und übermittelte es dem General im Gefängniße. Kaum hatte der General das Sacktuch auf den Kopf gelegt, fielen die Feſſeln vom ihm ab, die Gefängnißthüren flogen vor ihm auf, er verließ unbehindert das Gefängniß, trat vor den Soldaten, dem früher das Tüchel gehört, und ſagte: „Jetzt biſt du in meiner Hand, und nicht ich in deiner!“ — Antwortete er ihm: „Haue mich mit meinem Schwerte in lauter kleine Stücke und gib ſie in meinen Sack, lad ihn auf den Rücken meines Pferdes und jags aus der Stadt heraus.“ Gar gerne erfüllte der General ſeinen Wunſch. Er hieb ihn in lauter kleine Stücke, füllte ſie in den Sack und lud den Sack aufs Pferd. Als ſich das Pferd außerhalb der Stadt befand, fiel der Sack von ihm herab und es erſchien daſſelbe Mädchen, das dem Soldaten Tüchel, Schwert

und Sack gegeben, und fügte die Stücke wieder zusammen. Als sie damit fertig war, hauchte sie den Körper an, der Jüngling erwachte zum neuen Leben und klagte, es friere ihn so sehr. „Wie sollt es dich auch nicht frieren," versetzte sie, „warum hast du nicht besser auf das Tüchel Acht gegeben?" — Er bat sie nun flehentlich, sie möchte ihm ihren hilfreichen Beistand nicht verweigern. Sie erklärte sich bereit, ihm zu helfen, gab ihm ein goldenes Pferd und bemerkte: „Dieses Pferd gibst du nur unter höchstem Entgeld her; es wird nämlich das Weib des Generals, der dich um dein Tüchel gebracht, in schwere Krankheit verfallen und ein Traumgesicht bekommen, sie werde nicht eher genesen, bevor sie die Leber dieses goldenen Pferdes in den Händen habe. Der General wird dir das Pferd abkaufen, wann man es aber niederschlagen wird, schickst du ein Mädchen hin, es soll ein Tüchel aufhalten, bis ihr ein Stück vom Pferde hineinfällt; dieses Stück soll sie ins Dachgebälk geben und es wird daselbst ein goldener Baum hervorsprießen. Sobald der Baum heranwächst, wirds der Königin träumen, sie könne nicht genesen, wenn sie nicht in einem Bette schläft, das aus dem Holze dieses Baumes verfertigt ist. Auch den Baum verkaufst du um einen sehr hohen Preis. Wenn man den Baum behauen wird, schicke ein Mädchen hin, das ein Tuch aufhalten und einen abspringenden Splitter auffangen soll. Diesen Splitter muß sie dann ins Meer werfen. An derselben Stelle, wo dies geschieht, wird eine goldene Ente entstehen, und der Königin wird träumen, sie könne nicht eher genesen, als bis sie die Ente in ihre Hand bekommt." — Der König ließ ein ganzes Heer auf die Ente Jagd machen, doch alle Mühe war vergebens. Da kam unser Jüngling daher, dem früher das Sacktuch angehört, und sagte zum König: „Schick dein ganzes Heer zu-

rück in die Stadt, leg das Tüchel ab und tritt ſelbſt ins Meer, du wirſt ſie gewiß fangen.“ Der König befolgte dieſen Rat, ließ ſein Heer in die Stadt ſich zurückziehen, legte das Tüchel ab und ſtieg ins Meer. Kaum hatte der König das Tüchel abgelegt, ſo hatte ſich der Jüngling desſelben auch ſchon bemächtigt, und fuhr den König an: „Traun! jetzt biſt du in meiner Gewalt, ſprich nur ſchnell, was ſoll ich mit dir anfangen?“ — Und der König erwiderte: „Mach es mit mir gerade ſo, wie ich es mit dir gemacht; haue mich in Stücke, und packe ſie in Säcke.“ — Er dachte nämlich, auch er werde, wie der Jüngling, neu aufleben. Der Jüngling hieb ihn in Stücke, füllte die Stücke in Säcke, lud die Säcke auf ein Pferd und triebs zur Stadt hinaus. Vor der Stadt fielen die Säcke vom Pferde herab und ihr Inhalt zerſtiebte nach allen Weltgegenden, der Jüngling aber blieb von da ab im ungeſtörten Beſitze ſeines Tüchels.

## 48.

# Der Teufelkönig.

Es war einmal ein Schustersſohn, der pflegte regelmäßig das Trinkgeld, daß er von den Kunden ſeines Vaters erhielt, wenn er ihnen die gepfriemten Schuhe fertig ins Haus brachte, in Karten zu verſpielen. Als er wieder einmal ganz traurig, weil er das Spiel verloren nach Hauſe ſchlich, trat vor ihn der Teufelkönig und reichte ihm ein Spiel Karten mit den Worten: „Mit dieſen Karten kannſt du, wos dir nur beliebt, ſpielen gehen, du wirſt immer und jedesmal gewinnen. Wann du aber ſo viel Geld haben wirſt, daß du ſchon nicht mehr wiſſen wirſt, wo aus und wo ein mit ihnen, ſo machſt du dich auf, mich zu ſuchen; gelingts dir aber nicht, mich zu finden, ſo wiſſe, daß deine Seele mir dann verfallen iſt.“ Sprachs und verſchwand. Der Burſche gieng vergnügt nach Haus. Kurze Zeit darauf trat er in ein Gaſthaus ein, wo Grafen Karten ſpielten. Er näherte ſich ihnen und ſagte: „Mit Verlaub, meine Herren, darf ich an eurem Spiele teilnehmen?“ — Man maß ihn von Kopf bis zu Füßen und

die einen meinten: „Wie? — dieſes Kind ſoll mit uns Karten ſpielen wollen?“ — „Macht nichts,“ verſetzten die Anderen, „wenn er nur genug Geld hat.“ Und wirklich ließen ſie ihn mitſpielen. Nach einer Weile ſagte der Junge: „Meine Herren, wenn es Euch recht iſt, ſo ſpielen wir mit meinen Karten.“ — Die Grafen giengen darauf ein, und im Handumdrehen waren ſie alle ausgeſäckelt. In einem zweiten Gaſthauſe machte ers ebenſo. Hierauf zog er von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort und ſackte die ganze Welt aus. Als er ſchon ſo viel Geld und Schätze aufgehäuft, daß er nimmer wußte, wo aus, wo ein mit ihnen, machte er ſich auf den Weg, um den Teufelkönig aufzuſuchen. Nach langer Irrfahrt gelangte er an einen Berg, der nur zur Hälfte von Menſchen bewohnt war, und erkundigte ſich bei den Leuten, ob ſie ihm eine Auskunft zu geben vermögen, wo er den Teufelkönig finden könne. Die Leute entgegneten, ſie wiſſen es nicht, er dürfte aber die gewünſchte Auskunft bei dem alten Zauberer erhalten, der am Gipfel des Berges hauſe. Alſo erklomm er den Berg, gieng in die Behauſung des Zauberers hinein und erkundigte ſich bei ihm nach dem Teufelkönig. Der Zauberer erwiderte, er wiſſe es nicht, ſeiner Mutter aber dürfte es gewiß nicht unbekannt ſein. Sodann forderte er ihn auf, bei ihm zu übernachten, um dann morgen früh zu ſeiner Mutter aufzubrechen. In der Früh zeitlich brach der Kartenſpieler auf, kam erſt ſpät Abends bei der Mutter des Zauberers an und trug ihr ſein Anliegen vor. Auch ſie konnte ihm keine Auskunft erteilen, ſondern meinte, ihre Mutter werde es wiſſen; er möge bei ihr übernachten und ſich am nächſten Tage zu ihrer Mutter begeben. Recht zeitlich in der Früh weckte ſie ihn auf, gab ihm eine Fackel und zeigte ihm

einen engen und ſchmalen Gang, durch den er mit der Fackel gehen müſſe, und ſagte ihm, er müſſe ſich tummeln, um vor Anbruch der Nacht mit der Fackel in der Hand das Freie zu gewinnen; wenn es ihm aber nicht gelingt und ihm die Fackel früher verliſcht, ſo werde er nimmer das Tageslicht erblicken. Er nahm ſich aber zuſammen, gelangte glücklich ins Freie, noch ehe die Fackel erloſchen, und ſuchte ihre Mutter auf. Er trat zu ihr ins Haus hinein und fragte ſie, ob ſie ihm irgend eine Auskunft über den Teufelkönig zu geben vermöge. „Vor der Hand weiß ich es nicht," entgegnete ſie, „es müßte mir denn Nachts einfallen."

Mit Sehnſucht ſah er dem morgenden Tag entgegen, in der Hoffnung, es werde ihr eingefallen ſein. Gleich in der Früh fragte er ſie, ob ſie es ſchon habe. Sie bejahte es und hieß ihn dort und dorthin gehen, dort werde er eine Burg erblicken, deren Dach weithin wie die Sonne glänze. Glücklich langte er dort an. Als er vor den König trat, ſagte der König zu ihm: „Du biſt doch ein Teufelskerl, daß du mich gefunden. Indeſſen iſt deine Aufgabe hiemit noch immer nicht gelöſt; du mußt noch drei Arbeiten zu Stande bringen, glücken ſie dir, ſo biſt du frei von mir. Alſo gib Acht. Vor allen mußt du einen Ring auffinden, den ich in dem und dem Fiſchteiche einſt verloren habe." — Der König hatte drei Töchter, von welchem ſich die jüngſte gleich beim erſten Zuſammentreffen in den Jüngling ſterblich verliebte. Als nun der Jüngling bitterlich weinend die Treppe hinabgieng, erwartete ſie ihn unten und fragte ihn: „Was fehlt dir denn, daß du ſo bitterlich weinſt?" — „Ach, wie ſoll ich nicht weinen", entgegnete er, „da mir dein Vater befohlen, ich müſſe einen Ring, den er einſt verloren, aus der Tiefe eines Fiſchteiches hervorholen." — „So weine doch nicht",

versetzte sie, „nimm eine Mulde und ein Schlachtmesser, und wir beide gehen zusammen dorthin. Du schlachtest mich dann in der Mulde so ab, daß nicht ein einziger Tropfen Blutes hinausspritzt und wirfst mich sammt der Mulde in den Fischteich hinein. Wann um die Mittagsstunde dann das Wasser am meisten gäschen wird, strecke ich dir eine Hand aus dem Wasser heraus und du ziehst mich aus dem Wasser.“ — Gesagt getan. Er wartete im Schatten einer Eiche; als das Wasser am stärksten gäschte, da zeigte sich eine Hand, er faßte sie schnell und zog das Mädchen ans Trockene. Sie überreichte ihm den Ring und er überbrachte ihn den König. Der König rief aus: „Du bist ein Teufelskerl, daß es dir gelungen, meinen Befehl auszuführen. Doch das wäre erst die erste Arbeit, jetzt kommt die zweite: Du mußt mir den Berg da, den du vom Fenster aus sehen kannst, bis zum Anbruch der Dämmerung abtragen.“ — Weinend gieng der Bursche die Treppe herab.

Wiederum erwartete ihn sein Liebchen und forschte nach dem Grunde seines Weinens. Nun erzählte er, was ihm ihr Vater aufgetragen. Sie beruhigte ihn: „Weine nur nicht, mein Liebster, du kannst dich ruhig dort niederlegen und schlafen, bis zum Abend soll alles vollbracht sein. Um Mittag bringe ich dir das Essen, sei du nur an Ort und Stelle.“ Er legte sich aber nicht schlafen, sondern arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne herabrann. Als sie um Mittag mit dem Essen kam, seufzte er auf und sagte: „Schau, wie wenig ich erst abgegraben.“ — Sie wies ihn zurecht: „Ich sagte dir ja, du sollst dich ruhig niederlegen und schlafen, bis zum Abend wird alles vollbracht sein.“ — Er folgte ihr und als er Abends aufwachte, sah er vor sich eine weite Ebene, wo früher der

Berg geſtanden. Hierauf gieng er zum König mit der Meldung, er habe den Auftrag ſchon ausgeführt. Der König wunderte ſich nicht wenig, wie ſo der Burſche dieſe Rieſenarbeit zu Stande gebracht, und ſagte zu ihm: „In meinem Stalle ſteht ein Hengſt, auf dem mußt du dreimal um meine Burg herumreiten.“ — Lachend gieng diesmal der Burſche die Treppe hinab, und ſein Mädchen fragte ihn verwundert, um den Grund ſeiner guten Laune. Er meinte: „Wie ſollt ich denn nicht lachen, wenn mir dein Vater befiehlt, auf ſeinem Hengſte dreimal um die Burg herumzureiten. Darauf verſtehe ich mich aus dem ff.“ — Sie brach aber in helle Thränen aus und verſetzte: „O weh, o weh, das iſt das Allerſchlimmſte. Indeſſen, geh in den Stall, nimm drei Keulen und ſchlag aus allen Kräften dem Hengſte auf den Kopf; zerbrichſt du die eine Keule, ſo nimm die zweite, und zerfällt die zweite, ſo nimm die dritte zur Hand. Das Pferd wird gegen dich ausſchlagen und Feuer und Flammen ſpeien, doch du habe keine Furcht, ſchlage unbarmherzig darauf los und führs dann aus dem Stall heraus. Gib aber gut Acht, daß du in den linken Steigbügel ſteigſt. Denn der linke Steigbügel werd ich ſein, der rechte meine Schweſter, der Sattel meine Mutter, der Hengſt aber iſt niemand anderer als mein Vater ſelbſt.“ — Er befolgte ihren Rat, und ritt dreimal um die Burg herum ohne den geringſten Schaden zu nehmen. Als er vor den König trat, fand er ihn ſchwer krank, ſo ſehr hatte er ihm den Kopf zerſchlagen. Da ſprach der König: „Du haſt alle meine Befehle ausgeführt, jetzt ſtehts dir frei bei mir zu bleiben oder wieder fortzuziehen, du biſt dein Herr.“ -- Doch das Mädchen riet unter vier Augen dem Jüngling: „Warum ſollten wir hier bleiben? — Auf dieſe Weiſe würden unſere Seelen nach unſerem Ableben dennoch ihm zufallen, am

geſcheidteſten iſts, wir fliehen in das Land, aus welchem du her biſt. Geh in den Stall, dort findeſt du zwei Pferde, das eine durchfliegt die Luft, das andere aber iſt ſo ſchnell, daß es in einem Augenblicke am gedachten Beſtimmungsorte anlangt. Merk auf, daß du letzteres erwählſt; ich ſelbſt wage mich nicht in den Stall, der Vater erführe ſogleich davon."

Der Jüngling begab ſich in den Stall, führte aber unglücklicherweiſe das Pferd heraus, das durch die Luft flog. Aber das Mädchen tröſtete ihn: „Das hat am Ende nichts zu bedeuten, wir müſſen uns nur tummeln." — Beim Mittageſſen fehlten natürlich die Zwei, und der König dachte ſogleich daran, ſie dürften die Flucht ergriffen haben; deshalb ſchickte er auf der Stelle einen Diener hinab in den Stall nachſchauen, ob die beiden Pferde noch da wären. Der Diener kehrte ſchleunigſt zurück mit der Meldung, ein Pferd ſei fort. „Beſteige ſchnell das andere Pferd und ſetze ihnen nach," befahl der König. Im Nu hatte der Diener das Pferd beſtiegen und mit Sturmeseile jagte er den Flüchtlingen nach. Als das Mädchen den Verfolger im Rücken erblickte, ſagte ſie zu ihrem Geliebten: „Zieh mir ſchnell ein Haar aus dem Kopfe und wirfs hinter uns!" — Kaum hatte er das Haar hinter ſich geworfen, ſo verwandelte ſich das Pferd in eine Kapelle, das Mädchen in einen Opfertiſch, der Jüngling in einen Prieſter. Der Diener ritt geradenweges in die Kapelle hinein und erkundigte ſich beim Prieſter, ob er ein Paar durch die Luft habe fliegen ſehen, und bekam zur Antwort: „Habe mein Lebtag nicht gehört, daß ſo etwas möglich ſei, geſchweige, daß ichs je geſehen." — Unverrichteter Dinge kehrte der Diener heim, während das Paar weiter ritt. Bald ſetzte ihnen ein zweiter Diener nach. Als das Mädchen ſeiner anſichtig wurde, ſagte ſie zu ihrem Geliebten: „Reiß mir zwei Haare aus und wirf ſie hinter

uns.“ — Er tat so und so verwandelte sich das Pferd in einen Garten, das Mädchen in eine Rose und der Jüngling in einen Gärtner. Wiederum kam der Diener daher geritten und fragte den Gärtner, ob er ein Paar durch die Lüfte fliegen gesehen. Der Jüngling antwortete wie zuvor. Der Diener kehrte heim und meldete dem König die Erfolglosigkeit seines Nachsetzens, und der König versetzte: „Das sind sie ja eben gewesen. Augenblicklich jagst du ihnen wieder nach!“ — Der Diener bestieg wiederum das Pferd und verfolgte die Fliehenden. Als ihn das Mädchen schon nahe fühlte, sagte sie zum Geliebten: „Zieh mir schnell den Kamm aus den Haaren und wirf ihn hinter uns.“ — Er warf den Kamm fort, und im selben Augenblicke verwandelte sich das Pferd in einen See, das Mädchen in ein Schiff und der Jüngling in einen Schiffer. Der Diener ritt hart ans Ufer heran und fragte den Schiffer, ob er ein Paar durch die Luft fliegen gesehen. Antwortete der Schiffer: „Hab mein Lebtag dergleichen nicht gehört, geschweige denn gesehen.“ — Der Diener kehrte erfolglos heim, die Liebenden aber langten glücklich dort an, wo der Jüngling zu Hause war, heirateten sich und lebten mit dem Gelde, das er durchs Kartenspiel gewonnen, glücklich bis an ihr seliges Ende. —

## 49.

# Die Höhle unter der Eiche.

Es war einmal ein Mann, der gerne ſeine ganze
abe dafür gegeben hätte, wenn er dadurch ſeiner kranken
attin zur Geſundheit hätte verhelfen können. Einmal
eng er in den Wald um Holz, geriet in die Mitte des
aldes und bemerkte einen ungeheuer dicken und hohen
ichenbaum. Er gieng um den Baum herum und gewahrte
n Fuße deſſelben eine Höhle. In dieſe ſuchte er hinein-
treten, es wollte ihm aber nicht gelingen; der dritte
erſuch glückte ihm dennoch und er trat auf eine goldene
taffel. Sachte ſtieg er acht Staffeln herab, tappte dann
erum, faßte eine Thürklinke, drückte ſie nieder und die
hüre öffnete ſich vor ihm. Er trat in einen geräumigen
aal und bemerkte einen ſchneeweißen Greis, der auf einem
fühle lag und am Tiſche ſaßen zwei nähende Mädchen,
eren Füße auf diamantenem Schemmel ruhten. Der
ann ſtellte ſich zum Ofen und wollte die kommenden
inge abwarten. Auf einmal gewahrte er, wie aus einem
inkel eine Schlange nach der anderen hervorkriecht, den

Schemmel küßt und ſich wieder in den früheren Schlupfwinkel zurückzieht. Zuletzt ſtand der Greis auf, küßte gleichfalls den Stein und ſagte zu dem Eindringling: „O Menſch! wie biſt du hier herein geraten?“ — Er erwiderte: „Der Zufall hats ſo gefügt.“ — Der Greis verſetzte hierauf: „Du haſt ſehr wohl daran getan, daß du den Stein nicht auch geküßt haſt, denn wenn dus getan hätteſt, hätte ich dich zu Sonnenſtäubchen zermalmt“, und ſchenkte ihm einen ganzen Sack voll Edelgeſtein. Hoch erfreut trat der Mann den Rückweg an und erzählte ſeinem Weibe zu Hauſe ſein Abenteuer. Sodann begab er ſich in die Apotheke, um Heilmittel für die Kranke zu holen. Dem Apotheker fiel der merkwürdige Geruch auf, den der Mann um ſich verbreitete, fragte ihn, wo er geweſen und verſprach ihm, ſein ganzes Vermögen an ihn abzutreten, wenn er ihm geſteht, wo er geweſen und was mit ihm geſchehen. Der Mann erzählte ihm offen und ehrlich die ganze Geſchichte. Hierauf gieng der Apotheker mit ſeinem Sohne und dem Manne in den Wald. In den Gürtel aber hatten ſie Senſen geſteckt. Der Mann kletterte auf die Eiche hinauf und wartete ab, was mit den Zweien geſchehen werde. Auf einmal ſchlich ſich eine Schlange an den Apotheker heran und ſchnitt ſich an der Senſe. Nach einander kam nun ein zweite, dritte, vierte, fünfte, ſechſte, ſiebente und eine achte, alle ſchnitten ſich, nur die achte nicht, die ſchlug mit dem Schweif auf die Eiche, die Eiche knickte wie ein Halm um, der Mann fiel herab und wurde zu Sonnenſtäubchen zermalmt.

## 50.

# Der Soldat und geisternde Barbier.

Es lebte einmal in einem Dorfe ein Herr, der einen
ır treuen Diener hatte. Diesen Diener konnte aber nie-
ınd im ganzen Dorfe leiden und man triebs so lange,
ı man ihn unter die Soldaten gesteckt. Während
ner langjährigen Dienstzeit starb sein Herr, doch der
ldat wußte nichts davon. Da fiel es ihm einmal ein,
müsse doch seinen ehemaligen Herrn besuchen. Deshalb
lt er bei seinem Major um einen längeren Urlaub
, damit er nach Hause gehen könne. Seine Bitte wurde
n gewährt und er machte sich auf die Heimreise. Er war
on weit gewandert, als er auf einmal den rechten Weg
:lor; es war nämlich Winter, großer Schnee verdeckte
ıen Pfad, und das weitere Vordringen machten Dornge-
üppe und Brombeergesträuche zur Unmöglichkeit. Auf
ımal sah er sich vor einer alten, verlassenen Burg, die
auf den ersten Blick als solche nicht einmal erkannt,
ı sehr war sie mit Moos und Gesträuch überdeckt. Von
ieser Burg hatte man ihm schon früher in dieser Gegend
ɛzählt, es dürfe sie Niemand betreten; denn sobald einer
ineinkomme, finde man ihn am nächsten Morgen als Leiche.

Es erſcheine nämlich jedesmal ein alter Herr mit einem haarſcharfen Raſirmeſſer in der Hand, der jeden Ankömmling nötige, ſich niederzuſetzen und ſich von ihm barbieren zu laſſen. Sobald ſich aber einer niederſetze, ſchneide ihm der alte Herr die Gurgel ab. So ſeien ihrer gar viele ſchon elend umgekommen. Doch unſer Soldat kannte keine Furcht und ſagte kurzweg entſchloſſen zu ſich: „Eine Nacht wirſt du doch hier übernachten können.“ —

Es brach ſchon die Dämmerung an, als er ins Schloß hineintrat; er zündete ſich eine Kerze an und legte ſich in ein Bett, das aber unter ſeiner Laſt ſogleich in Stücke zerfiel; ein zweites, ein drittes und ein viertes bewährten ſich auch nicht beſſer; denn alle waren ſchon vor Alter faſt ganz vermorſcht. So beſchäftigte ſich der Soldat, bis nicht ein einziges Bett mehr ganz blieb, und die Mitternachtsſtunde herrannahte. Auf einmal erſchien ein alter Herr mit einem ſchneeweißen Barte, in der Hand ein Barbiermeſſer, und forderte den Soldaten auf ruhig ſtehen und ſich barbieren zu laſſen. Antwortete der Soldat: „Wart ein Weilchen, zuerſt kommſt du dran, du haſt es mehr vonnöten, denn ich.“ — Der alte Herr willigte in dieſen Vorſchlag ſofort ein und der Soldat nahm ihm flink den Bart ab. Als er fertig war, ſagte der Herr zu ihm: „Du haſt mich erlöſt,“ nahm ihn bei der Hand, führte ihn in einen tiefen Keller, zeigte ihm zwei große Fäſſer voll Geld und ſprach: „Dieſen ganzen Schatz vermache ich dir, nur mußt du mir noch eine Gefälligkeit erweiſen; hier hinter einem Steine im Keller liegt eine Menge Menſchen, die unſchuldig durch meine Hand ihre Tod gefunden; laß alle dieſe beſtatten.“ — Hierauf verſchwand der Geiſt und ließ ſich niemals wieder ſehen. —

## 51.

# Der Teufel dient einem Menschen.

Es war einmal ein armer Mann, der eine ganz ungewöhnliche Menge Söhne hatte und zudem in tiefer Armut sich befand. Damit er ihrer nicht gar zu viel über sich habe, schickte er einen und zwar den schlichtesten seiner Söhne, hinaus in die weite Welt. Als dieser die Wanderschaft antrat, hatte er nichts mehr mit sich als einen kleinen Laib Brod, und selbst um dieses kam der arme Junge. Es begegnete ihm nämlich ein ausgehungerter Teufel, der ihm das Brod wegstahl. Traurig wanderte der Aermste weiter, und sann nach, was er nun wohl essen werde, als ihm der Gedanke kam, der Teufel, von dem er bestohlen worden, müsse doch jemand untergeordnet sein und einen Herrn haben. Wie er sichs gedacht, so wars auch wirklich.

Nach einer Stunde schloß sich ihm ein fremder Mann an und erkundigte sich bei ihm, warum er so traurig sei. Und der Junge erzählte ihm den ganzen Sachverhalt, wie es sich in Wirklichkeit zugetragen. Der Herr gab ihm hierauf an, wo der Gebieter des bezeichneten Teufels zu finden sei

und geleitete ihn eine Zeit lang, bis sie am gewünschten Orte anlangten. Der Herr verließ da unseren Jungen, der nun beim Gebieter jenes Teufels, den Dieb seines Brodes verklagte. Der Gebieter ließ auf der Stelle den schuldigen Teufel vor sich rufen und befahl ihm: „Sogleich mußt du bei diesem Menschen als Diener eintreten und darfst ihn, so lange er lebt, niemals verlassen.“ Dann sagte er zu dem armen Burschen, er möge sich den Teufel sogleich mitführen. Der Bursche leistete ohne Weiteres dem Befehle des Gebieters des Teufels Folge und zog weiter.

Auf dem Heimwege gab der Teufel seinem neuen Herrn an, auf welche Weise er mit einem Schlage zu Reichtümern gelangen könne. Als sie daheim angekommen waren, schickte der Bursche gleich am nächsten Tage seinen Teufel auf Taglohn. Der Teufel war ein unermüdlicher Arbeiter, so daß sich alle Nachbarn darüber äußerst verwunderten. Ein Gutsherr in der Nähe hatte damals — es war eben ein sehr gesegnetes Jahr — soviel Frucht in Garben liegen, daß er gar nicht genug tüchtiger und starker Drescher auftreiben konnte. Er ließ also austrommeln, er sei bereit, dem Drescher, der die ganze Frucht binnen kurzer Zeit ausdreschen würde, soviel Frucht zu geben, als nur in einem Sacke Platz hätte. Jetzt schickte unser Bursche seinen Teufel zu dem Gutsherrn. Dieser nahm ihn als Arbeiter auf, und der Teufel drosch in drei Tagen die ganze Frucht aus. Nun eilte der Teufel nach Hause, borgte sich bei allen Weibern im Dorfe Blachen aus, deren er eine erstaunliche Menge auftrieb, nähte aus ihnen einen ungeheueren Sack zusammen und begab sich zu jenem Gutsherrn. Als ihn der Gutsherr mit einem so großen Sacke erblickte, fragte er ihn, wozu er ihn gebracht habe, und der Teufel antwortete: „Euer Gnaden haben ja nicht gesagt

oß der Sack ſein dürfe." — Unverweilt machte ſich
:ufel an die Füllung des Sackes und ſiehe da, der
Fruchtvorrat fand darin Platz. Der Gutsherr war
r ſehr bös geworden und ſchickte dem Teufel einen
nach. Der Teufel aber packte den Löwen beim
if und warf ihn als willkommene Zugabe mit in den
)inein. Als der Gutsherr ſah, dem Teufel ſei nichts
ıen, hetzte er ihm ein Wildſchwein nach. Sobald das
hwein in die Nähe kam, warf es der Teufel gleich-
n den Sack hinein. Hierauf ſchickte der Gutsherr
)iener auf einen ſteilen Berg, an dem der Teufel vor-
ißte, und befahl ihnen, wann der Teufel herankomme,
it einem großen Felsblocke zu zerſchmettern. Als der
an die betreffende Stelle gelangte, ließen die Diener
:lsblock auf ihn hinabkollern, der Teufel fieng ihn aber
ichts dir nichts auf, legte ihn ſich auf die Schulter und
weiter fürbaß. Jetzt mochte ihm der Gutsherr nie-
mehr nachſchicken, ſondern ſagte: „Hol ihn der Teufel
er Frucht." Der Teufel brachte die Frucht glücklich
)auſe und gab ſie ſeinem armen Herrn, der nun, plötz-
ich geworden, ſich eine Braut ſuchte und drei Wochen
heiratete. Den Teufel aber behielt er ſein Lebelang
h. —

## 52.

# Bauer und Jude.

Es war einmal ein Bauer, der nichts anderes als nur zwei Kälber ſein Eigentum nennen konnte. Er ſollte Steuer zahlen, wußte aber nicht womit; deshalb führte er ein Kalb auf den Markt und ſchlug es um fünf Gulden los. Auf dem Heimwege mußte er an einem Sumpf vorüber, dem ein fortwährendes Fröſchegequack entſtieg: „Quak, quak, quak.“ — Der Bauer blieb ſtehen und horchte auf. „Hm,“ ſagte er, „habe nur fünf Gulden bekommen und nicht acht.“ — Durch ſeine Stimme eingeſchüchtert, ſchwiegen die Fröſche einen Augenblick ſtille, dann aber verdoppelten ſie ihr Geſchrei: „Quak, quak, quak.“ — Erzürnt rief der Bauer aus: „Hab ich euch denn nicht ſoeben geſagt, daß ichs um fünf und nicht um acht verkauft habe? Was macht Ihr aus mir einen Narren?“ — „Quak, quak, quak,“ ertönte es zur Antwort aus dem Sumpfe. „O Ihr Teufelsbraten, ſagt ich euch denn nicht, daß ich nur fünf bekommen.“ — Nun zog er ſeinen Ueberrock aus und überzählte das Geld; nachdem er wirklich nur fünf Gulden

ſammengezählt, rief er aus: „Na, da könnt Ihr ſelbſt
chzählen, daß es nur fünf ſind“ und warf das Geld in
en Sumpf hinein. „Doch müßt Ihr mir das Geld ſo-
leich wieder zurückgeben.“ — Die Fröſche verkrochen ſich
chnell im Schlamme und gaben kein Geld zurück. End-
lich kehrte er des langen Wartens müde heim. Das erſte
Wort, das er von ſeinem Weibe hörte, war die Frage:
„Wo iſt dein Geld?“ — Nun erzählte er ihr, wie er an
einem Sumpfe vorbeigekommen, wo ihn eine Art grüner
Leute zum Beſten gehalten; er habe ihnen das Geld zum
Ueberzählen gegeben, aber nicht mehr zurückbekommen.
„Weißt du was?“ ſagte er zu ſeinem Weibe, „jetzt ſchlachte
ich das andere Kalb ab, was ſolls denn ſo allein da-
ſtehen? — Das Fleiſch verkauf ich, die Haut heben wir
uns auf.“ Und richtig ſchlachtete er das Kalb, zog die
Haut ab und hob ſie auf, das Fleiſch aber trug er in die
Stadt. Auf dem Wege begegnete ihm ein Rudel Hunde:
„O ihr lieben Viecher, ich weiß, ihr ſeid hungrig, hier habt ihr
Fleiſch, freßt euch ſatt; wer am meiſten an ſich reißt, der
ſoll auch das Kalb bezahlen.“ — Die Hunde zerrißen im
Nu das Fleiſch, vor allen anderen aber tat ſich ein großer
Fleiſcherhund hervor. „Gut“, ſagte der Bauer, „wart du
Teufel, du haſt das größte Stück verſchluckt, du ſollſt mir
uch blechen. Ich kenn dich ſchon, du gehörſt dem Fleiſchhauer
Ficko.“ — Jetzt ſuchte der Bauer den Fleiſchhauer Ficko
uf und ſagte zu ihm: „Zahl mir mein Kalb.“ — „Wann
ab ich von dir ein Kalb gekauft?“ fragte ihn verwundert
er Fleiſcher. „Ganz richtig, du haſt freilich keines von
ir gekauft, aber dein Hund hat mir eines aufgefreſſen.“
– Der Fleiſcher ergriff einen Stock und prügelte den
auer zur Thür hinaus. „Wart nur, wart, dir ſind ich
ch einen Herrn,“ ſagte der Bauer und gieng vor den

König. Dieſer König hatte aber eine Tochter, die in ihrem Leben noch nie gelacht, und ſo ſagte der König zu unſerem Bauer, er gebe ihm die Tochter zur Frau, wenn er ſie durch ſeine Erzählung zum Lachen reize. Der Mann fieng ſogleich an, der Königstochter die Geſchichte von den Fröſchen, dem Hunde und dem Fleiſcher zu erzählen, und die Prinzeſſin fand ſeine Erlebniße ſo drollig, daß ſie in ein unbändiges Gelächter ausbrach und ihr Thränen in die Augen traten. „Gut," ſprach der König, „du haſt ſie zum Lachen gebracht, ich gebe ſie dir zur Frau." — „Gebt mir lieber ein Geld", verſetzte der Bauer, worauf der König erzürnt zu ihm ſagte: „Wenn du ſie durchaus nicht magſt, ſo komm morgen zu mir, ich laſſe dir fünfhundert aufzählen." — Der Bauer verſtand blanke Thaler. Der König aber dachte an Stockſtreiche, weil ihn der Bauer durch die abſchlägige Antwort beleidigt hatte. Von der Zuſage des Königs vernahmen ein Soldat und ein Jude. Der Soldat ſagte zum Bauer: „Mein lieber Mann, gib mir einen Teil deines Lohnes, ich bin ein blutarmer Menſch." — Erwiderte der Bauer: „Gut, du bekommſt morgen zweihundert." Da fiel ihm der Jude ins Wort: „Ich bin bereit, dir die übrigen dreihundert in Groſchen ſogleich auszubezahlen." — Der Bauer willigte ein und empfieng ſeine dreihundert Thaler in Groſchen. Als er am nächſten Tag vor dem König erſchien, befahl ihm dieſer, ſich auf die Bank zu legen und ſeine fünfhundert Stockſtreiche zu empfangen. „Königliche Gnaden" entgegnete der Bauer, „ich habe kein Anrecht mehr darauf; denn dreihundert habe ich an einen Juden und zweihundert an einen Soldaten abgetreten. Der König befahl ſogleich, dem Juden dreihundert Stockſtreiche aufzuzählen, daß dieſer kaum vom Platze aufſtehen konnte, ſodann dem Soldaten zweihundert

der ertrug die Streiche mit mehr Faſſung; denn waren Stockſtreiche gar nichts neues mehr. Der ſetzte ſich in eine Kneipe, fieng an ſeine Groſchen erzählen und zog gegen den König und den Juden los. Jude war zufällig in der Nähe, hörte die Schmäh- mit an und eilte zum König, um den Bauer zu ver- . „Wart nur," dachte er ſich auf dem Wege, „dir zahl och zurück." — Der König befahl dem Juden, ihm den vorzuführen. Der Jude ruft den Bauer, doch dieſer ldigt ſich, er habe keinen anſtändigen Rock. Da m der Jude den eigenen Rock, damit er ihm nur Als ſie vor den König traten, fragte der König den : „Hör mal, iſts wirklich wahr, daß du gegen osgezogen?" — „Warum nicht gar," entgegnete der , „an dem allen iſt kein wahres Haar, der Jude iſt gner, der im Stande wär zu behaupten, der Rock, den n Leibe habe, gehöre ihm." — „So iſts ja auch," m der Jude ins Wort. „Freilich gehört der Rock — „Seht Ihr, König, wie er lügt," ſagte der Bauer ſolche Verlogenheit geriet der König in Zorn und n Juden ſo lange prügeln, bis dieſer tot liegen blieb, Bauer aber gab er fünfhundert Thaler ſtatt fünf- t Stockſtreiche. —

## 53.

# Die drei Brüder.

Ein Müller hatte drei Söhne, von denen man zwei als geſcheidt und einen als dumm betrachtete. Der eine Geſcheidte war Wagner, der andere Binder, während der Dumme zu Hauſe das Müllergeſchäft betrieb. Ihr Vater war ein armer Mann, deſſen ganzes Beſitztum die wenigen Habſeligkeiten in der Mühle und ein Stier auf der Weide ausmachten. Als der Vater ſeine letzte Stunde nahen fühlte, trat der älteſte Sohn an ihn heran und fragte, was er ihm vermache? Antwortete der Vater: „Den Stier.“ — Bald darauf rückte der mittlere mit derſelben Frage an ihn heran und erhielt dieſelbe Antwort. Nach einer Weil kam der dumme Sohn zum Vater und fragte ihn: „Lieb Vater, was ſoll ich denn von Euch erben?“ — Auch ih ſicherte der Vater den Stier zu und ſtarb gleich darau Nun giengen die Brüder an die Teilung der Erbſchaf Der älteſte ſprach: „Mir hat der Vater den Stier ve macht.“ — „Mir hat er ihn vermacht,“ behaupte der mittlere, und Dummrian verſetzte: „Auch mir h

ı der Vater vererbt.“ — So konnten ſie keinen Aus-
ich finden, bis ſie ſich dahin einigten, jeder ſolle einen
tall erbauen, und in weſſen Stall der Stier freiwillig
neingehen werde, dem müſſe der Stier gehören. Der älteſte
ruder ließ ſogleich Steine behauen und herſchaffen und
gte den Grundſtein zu einem prächtigen Stalle, der mitt-
ere beſorgte für ſeinen Stall Pfoſten, Balken und Dielen,
veil er ihn nur aus Holz zu errichten beabſichtigte. Während
die zwei emſig an der Vollendung ihrer Ställe arbeiteten,
machte ihr dummer Bruder den müßigen Zuſchauer und
lachte ſie weidlich aus. Als ſie mit ihren Ställen fertig
geworden, fragten ſie ihn, wann er ſeinen Stall in An-
griff zu nehmen gedenke. Er antwortete, bis ſich der Wald
belaubt. Als ſich der Wald beblättert, errichtete der
Dummrian einen Stall aus lauter grünen Zweigen und
Aeſten, und ſtatt eine Thüre anzubringen, befeſtigte er am
Eingange eine Blache. Die Brüder füllten die Krippen in
ihren Ställen mit duftendem Grummet und ließen die
Thüren weit offen, während der Dummrian die Blache ganz
infach bei Seite ſchob. Jetzt wurde der Stier aus des
aters Stall frei gelaſſen. Der Stier rannte ſchnurſtracks
r Hütte, woher ihm grünes Gezweige freundlich entgegen-
chte, das ihm nebſt Futter zugleich Abwehr gegen die
itigen Mücken bot. Da fieng Dummrian an zu ſchreien:
Nein iſt der Stier! mein iſt der Stier!“ — Der Stier
nnte erſchreckt aus der Hütte heraus und zum Stalle
s älteſten Bruders, der wieder ſeinerſeits aus voller
inge aufſchrie: „Mein iſt der Stier!“ — Jetzt erſchrak
r Stier vollends und rannte zur Laubhütte des jüngſten
ruders zurück. So wurde Dummrian Eigentümer des
tieres.

Einmal geſchah es, daß er ſeinen Stier in die Stadt

zu Markte trieb und die Brüder heimlich ihm folgten, um zu ſehen, was er mit dem Stiere anfangen werde. Dummrian geriet im tiefen Walde unter eine Buche, die ein heftiger Wind hin und herwiegte. Die Buche ächzte fortwährend „cik, cik.“ — „Alſo willſt du den Stier kaufen?“ fragte Dummrian. — „Cik,“ — „Ja, wie viel willſt du mir für ihn geben?“ — „Cik.“ — „Wie? Vierzig Gulden?“ — „Cik.“ — „Wie? — Nicht mehr als dreißig?“ — „Cik.“ — „Gut. Nicht wahr, Donnerstag kann ich mir das Geld abholen?“ — „Cik.“ — Dummrian band den Stier an die Buche und kehrte heim. Am nächſten Donnerstag gieng er zur Buche und fand nur noch die Knochen des Stieres, den mittlerweile Wölfe aufgefreſſen hatten. Er ſprach: „Wie ich ſehe, hat der Fleiſchhauer meinen Stier ſchon gekeult, ich bekomme mein Geld.“ — Frägt er die Buche: „Wo bleibt mein Geld?“ Die Buche gibt ihm keine Antwort, denn es war Windſtille. „Wie?“ rief Dummrian aus. „Den Stier haſt du mir abgenommen, Geld aber willſt keines hergeben. Na wart, ich geh nach Hauſe und hole mir eine Axt.“ — Er eilte heim, brachte eine Axt und hieb mit ihr in die Buche ein, aus deren hohlem Stamme plötzlich lauter Dukaten und blanke Thaler hervorquollen. Sorgfältig las er Stück für Stück auf und zog mit dem reichen Schatze heim. Sobald er zu Hauſe anlangte, fragten ihn die Brüder voll Verwunderung: „Woher haſt du dieſes viele Geld?“ — „Nun ja,“ antwortete er, „'s iſt der Erlös für meinen Stier.“ — Bald darauf verheirateten ſich die Brüder und erbaten ſich die Hälfte ſeines Geldes, und verſprachen ihm, ſtatt der Zinſen ihn lebenslänglich auszuhalten. Er borgte ihnen bereitwillig die verlangte Hälfte, und von nun ab lebten die Brüder gar flott für ſein Geld, während ſie das ihrige ſparten. Als

ıs ganze Geld durchgeklopft war, borgte er ihnen die ıdere Hälfte seines Schatzes. Jetzt wars mit der brüder=hen Freundschaft aus. Weder wollten sie ihn weiterhin rköstigen noch das geborgte Geld zurückerstatten. Nun af es sich gerade, daß im Kloster ein Frater starb und iemand bei dem Toten Leichenwächter sein mochte, ı daß man recht froh war, als sich Dummrian, ın die Not dazu drängte, freiwillig bereit erklärte, ie Nachtwache zu übernehmen. Seine Brüder hatten der einen schönen großen Birnbaum. Nachts trug ummrian den toten Frater auf den einen Baum nauf, hieng ihm einen Ranzen voll Birnen um und steckte m eine Birne in die Hand, hierauf weckte er den ältesten ruder auf mit der Nachricht, jemand plündere seinen irnbaum. Der Bruder eilte schnell in den Garten hinaus ıd rief hinauf: „Wie unterstehst du dich, auf meinen irnbaum zu steigen? hinab mit dir!“ und warf sogleich ı Holzscheit auf den Baum hinauf. Da rumpelte r tote Frater zur Erde hinab. Entsetzt rief Dumm=ın aus: „Ach und Wehe! was hast du getan? Einen ·ater hast du getötet; ich muß die Anzeige machen.“ :r Bruder fiel vor ihm auf die Kniee, beschwor ihn, ınen Mund zu halten und gab ihm das ganze Geld, s er von ihm geborgt, und auch das eigene dazu. ımmrian trug den Frater ins Kloster zurück und weckte : übrigen Klosterbrüder mit der Nachricht, der tote Fra=: sei davongelaufen und nun habe er ihn mit großer üh und Not wieder zurückgebracht. Gewaltiger Schrecken mächtigte sich aller Klosterbrüder, und alle verließen das oster. — In der folgenden Nacht trug Dummrian n Toten auf den Birnbaum des mittleren Bruders und :kte dann diesen auf. Auch dieser machte es so wie der

andere Bruder und gab sein ganzes Geld dem Dummrian, damit er von der Geschichte nur nichts ausplaudere. Dummrian trug den Toten wieder ins Kloster zurück und wurde wieder wie ehedem ein reicher Mann.

Weil er gar so reich war, beschloß er zu heiraten, doch er bekam von jedem Mädchen, einen Korb. Nun traf es sich, daß sich in einer Stadt eine junge blühendschöne und geistreiche Gräfin befand, bei der sich schon unzählige Freier, Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen eingestellt, doch war es keinem geglückt sie heimzuführen, weil ihr eben keiner auf ihre Fragen Stand halten konnte. Zu dieser machte sich Dummrian auf. Die Brüder rieten ihm, hübsch fein zu Hause zu bleiben und nirgends mehr hinzugehen; denn mag ihn nicht einmal eine Bauerndirne, so werde ihn gewiß eine Gräfin ausschlagen. Er solle sich lieber eine Beschämung mehr ersparen. Er war für ihre Reden taub und machte sich ohne weitere Bedenken auf den Weg. Auf der Straße fand er einen verendeten Spatzen; den hob er auf und steckte ihn in den Ranzen. Nach einer Weile fand er einen Pfropf; dachte er sich: „Mit einem Pfropf pfropfen die Leute ein Faß zu; bin ich doch jetzt mein eigener Hauswirt, kann dergleichen ganz gut noch mal verwerten“ und steckte den Pfropf in den Ranzen. Hierauf fand er einen Eisenreif und sagte sich: „Damit bindet man Fäßer ein, auch das kann ich brauchen“ und steckte den Reif in den Ranzen. Bald darauf fand er einen Kuhd .... und meinte: „Das braucht man beim Bestellen eines Ackers, auch das kann ich brauchen“ und steckte den D .... in den Ranzen. Als er in die Stadt in den gräflichen Palast kam, fragte er sogleich die Köchin: „Wo steckt das Fräulein?“ — Sie antwortete ihm: „Drinnen im Zimmer, was ist dein Begehren?“ — Ar=

:e er: „Ich bin auf Freiersfüßen.“ — Sie lachte da= r herzlich und entgegnete ihm: „Ich würde ihn ja !einen Preis mögen, geſchweige daß die Gräfin an einem äßlichen und zerlumpten Menſchen Gefallen finden ſollte; ›aren ſchon Fürſten und Grafen, aber ſie hat noch jeden ɹeſchlagen.“ — Er ließ ſich dadurch nicht im Geringſten ıutigen, ſondern beharrte bei ſeinem Vorſatze vorzu= chen. Als er ins Zimmer trat, fand er die ɹe Gräfin am Klavier. Er grüßte ſie: „Guten Tag, ılein, was fehlt Euch denn, daß Ihr ſo rot im Ge= ɛ ausſeht?“ — Antwortete ſie: „Mir brennt im . . . ein Feuer.“ — „O da hab ich ja einen Spatzen, können wir braten.“ — Antwortete ſie: „Die Fette t uns ausrinnen.“ — „Ich habe einen feſten Pfropf, treiben wir ein.“ — „Aber der A . . . . könnt zerſpringen.“ „Ich hab einen feſten Reif, den treiben wir an und Gefahr iſt vorgebeugt.“ — „Ja freilich, Ihr habt ı D . . . .!“ — „Ja, auch einen D . . . . hab ich, ılein!“ — So gab er ihr Schlag auf Schlag auf jedes t eine Antwort. Hierauf küßten ſie ſich und feierten : Zeit darauf ihre Hochzeit. —

## 54.

# Josef mit dem Säbel.

Es war einmal ein Schulmeister und eine Schulmeisterin, die hatten einen einzigen Sohn, Namens Josef. Der Schulmeister lebte nicht lange; denn da er sich bei den Choralgesängen mit seiner schwachen Stimme allzusehr anstrengte, um schön laut zu singen, mußte er in seinen besten Lebensjahren ins Grab sinken. Nach dem Ableben ihres Mannes führte die nunmehr verwittwete Schulmeisterin mit ihrem Sohne Josef ein recht kümmerliches Dasein. Einmal sprach Josef zu seiner Mutter, der Schulmeisterin: „Weißt du was? so kanns nicht mehr bleiben. Wir lassen alles hier im Stich uud ziehen in die Welt, um uns unser Brod zu verdienen. Schau mal, in einigen Tagen wird ein neuer Schulmeister und eine neue Schulmeisterin hier eintreffen, was fangen wir zwei dann an?“ — Die Schulmeisterin stimmte ihrem Sohne bei, packte ihre Siebensachen und zog mit ihm in die Welt aus, Dienst und Brod zu suchen. So wanderten sie fürbaß und gelangten in einen dicken Wald hinein, wo zwei Stunden weit

b zwei Stunden breit kein Haus ſtand. Sie irrten lange rum und gerieten in die Mitte des Waldes, wo ſie die unkelheit überraſchte, und ſo blieb ihnen keine andere ahl als im Walde zu übernachten. Sie giengen noch ine Weile weiter, bis ſie unter einen großmächtigen uralten aum kamen, und da ſagte die Schulmeiſterin zu ihrem Sohne oſef: „Hör mal, ich kann nicht mehr weiter; die Füße un mir ſo weh, daß ich kaum einen Schritt mehr machen ann; laß uns unter dieſem Baume Raſt halten, dann können ir morgen mit neuen Kräften geſtärkt wieder aufbrechen.“

Während ſich die Schulmeiſterin auf welkes Laub hin- legte und in tiefen Schlaf verſank, kniete Joſef an ihrer Seite und betete inbrünſtig. Lautloſe Stille herrſchte rings- umher, deutlich konnte Joſef jeden Atemzug ſeiner Mutter unterſcheiden und ſchweigend ſtarrte er in die dunkle Nacht inaus, als er plötzlich einen leuchtenden Dornbuſch erblickte, er ganz in Flammen ſtand, in deren Mitte er deutlich inen goldenen Säbel unterſcheiden konnte. Schnell ſpringt oſef auf, eilt zu dem Dornbuſch und zieht den Säbel aus em Feuer heraus und will ihn am Gürtel befeſtigen, ls ihm eine Aufſchrift auf der einen Seite des Säbels in ie Augen fällt; da ſtand nämlich aufgeſchrieben: „Wer dieſen äbel findet, wird ſein Lebelang der glücklichſte Menſch uf Erden ſein. Will er etwas eſſen oder trinken, braucht : nur mit dem Säbel auf die Erde zu ſchlagen, und im lben Augenblicke werden Speiſen und Getränke in Hülle nd Fülle erſcheinen. Er wird Alles beſiegen, ihm wird lles untertan ſein: Räuber, Diebe, Wölfe und Haſen.“ — a dachte ſich Joſef: „Nun werd ich mit meiner ſüßen utter ein Wohlleben führen,“ und eilte ſchnell wieder an n Ort, wo er ſeine Mutter zurückgelaſſen, um zu ſehen ) ſie noch lebe oder ſchon von Räubern getötet worden.

Er beflügelte seine Schritte, und, o Jammer! findet seine Mutter von Räubern getötet. Mit blutendem Herzen gieng er weiter in den Wald hinein und dachte sich: „Gott ist gut, er hilft mir aus allen Nöten, wenn mich Gefahr und Drangsal überfallen.“ — Dann sagte er: „Wen brauch ich noch fürder zu fürchten? — Ich habe einen Säbel, mit dem ich alle Räuber töte, wenn sie mir zu Gesicht kommen, so räch ich meine Mutter!“ — Nach einer Weile gelangte er an ein Räuberhaus, aus welchem ein Licht weithin einen hellen Glanz ausstrahlte. Mutig näherte er sich diesem Hause, trat an die Hausthür und klopfte an, da rief ihm ein Mädchen von drinnen zu: „Bleib draußen! — Nun überlegte er sich die Geschichte und sagte vor sich hin: „Zum Kukuk, soll ich draußen bleiben und mich von Wölfen fressen lassen?“ — Dieser Gedanke machte ihn erbeben und zornig rief er aus: „Just nicht, ein Wolfsd . . . . !“ — Nun öffnete das Mädchen die Thür, um den kühnen Wanderer zu sehen, sah ihn schön gekleidet und sagte: „Mein lieber Herr, was suchen Sie da? — Trachten Sie schleunigst aus diesem Walde zu kommen, Sie haben ohnehin nicht mehr weit bis zur Lichtung; hier hausen Räuber; wenn sie den Herrn hier in ihrem Heime antreffen, so ist Ihr junges Leben verloren!“ — Antwortete er diesem Mädchen: „Meinetwegen brauchst du nicht im Geringsten besorgt zu sein; mit diesem Säbel will ich sie alle insgesammt überwältigen.“ Sprach sie: „Also bleib hier. Ich bin unschuldig, wenn dich die Räuber umbringen.“ — Es verstrich nicht lange Zeit, als die Räuber eintrafen; Josef schlug sie alle tot und heiratete später das Mädchen, mit dem er viele Jahre in Glück und Frieden lebte, bis sie beide mit dem Tode abgiengen.

## 55.

# Vom Burſchen, der ſich auf Zigeunerſtreiche verſtand.

Es war einmal ein Lehensbauer, der hatte drei Söhne. Dieſer Lehensbauer gieng täglich zu ſeinem Grafen in Taglohn. Einmal fragte ihn der Graf, was denn ſeine Söhne für ein Geſchäft betreiben. „Ach," antwortete der Bauer, „der eine iſt Schuſter, der andere Schneider und der dritte — na, das kann ich vor Scham nicht erzählen." — „Nur heraus damit, er braucht ſich vor mir gar nicht zu ſchämen." — „Ach, er hat Zigeunerſtreiche ausgelernt." — „Nun gut," ſagte der Graf, „wenn er ſein Gaudiebshandwerk ordentlich verſteht, ſo ſoll er mir heut Nacht mein Leibpferd ſtehlen. Gelingt ihm der Streich, ſo bekommt er zweihundert Gulden, und das Pferd bleibt ihm; wenn nicht, ſo muß er baumeln." — Voll Betrübnis ſchlich ſich der Bauer heim und erzählte ſeinem Sohne des Grafen Befehl. Antwortete der Sohn: „O mein lieb Väterchen, das iſt für mich ein Kinderſpiel." — Inzwiſchen ſtellte der Graf zwei handfeſte Burſchen als Wächter auf. Der eine mußte das Pferd am Zaume, der andere am Schweife

festhalten. Der Zigeuner aber verkleidete sich als Bettler und nahm zwei Fäßchen Branntwein mit, weil er in der Meinung war, es werden ihrer mehr Wache stehen. Nachts kam er in den Stall und sagte, der Graf habe ihn geschickt, damit auch er auf das Pferd Acht gebe, zudem schicke er ihnen den Branntwein, damit sie sich durch Trinken die Zeit vertreiben und sich vom Schlaf nicht übermannen lassen. Die Diener waren hocherfreut über den Branntwein, und es fiel ihnen nicht im Entferntesten ein, die Wahrheit der Worte des Bettlers in Zweifel zu ziehen. Um Mitternacht, drängte der Bettler am meisten zum Trinken, bis die Diener vollständig berauscht, in tiefen Schlaf verfielen. Da schnitt er den Zaum ab und gab dem einen Diener einen Stock in die Hand, dem anderen wieder entwand er den Schweif des Pferdes und preßte ihm einen Besen in die Hand; dann führte er das Pferd ruhig zu sich nach Hause. Am nächsten Tag in der Früh kam der Bauer wie gewöhnlich zur Arbeit, und der Graf fragte ihn: „Was treibt dein Sohn zu Hause?“ — „Nun, er striegelt sein Pferd,“ entgegnete der Bauer. Jetzt erst fiel dem Grafen der gestrige Handel ein und er eilte schnell in den Stall und sah die schlafenden Diener, den einen mit dem Besen, den anderen mit dem Stock in der Hand. Im ersten Augenblicke wußte der Graf nicht, ob er lachen oder sich ärgern solle, Abends aber sagte er zum Lehensbauer: „Du, wenn dein Sohn das Leintuch nicht stiehlt, auf welchem ich heute Nacht schlafe, so muß er baumeln; wenn ihm aber der Streich gelingt, so gehört das Leintuch ihm, und ich gebe ihm noch zweihundert Gulden darauf.“ — Der Vater erzählte es zu Hause, und der Sohn gieng sogleich fort und kaufte Brauhaustreber. Nachts lag die Gräfin schon im Bett und schlief fest, als sich der Zigeuner ins Zimmer schlich. Mit unhörbar leisen

chritten näherte er ſich dem Bette und ſtreute rings um
e Gräfin herum die Treber, dann kroch er unters
ett. Die Treber war ſchon alt und verbreitete einen
erträglichen Geſtank, als daher der Graf nach einer
eile ins Zimmer trat, um ſich zur Gräfin zu legen, drang
m der widerliche Geruch in die Naſe. Er ſchaute ſich zwar
n Unflat näher an, kam aber nicht darauf, was es ſei,
d ſo rüttelte er die Gräfin auf. „Zum Teufel,“ rief er aus,
as haſt denn getrieben, daß du das ganze Bett beſudelt
ſt?“ — Die Frau zog ſchnell das Leintuch ab und ſchleu-
rte es in den Winkel zur Thüre. „Halt, nicht dorthin;
r Zigeuner kommt und ſtiehlts. Unters Bett damit.“
- „Du haſt Recht, Mann,“ ſagte die Gräfin, hob das
intuch auf und warfs unters Bett. Kaum waren der Graf
d die Gräfin eingeſchlafen, kroch der Zigeuner unter dem
ett hervor und machte ſich ſchleunigſt aus dem Staube.
m nächſten Morgen fragte der Graf den Bauer, was denn
in Sohn zu Hauſe treibe. „Ach,“ erwiderte der Bauer,
r wäſcht da ein beſudeltes Leintuch.“ — Schnell eilte
r Graf auf ſein Schlafzimmer, und richtig, das Leintuch
ar verſchwunden. „Dein Sohn muß mir meinen Verlo-
ngsring vom Finger ſtehlen,“ befahl Abends der Graf
m Bauer. Der Zigeuner war in ſeiner ganzen Geſtalt
m Dorfpfarrer ähnlich und verſtand es trefflich dieſem nach-
ahmen. Deshalb legte er des Pfaffen Gewand an, das
in aller Eile noch ſtahl, und begab ſich ſo verkleidet in
n gräflichen Garten, wo ſich der Graf Abends zu ergehen
legte. Sie knüpften ein Geſpräch an, kamen auch auf
n Zigeuner zu ſprechen, und der Graf erzählte ihm die
eſchichte vom Ringe. „So gebt mir den Ring zur
ufbewahrung,“ ſagte der Zigeuner, „bei mir wird er ihn
wiß nicht ſuchen.“ Ahnungslos überreichte ihm der Graf

den Ring, und der Zigeuner entfernte sich und legte des Pfarrers Gewand wieder dorthin, woher ers genommen.

Am anderen Tag fragte spöttisch der Graf seinen Lehensbauer: „Nun womit beschäftigt sich dein Sohn?“ — „Ach, er putzt einen Ring.“ Der Graf war fest überzeugt, der Pfarrer stecke mit dem Zigeuner unter einer Decke, ließ ihn sogleich zu sich rufen und machte ihm bittere Vorwürfe, weil er den Ring aus der Hand gegeben. Der Pfarrer stand da wie aus den Wolken gefallen und beteuerte bei Leib und Leben, er wisse von der ganzen Geschichte nicht eine Silbe. Der Graf hielt sein Läugnen nur für Verstocktheit und ersann etwas, um den Pfarrer zu züchtigen. „Der Zigeuner hat mich um den Ring gebracht, er wird auch dies ausführen können,“ dachte er sich, ließ den Zigeuner selbst vor sich rufen und sagte zu ihm: „Wenn du den Pfarrer splitternackt in meinen Saal schaffst, bekommst du noch tausend Gulden.“ — Antwortete der Zigeuner: „Soll geschehen.“ — Der Zigeuner machte sich gleich auf den Weg zum Fluß, fieng eine große Menge Krebse, kaufte bei einem Lebzeltner eine Menge Wachslichtel und begab sich unbemerkt in die Kirche. Dort klebte er auf jeden Krebs ein Kerzlein, zündete es an und ließ den Krebs frei. Die Dunkelheit war schon angebrochen und die Krebse schlurrten in der Kirche wie Geister herum. Vor die Kirchenthüre legte er noch einen großen, langen Sack, stellte sich dann auf den Hochaltar hinauf und wartete der kommenden Dinge. Als der Pfarrer zum Ave Maria-Geläute in die Kirche beten kam, ließ sich der Zigeuner vom Altar herab vernehmen: „Wer in den Himmel kommen will, werfe das irdische Gewand ab und krieche in den Sack dort hinein.“ Der Pfarrer hörte diese Worte und dachte sich: „Eine so schöne Gelegenheit in den Himmel zu kommen, dürfte nicht

ld ſich wiederfinden, alſo ſchnell in den Sack hinein.“ —
n Nu war er drinnen; der Zigeuner ſtieg ſchnell vom
tar herab und band den Sack feſt zu. Dann lud er ihn
f den Rücken, gieng ins Schloß und ſchleifte den Sack
er die Treppe hinauf in den Saal, der feſtlich beleuchtet
ar und wo eine Menge hoher Herrſchaften darauf wartete,
n Pfarrer in ſeiner ganzen Nacktheit zu ſehen. Der
igeuner band den Sack auf, der Pfarrer lugte heraus,
h alles hell erleuchtet, dachte, er ſei wirklich im Himmel
igelangt, und kroch ſchleunigſt aus dem Sacke heraus. Die
erren brachen bei ſeinem Anblick in ein ſchallendes Ge-
chter aus. Sofort erkannte der Pfarrer den Ort, wo er
h befinde und verkroch ſich unterm Tiſch. —

Nach einiger Zeit brauchte der Zigeuner Geld und
rderte vom Grafen den verſprochenen Lohn. Der Graf,
r keineswegs gewillt war, ſoviel Geld dem Zigeuner aus-
zahlen, ſann nach, wie er dem Zigeuner, ohne ihm zu zahlen,
imleuchten könnte. Er unterrichtete nun ſeinen Iſpan
t den Binder, was ſie zu tun hätten, wann der Zigeuner
me. Doch der Zigeuner erfuhr, wie man ihm mitzu-
ielen beſchloß. Das Kammermädchen nämlich, das ihn
)r liebte, hatte ihm die ganze Abmachung verraten. Als
r beſtimmten Stunde der Zigeuner kam und den Grafen,
r ſich verſteckt hatte, nicht fand, fragte er den Iſpan:
Bo iſt denn der Graf?“ — Sagte der Iſpan: „Geh zum
nder, der wird dir ſchon ſagen, wo der Graf iſt.“ —
ſo gieng der Zigeuner zum Binder in den Keller hinab
d fragte ihn, wo der Graf ſei; doch der Binder herrſchte
n an: „Was willſt du von ihm?“ — Antwortete er:
Bas ich will? Geld will ich haben.“ — Statt jeder Ant-
ort ergriff der Binder einen bereit gehaltenen Stock und
hlug auf den Zigeuner los, der indeſſen ſchnell die Zapfen

aus zwei neben einander liegenden Fässern herausriß und damit auf den Binder loshieb. Wie der Binder den Wein aus den Fässern herausströmen sieht, springt er schnell zu den Fässern hin und verstopft mit jeder Hand einen Spund, während der Zigeuner wie blind auf ihn Schläge regnen läßt. Der Binder fängt zu schreien an: „Wehe, wehe mir, kommt mir zu Hilfe!“ und der Graf, der von der Kellerstiege das Geschrei hörte und in der Meinung war, der Binder bläue den Zigeuner durch, rief hinab: „Geschieht dir Recht, so hab ichs wollen, nur zu, nur zu!“ — Nachdem der Zigeuner den Binder blau und braun geschlagen, nahm er ein halbes Kalb, das noch blutig in den Keller gelegt worden, damit sich das Fleisch frisch erhalte, und warf es über die Schultern und zwar mit dem blutigen Teil nach rückwärts. Als er das Schloß verließ, erblickte ihn der Graf, wie er so zerschunden und blutig aussah, und rief ihm nach: „Aha, wie blutig der Kerl ist; Recht ist dir geschehen; jetzt trag ruhig heim, was du bekommen!“ — Der Zigeuner hörte diese Worte, drehte sich um und sagte: „Ich habs ja nicht bekommen, ich hab mirs selbst genommen.“ — Als der Graf diesen neuen Streich erfuhr, erstaunte er über des Zigeuners Meisterschaft, zahlte ihm das ganze Geld aus und gab ihm noch mehr darauf, so daß der Zigeuner sein Schuldner wurde. —

## 56.

# Folglich ſind wir einander gleich.

Es war einmal eine Bäuerin in Steiermark, die dem Trunke außerordentlich ergeben war, und ſie trank nicht bloß Wein, ſondern auch jedes andere Getränke, nur vor dem Waſſer hatte ſie einen unüberwindlichen Abſcheu. Einmal gieng ſie zeitlich in der Früh zur Morgenmeſſe. Der Weg führte an einer Schenke vorbei, das Weib konnte es nicht über ſich bringen nicht einzukehren, um ſich ein Seitel Branntwein und eine Semmel geben zu laſſen. Sie ließ ſich mit anderen ihresgleichen in ein Geſpräch ein und goß dabei den Branntwein in die Semmel. Auf einmal bemerkte ſie, daß die Semmel den ganzen Branntwein aufgeſogen und rief aus: „O du durchtriebene Zigeunerin, wie haſt du dich unterſtanden, mein ganzes Bischen Schnaps auszuſaufen; na wart nur, wart, kannſt du ein Seitel austrinken, ſo kann ich doch wohl auch eins zwingen.“ — Jetzt ließ ſie ſich ein zweites Seitel geben, trank es langſam aus und aß dazu die Semmel, ſo daß ſie ſchon in aller Früh ihre zwei Seitel im Leibe hatte. So gieng ſie gut

geſtellt in die Kirche. Da erblickte ſie das Standbild der heiligen Jungfrau Maria, näherte ſich ihm und ſagte: „Hm, ich weiß nicht recht, ob du dich um mich, oder ich mich um dich drehe, — (bei dem Weibe drehte ſich ihr ſchon alles im Kopfe) — hm, du heißt Maria, ich heiße auch Maria, folglich ſind wir einander gleich; du haſt einen Sohn, ich hab auch einen Sohn, folglich ſind wir einander gleich; dein Sohn wurde auf Stroh, meiner auch auf Stroh geboren, folglich ſind wir einander gleich; dein Sohn ſaß im Gefängniß, meiner im Zuchthaus, folglich ſind wir einander gleich; dein Sohn wurde gegeißelt, meiner geſtäupt, folglich ſind wir einander gleich; deinen Sohn hat man ans Kreuz genagelt, meinen auf den Galgen gehängt, folglich ſind wir einander gleich; nun ja, Maria, was glotzſt du mich ſo an? — Es iſt ja alles wahr, was ich dir erzähle.“ —

## 57.

# Vom Jungen Nimmerſatt.

Bei einer Hausfrau diente einſt ein Junge, der lles Eßbare, was er unter die Hand bekam, in ſeinen Nagen hinabbeförderte. Er ſtöberte ſo lange in der Speiſekammer herum, bis er etwas Genießbares auf- hnupperte und ruhte nie eher, bevor er alles weggeputzt. ie Frau hatte einen Topf voll eingekochtes Obſt, und da gte ſie zum Jungen, in der Befürchtung, er werde ſonſt s Eingekochte aufeſſen und ſie hätte keine Füllung für s Gebäck: „Mein lieber Junge, du haſt mir alles auf- geſſen, nur dieſes nicht, als wenn du gewußt hätteſt, ß es Gift iſt; ſiehſt du, wie Gott gut iſt, er hat dich vor behütet. Ein Löffel voll von dieſem Gebräu zieht n augenblicklichen Tod nach ſich. Alſo iß nicht davon u könnteſt daran ſterben.“ — „Gut“, antwortete der unge. Am nächſten Sonntag machte ſich die Frau auf, n zur Meſſe zu gehen und ſagte zum Jungen: „Koch ie Suppe und das Fleiſch und brat mir dieſe Ente. ir wollen ſie uns zu Mittag gut ſchmecken laſſen. Wann

ich zurück bin, muß alles fix und fertig sein." — „Gut, es soll alles geschehen," antwortete der Junge. Als die Frau fort war, kochte der Junge zuerst die Suppe und das Fleisch, dann steckte er den Braten an den Spieß. Als sich schon ein schönes Häutchen um den Braten gelegt, dachte sich der Junge: „Brät sich ein anderes an", und aß die Haut ab. Er drehte lange den Braten, aber eine zweite Kruste wollte sich durchaus nicht bilden. Wie er diese Wahrnehmung machte, dachte er sich: „Kommt die Frau nach Hause, regnets auf mich Prügel" und fieng an nachzusinnen, wie er sich den Schlägen entziehen könnte. In seiner Verzweiflung fiel ihm der Topf mit Gift ein, von dem gestern die Frau gesprochen. Kurzweg entschlossen gieng er in die Speisekammer, aß das eingekochte Obst auf, hockte sich dann in einen Winkel und wartete auf den Tod. Inzwischen kam die Frau nach Hause und fuhr ihn zornig an: „Was hast du mit dem Braten angefangen?" und wollte ihn tüchtig durchbläuen. „Ach," bat er sie, „lasst mich, liebe Frau, in Ruh, ich muß ja ohnehin augenblicklich sterben, ich hab das ganze Gift aufgegessen." — Die Frau mußte darüber herzlich lachen und verzieh ihm den Streich, Braten und eingekochtes Obst waren aber weg. —

58.

## Vom Weibe, das ſich den Afterdarm mit eingeſponnen.

Einſt hatte eine Mutter eine Tochter, die um keinen Preis ſpinnen lernen wollte und gar oft deshalb Schläge bekam. So traf es ſich wieder einmal, daß die Mutter ihre Tochter züchtigen wollte, doch das Mädchen entwiſchte zur Thür hinaus, die Mutter hinterdrein, und ſo jagten ſie ſich um das Haus herum. Gerade zur ſelben Zeit kam ein Herr des Weges und fragte die Mutter: „Ja ſagen Sie mir doch, warum treibt Ihr euch mit dem Mädchen herum?“ — „O, fragt lieber gar nicht,“ antwortete die Frau und wollte die Wahrheit nicht geſtehen; denn ſie ſchämte ſich in ihrem Innerſten, daß ihre Tochter, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, nicht ſpinnen könne. Der Herr drang in ſie, ihm den Grund anzugeben, und endlich ſagte die Mutter: „Wie ſollte ich nicht böſe werden, ſie will mir das Stroh vom Dach wegſpinnen; denn ſie iſt eine ganz verſeſſene Spinnerin; für die kann man nie genug Spinnhaar beſchaffen.“ Da ſagte der Herr: „So gebt ſie mir zur Frau, wenn ſie eine gar ſo

verſeſſene Spinnerin iſt.“ — Die Frau mochte ſich ſelbſt nicht Lügen ſtrafen und gab ihm die Tochter. Die Hochzeit fand bald ſtatt und das Mädchen wurde die Gattin des Herrn. Zu ihrem größten Glücke gab es in dem neuen Hausweſen noch kein Spinnrad, und der Mann wartete auf den Jahrmarkt im nächſten Dorfe und machte ſich am beſtimmten Tage auf den Weg, um ein neues Spinnrad zu kaufen. Als der Mann auf den Markt fort war, überfiel die junge Frau große Niedergeſchlagenheit, weil ſie ſich aufs Spinnen überhaupt nicht verſtand, während ſie von der Mutter als eine vorzügliche Spinnerin verſchrieen worden. Nach einer Weile kam eine alte Bettlerin um ein Almoſen bitten und fragte, als ſie die Frau tief betrübt ſah, was ihr denn fehle, und erhielt zur Antwort: „Ach, was ſoll ich euch mein Leid klagen, Ihr könnt mir ja doch nicht helfen.“ — Doch die Bettlerin entgegnete: „Vielleicht weiß ich doch eine Abhilfe, nur heraus mit dem Kummer.“ — Nun erzählte ihr die Frau, in was für einer Klemme ſie ſtecke. Lachend erwiderte die Bettlerin: „O, dem iſt doch leicht abzuhelfen. Gebt mir ein gutes Trinkgeld, ein Brodkörbchen und ein Ei; ich gehe dann fort und glaubt mir, Ihr werdet nie zu ſpinnen brauchen; ſagt mir nur, von welcher Seite Euer Gemahl kommt.“ — Die Frau gab ihr das Geforderte, und die Bettlerin begab ſich auf die bezeichnete Straße, wo der Herr vorbeiziehen mußte. Als ſie ſeiner anſichtig wurde, legte ſie das Ei ins Körbchen, ſetzte ſich mit nacktem Hintern darauf, fieng an jämmerlich zu wimmern und bat den herannahenden Herrn um eine Gabe. Als er bei ihr war, fragte er ſie: „Was fehlt dir denn, daß du ſo jammerſt?“ — „Ach“, entgegnete ſie, „ich habe mir den Afterdarm mit eingeſponnen: Ich war ſeit jeher eine verſeſſene

erin und hab jetzt die Beſcheerung.“ — Der Herr
einen Augenblick nach, reichte der Bettlerin einen
n zum Dank für ihre Mitteilung, nahm das Spinn-
om Wagen herab und zerſchlug es in hundert kleine
. —

## 59.

# Durilo und Gurilo.

Es waren einmal zwei Hinterwäldler, Namens Gurilo und Durilo, die giengen einmal zuſammen Maulbeeren eſſen. Durilo ſagte: „Ich kann aber nicht auf den Baum hinaufklettern, ich fürchte herabzufallen,“ doch Gurilo munterte ihn auf: „Geh, ſteig nur hinauf, und fällſt du herab, ſo ſpring ich dir nach.“ — Alſo kletterte Durilo hinauf und hinterdrein Gurilo und ſie aßen ſich an den ſchönen Maulbeeren ſatt. Da ſagte Durilo: „Ach, ich ſehe eine ſo ſchöne Beere die muß ich haben.“ Kaum hatte er das Wort über die Lippen gebracht, als die Maulbeere herabfiel, er wollte ſie erhaſchen, griff fehl, verlor das Gleichgewicht und purzelte vom Baum auf die Beere hinab. Wie dies Gurilo ſah, ſprang er ihm als Mann von Wort nach, und fiel ihm gerade auf den Nacken. „Verfluchte Seele“, rief Durilo aus, „ich will nicht eher mehr auf einen Baum hinauf, bis ich ordentlich klettern kann!“ —

## 60.

# Der Jäger.

Es war einmal ein Jäger, der hatte drei Hunde; r erſte hieß: „Renneſchnell“, der zweite: „Fangdenhaſen,“ r dritte: „Ichweißesbeſſer“. Einmal zog der Jäger auf e Jagd und rief den erſten Hund Renneſchnell, den zwei= ı Fangdenhaſen und dann den dritten — zum Henker, e hieß doch der dritte? — Der Zuhörer: „Ichweiß= beſſer“ — Der Erzähler: „So erzähl du weiter, wenn ıs beſſer weißt.“ —

61.

## Eine kurze Mär.

Ein Ungar gieng einſt über einen Bach. Der Mann hatte einen Lodenrock mit kurzen Aermeln an. So lang als die Aermel waren, ſo lang iſt auch dieſe Mär. Wären die Aermel länger geweſen, ja, dann wär auch dieſe Mär um ſoviel länger. —

## 62.

# Die merkwürdige Geſchichte.

Mütterchen, Mütterchen, geh, erzähl mir doch eine öne Mär!

— Gut. Magſt hören die Mär vom ſchwarzen iren und vom Gelſenwidder? Es iſt eine gar traurige är.

— Ach ja, ja!

— Ich ſagte nicht: „ach ja, ja!“ ſondern: „magſt iren die Mär vom ſchwarzen Bären und vom Gelſen=idder?“

— Ja freilich, erzähl ſie mir nur geſchwind!

— Ich ſagte nicht: „ja freilich, erzähl ſie mir nur eſchwind,“ ſondern: „magſt hören die Mär vom ſchwarzen ären und vom Gelſenwidder?“

— O liebe Mutter, wenn du nicht gleich erzählſt, ng ich zu weinen an!

— Nicht wahr, die Geſchichte iſt traurig, doch ich ſagte icht: „O liebe Mutter, wenn du nicht gleich erzählſt, fang ch zu weinen an!“ ſondern: „magſt hören die Mär vom hwarzen Bären und vom Gelſenwidder?“

— Magſt hören die Mär vom ſchwarzen Bären und dem Gelſenwidder?

— Siehſt du, jetzt weißt du ſchon die Hauptſache, nun kommt aber der Schluß:

„Der ſchwarze Bär und der Gelſenwidder,
Der Gelſenwidder und der ſchwarze Bär,
Die konnten einander nicht leiden,
Drum endet ſo ſchnell auch dieſe Mär!“

— Schon aus?!

## 63.

# Die Brücke.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen erwachſenen Sohn. Einſt ſagte der Greis zu ſeinem Sohne: „Mein liebes Kind, du biſt jetzt ſchon groß und ſtark genug, du kannſt dir ſchon auf eigene Fauſt dein Brod verdienen, zieh in die Welt und ſuche dir einen Dienſt.“ Und der Junge zog in die Welt und kam in ein großes Dorf, wo er bei einem reichen Bauer als Schafhirte in Dienſt trat. Er mußte in der Frühe zeitlich die Schafe auf die Weide treiben; die Heerde war unendlich groß; das ganze Tal war voll Schafe. Nun befand ſich der Weideplatz jenſeits des Flußes. Unglücklicherweiſe aber hatte Nachts ein großer Sturm die Brücke, die über den Fluß führte, zerſtört, und nur ein ſchmales Brett war übriggeblieben. Das Brett war aber ſo ſchwach, daß es nur je ein Schaf betreten durfte. Dem Hirten blieb daher nichts anderes übrig, als ein Schaf nach dem anderen langſam über das Bret auf das andere Ufer hinüberzutreiben. (Der Erzähler ſteht auf und macht Miene fortzugehen.)

Die Zuhörer: Ja, was ist weiter geschehen? Erzähl doch weiter!

Der Erzähler: Wartet, bis der Hirte alle Schafe hinübergetrieben.

Die Zuhörer: Ja, wann wird denn das sein?

Der Erzähler: Bis kein Schaf mehr auf diesem Ufer sich befinden wird.

## 64.

# Weshalb der Mond zu- und abnimmt.

Der heilige Elias hatte einmal lange Weile und gieng spazieren. Da kam er ans Gestade des Meeres, setzte sich dort nieder, saß da drei Tage lang und, weil er hungrig wurde, fieng er an langsam die Krebse aus dem Meere aufzuessen. Sie mundeten ihm so gut, daß er beinahe alle aufaß. Doch Gott wollte dies nicht geschehen lassen und ließ deshalb einen großen Sturm entstehen, der den heiligen Elias in die Höhe hob. So reiste der Heilige dreimal drei Tage lang, bis er endlich Nachts auf dem Monde anlangte. Und Gott strafte ihn, daß er die ganze Nacht aufs Meer hinabschauen muß, wie die Krebse im Meere wachsen. Nun bekam der heilige Elias so großen Hunger, daß er Stück für Stück vom Monde abbiß und hinunterschluckte, und wenn Gott der Herr nicht so gnädig gewesen wäre, es so einzurichten, daß der Mond immer zunehme, wäre der heilige Elias, nachdem er den Mond gegessen, vor Hunger gestorben und auf die Erde herabgefallen und in tausend Stücke zerschellt. Doch Gott der Herr schonte seiner

und verſetzte ihn auf den Mond; denn der heilige Elias würde ſonſt alle Krebſe des Meeres aufgegeſſen haben und ein anderer hätte dann das leere Nachſehen gehabt. Alſo nimmt der Mond zu oder ab, je nachdem der Heilige ißt oder verdaut.

65.

## Graf und Hirt.

Es war einmal ein sehr reicher Graf, der nahm
te große Laus, tat sie in einen Topf hinein und fütterte sie
lange, bis sie die Größe eines Frosches erreichte. Nun
) er viele Herrschaften zu einem Mittagsmale ein und
lärte: „Wer da errät, was für ein Tier ich hier habe, be=
nmt meine Tochter zur Frau und noch dazu die Hälfte
ines ganzen Besitztumes.“ — Mit diesen Worten hob er
ı Deckel vom Topfe ab und zeigte den Gästen die Laus,
h keiner wußte, was das für ein Tier sei. Dann ließ
der Graf im Zimmer frei herumgehen und die Laus
kroch sich in einem Winkel. Die Gäste aber sagten:
twas ists und bewegen tut es sich auch, doch was es ist,
ɜ wissen wir nicht.“ — Ein andermal trafen noch mehr
ɾren ein, um zu raten und unter ihnen auch ein Hirten=
ıbe. Als Niemand das Richtige erraten konnte, sagte
· Hirte: „Laßt mich mal zu, vielleicht komm ich drauf.“
Der Graf willigte ein und zeigte ihm das merkwürdige
er. Als der Knabe auf dem Rücken des Tieres das

Zeichen des Teufels bemerkte, erklärte er, das müſſe eine Laus ſein. Doch der Graf wollte ihm nicht gleich die Tochter geben, ſondern ſagte, er, der Hirte müſſe vorerſt zwei Tage in einer Kammer zubringen, wo ein Bär eingeſperrt war. —

(Der Reſt des Märchens deckt ſich inhaltlich vollſtändig mit dem vom Grafen und dem Bauernſohn, vgl. No. 20, S. 58—60.)

## 66.

# Bei Tag ein Igel, bei Nacht ein Graf.

Es war einmal ein Graf, der hatte drei Töchter. Einal erhielt er den Befehl, er habe ins Lager einzurücken. evor er auszog, fragte er ſeine Töchter, was er ihnen ohl bei ſeiner Rückkehr aus dem Lager mitbringen ſolle. Die teſte wünſchte ſich ein Tuch, die mittlere ein neues Kleid, und e dritte meinte, der Vater ſolle ihr ein Sträuschen Blumen nach Hauſe bringen. So zog er ins Lager und trat, chdem er einige Monate daſelbſt zugebracht, wieder den imweg an, vergaß aber ganz auf das, was er ſeinen öchtern verſprochen. Als er ſich ſchon in der Nähe ſeines chloſſes befand, fiel es ihm im letzten Städtchen ein; kaufte Tuch und Kleid, doch ein Blumenſträuschen war rgends aufzutreiben. Er gieng von Gewölbe zu Gewölbe, n einer Auslage zur andern, nirgends ein Sträuschen ſehen, alle Bemühung vergebens, und ſchon dachte er bei h, er werde ſich zu Hauſe ausreden müſſen, es wäre nirgends Sträuschen zu kaufen geweſen, als er ſich auf einmal r einem Schloßgarten ſah, in welchem es gar wunderöne Blumen gab, doch keine Seele, die er hätte anſprechen können. Da faßte er Mut und kurzweg entſchloſſen,

ſprang er über den Zaun in den Garten hinein und brach eine Roſe ab. Doch kaum war es geſchehen, als ſich plötzlich eine furchtbare Stimme hören ließ: „Was haſt du getan?“ — Der Graf fuhr entſetzt zuſammen und ſuchte nach Ausflüchten, aber vergebens; auch nützte es nichts, daß er ſich bereit erklärte, den Schaden zu bezahlen; die Stimme forderte als alleinige Entſchädigung die Perſon, für welche die Roſe gepflückt worden. Der Graf mußte es verſprechen und durfte frei abziehen. Nach Hauſe gekommen überreichte er der älteſten Tochter das Tuch, der mittleren das Kleid, der jüngſten aber gab er die Roſe mit den Worten: „Für dieſe Roſe hab ich dich preisgegeben.“ — Sie fragte ihn, wieſo er dazu gekommen, und er erzählte ihr den ganzen Hergang. Allmählich rückte der Augenblick heran, wo das Mädchen in jenes Schloß ziehen mußte, da nahm ſie denn thränenden Auges Abſchied von den Schweſtern und brach mit dem Vater dahin auf. Als ſie dort ankamen, fanden ſie einen wunderſchönen Garten und in der Mitte deſſelben ein Schloß; doch war nirgends eine lebende Seele zu ſehen. Nur in einem Gebüſche lag ein Igel. Dieſer Igel war ein verwunſchener Graf, der war tagsüber ein Igel, Nachts aber ein Graf. Als er ſich nach der erſten Nacht ihres Dortſeins wieder in einen Igel verwandelte, hatte ſie ihn ſchon ſo lieb gewonnen, daß ſie ihn mit den Worten küßte: „Biſt du auch in dieſer Geſtalt recht garſtig, ich küſſe dich doch“. Damit war aber der Zauber gebannt und der Graf behielt fortan bei Tag und bei Nacht für immer die menſchliche Geſtalt. Nun feierte das Paar ſeine Vermählung; ein großes Feſtmahl wurde gegeben, ich war mit eingeladen, und ſprach dem Weine ſo fleißig zu, daß mir noch heute die Zunge davon naß iſt. —

## 67.

# Zigeuner und Drache.

Es war einmal ein Zigeuner, der hatte sieben Söhne und wohnte mit ihnen in einem dicken Walde. Er gieng jeden Tag um Holz, und eines Tages fand er beim Holzlesen auf einem Baume eine kleine Schlange. Er trat an sie heran, und sie bat ihn, er möge sie nach Hause zu ihrem Vater und ihrer Mutter tragen, sie würden ihn dafür königlich belohnen. Als der Zigeuner die Schlange nach Hause brachte, war es schon Abend geworden, und deshalb ließ ihn ihr Vater, der Drache hieß, nicht mehr heim kehren, sondern wies ihm im anstoßenden Zimmer ein Bett an, wo er die Nacht über sich ausruhen solle. Nachts hörte der Zigeuner im Bette den Drachen mit seinem Weibe sich beratschlagen, wie sie ihn erschlagen könnten, um jeder Verpflichtung enthoben zu sein, und wie das Drachenweib ihm riet: „Weißt du was? Nimm um Mitternacht, wann der Kerl schläft, dort den zwölf Zentner schweren Streitkolben und versetz ihm drei wuchtige Schläge, und er hat ausgelebt.“ — Als der Zigeuner diesen Anschlag ver-

nommen, dachte er gleich daran, der Gefahr ſich zu entziehen, verließ das Bett, legte ein Teichhuhn hinein und verkroch ſich unter das Bett. Um Mitternacht trat der Drache mit dem Streitkolben ins Zimmer, ſchlug dreimal aufs Bett und gieng dann fort. Hierauf kroch der Zigeuner hervor, nahm das Teichhuhn fort und ſtellte ſich zur Thüre, um zu horchen, was der Drache mit ſeinem Weibe ſprechen werde, und da vernahm er, wie der Drache ſich rühmte: „Dem drinnen hab ich drei ehrliche Denkzettel aufgeklebt, wie in meinem Leben noch keinem!“ — In der Früh fieng der Zigeuner an im Zimmer herumzuſpringen und ſich beim Drachen zu beklagen: „Drache! was haſt du für Mordflöhe! Heut Nacht haben mich drei gezwickt, daß ich die ganze Nacht kein Auge zudrücken konnte.“ — Der Drache entſetzte ſich darüber und dachte: „Schaut mal her, dem Kerl iſt ein zwölf Zentner ſchwerer Streitkolben nur ein Floh!“ und entgegnete ihm: „Da geb ich dir einen Sack voll Gold, nimm ihn mit nach Hauſe.“ — Doch der Zigeuner verſetzte: „Ich mag ihn nicht tragen, trag du mir ihn.“ — Der Zigeuner gieng nach Haus und unterrichtete ſeine Söhne, ſie ſollen morgen, wann er mit dem Drachen nahen werde, aus dem Hauſe herausſtürzen und zu ſchreien anfangen: „Da kommt der Drache, wir wollen ihn abſchlachten, das Fleiſch aufeſſen und mit der Haut das Haus eindecken!“

Am nächſten Tage gieng der Zigeuner zum Drachen und ſagte bei ihm angekommen: „Nun trag mir das Gold heim, doch darfſt du dich nicht in die Nähe meines Hauſes wagen; denn ich habe ſieben Söhne, die würden dich auffreſſen, deshalb rat ich dir das Gold am Fuße eines Baumes in der Nähe meines Hauſes niederzulegen.“ — Wie der Drache zu dem bezeichneten Baume kam, fiengen die Söhne des Zigeuners an zu ſchreien: „Da kommt der Drache;

wir wollen ihn abſchlachten, das Fleiſch aufeſſen und mit ſeiner Haut das Haus eindecken!“ Kaum vernahm der Drache dieſe Worte, packte ihn jähes Entſetzen, er warf ſchnell den Sack ab und rannte blindlings davon. Auf der Flucht begegnete ihm Meiſter Reineke, der ihn erſtaunt fragte, wohin er ſo über Stock und Stein renne. Er erzählte ihm ſein Begegnis. Reineke lachte ihn aus: „Biſt du aber ein Narr,“ ſagte er, „was fürchteſt du dich vor dem Zigeuner? Komm mit mir, du ſollſt ſehen, wie ich ihn mit meinem Schweife durchbläue, ich ſchlage ihn ja täglich ſo.“ — Als der Zigeuner aus der Ferne die zwei herannahen ſah, gieng er ins Haus hinein und ſagte zu ſeinen Söhnen, ſie ſollen hinausgehen und, wenn ſie des Drachen und Reinekens anſichtig werden, ſchreien: „Da kommen Reineke und der Drache! Reineken und den Drachen ſchlachten wir ab, ihr Fleiſch eſſen wir auf und decken mit den Häuten unſer Haus ein!“ — Sobald der Drache mit dem Meiſter an jenen Baum herankamen, brachen die Zigeuner in ein Geſchrei aus: „Da kommen Reineke und der Drache! Schlachten wir ſie beide ab, ihr Fleiſch eſſen wir auf und mit den Häuten decken wir unſer Haus ein!“ — Sobald der Drache dieſe Drohung vernahm, packte er den Meiſter, ſchleuderte ihn mit aller Gewalt an den Baum, daß er gleich verendete, und ergriff ſchleunigſt die Flucht. — Alſo behielt der Zigeuner das Gold und Reineke kann ihn nimmermehr mit dem Schweife ſchlagen. —

## 68.

# Lieber morgen als heute.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen treu ergebenen Freund, der ihm ſtets mit Rat und Tat hilfreich zur Seite ſtand. Nun traf es ſich, daß der Mann Luſt bekam zu heiraten. Der Freund trachtete ihn von einer Ehe nach Möglichkeit abzubringen. Doch alle ſeine Bemühungen blieben erfolglos, der Mann beharrte bei ſeinem Entſchluße. „Wohlan denn,“ ſagte endlich der Freund, als er die Nutzloſigkeit ſeines Zuſpruchs einſah, „biſt du durchaus entſchloſſen, zu heiraten, ſo laß dich vor der Hochzeit einmal abwägen und kurze Zeit darnach wiederum.“ — Eine Woche nach der Hochzeit ließ ſich der Mann wieder abwägen und ſiehe da, er war um drei Pfund leichter, als da er noch ledig geweſen, ſeine Gattin aber war ſchwanger. Ueber dieſen Gewichtsverluſt wurde er ſehr traurig, verließ Haus und Hof und verdingte ſich als Kammerdiener bei einem Grafen, bei dem er vierundzwanzig Jahre im Dienſte blieb. Nach ſeinem Fortgehen genas zur beſtimmten Zeit ſein Weib

weier Knaben, denen sie eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ, um sie zu Priestern heranzubilden. — Nach Ablauf von vierundzwanzig Jahren erhielt der Diener vom Grafen als Lohn eine sehr bedeutende Summe Geldes in Gold und Silber, eine Pistole und überdies den Rat: „Was du heute tun könntest, das tu lieber morgen.“ — Diese Worte prägte er sich gut [illegible] und verabschiedete sich vom Grafen. Er kam zuerst [illegible]ne Stadt, wo alles in Schwarz gekleidet war. Er trat in ein Gasthaus und erkundigte sich, was dies zu bedeuten habe und da erzählte man ihm, es sei eine Mutter hier, deren zwei Söhne die erste Messe lesen sollten, aber es nicht können, weil sie einen väterlichen Beistand nicht fänden. Auf der Stelle begab er sich zu dem Feiermeister und bat, man möge ihm erlauben, bei den jungen Leuten die Stelle des Vaters zu vertreten. Der Feiermeister sah, er habe einen reichen Mann vor sich, und willigte ein. Am nächsten Tage ging der Mann durch die Stadt und erblickte an einem Fenster seine Gattin im vertraulichen Gespräche mit zwei jungen Priestern begriffen. Ergrimmt beim Anblick dieser Treulosigkeit, zog er rasch seine Pistole [illegible] wollte schon auf seine Frau losdrücken, als ihm der Rat des Grafen einfiel: „Lieber morgen als heute,“ und so steckte er seine Pistole wieder ein, ohne sie abzuschießen. Am folgenden Tage traten die zwei jungen Leute vor das Altar in Begleitung ihrer Mutter, der Frau jenes Mannes. Nachdem sie die Messe gelesen, folgte die Einweihung und darauf das Festmahl. Die Söhne wußten nicht, daß ihr Vater ihr wahrer Vater sei, und so brachten sie beim Mahle den Trinkspruch auf seine Gesundheit aus: „Gott lasse unseren Vater hoch leben, den wir leider nie gesehen und der leider nicht anwesend ist.“ — Da konnte der Mann sich nicht

mehr zurückhalten und ließ ſeinen Verlobungsring in den Becher ſeiner Frau gleiten. Daran erkannte ſie ihn ſogleich und ſagte den Söhnen, der Pate ſei ihr wahrer Vater. Nun war die Freude erſt recht groß, man ließ es ſich gut ſchmecken, und ich war auch dabei und habe ſüßen Wein getrunken.

## 69.

# Der Jäger.

Es war einmal ein Jäger, der gieng eilf Jahre lang auf die Jagd, ohne je etwas zu erlegen, bis es ihm endlich im zwölften Jahre glückte, zwei Tauben zu schießen. Die brachte er heim und übergab sie seiner Frau, damit sie sie zubereite und sich mit ihm freue, daß ihm einmal gelungen, wonach er eilf Jahre vergeblich gestrebt. Sobald er die Tauben zu Hause abgegeben, zog er wieder auf die Jagd aus, in der Hoffnung noch etwas zu erlegen. Inzwischen richtete die Frau den Braten aufs Schmackhafteste her und stellte ihn auf einen Schrank, damit er sich dort abkühle; unglücklicherweise aber schlich sich der Kater heran und trug die zwei Tauben fort. Nun fragte sich die Frau: „Was nun? Eilf Jahre ist er auf die Jagd ausgezogen und konnte nie etwas erlegen, und jetzt wo er einmal einen fetten Bissen heimbringt, kommt der Kater und schnappt ihn weg. Was anfangen?“ — Da bekam sie einen guten Gedanken, sie schnitt sich die Brüste ab und briet sie so fein, daß man den Betrug gar nicht merken konnte. Als

der Mann nach Hauſe kam, fragte er ſie, ob ſie den Braten ſchon hergerichtet. Sie ſagte ja und ſetzte ihm den Braten vor. Er fand ihn ſehr ſchmackhaft und forderte ſie auf mitzuhalten; doch ſie ſchlug die Einladung aus: „Warum ſollt ich dir den einen guten Biſſen vom Mund wegeſſen; du biſt ſo lange Jahre umſonſt auf die Jagd gegangen, ohne je etwas mitzubringen, ſo iß denn dies Wenige allein.“ — Doch er entgegnete: „Komm nur mithalten — aber warum biſt du denn ſo traurig und willſt durchaus nicht miteſſen?“ — Da überwand ſie ihren Abſcheu, obzwar mit großer Mühe, ſetzte ſich zu ihm und aß mit. Auf einmal bemerkte er auf ihrer Bruſt Blutflecken und fragte ſie: „Ja, was iſt denn das?“ Sie antwortete, es rühre daher, weil ſie ſich zuvor geſchnitten; doch er wollte es nicht glauben und drang mit Entſchiedenheit in ſie, ihm die volle Wahrheit zu geſtehen, und ſo geſtand ſie endlich, ſie habe ſich die Brüſte abgeſchnitten und ſie für ihn ausgebraten. Darüber geriet er in heftigen Zorn und ſagte, er habe ja ein Haus voll Kinder, die ſolle ſie eins nach dem anderen abſchlachten, wenn er wohin fort ſei. Und ſie tat ſo, wie er ihr befohlen, obwohl ihr das Herz dabei brach, denn ſie mußte ihm gehorchen. So traf ſchließlich die Reihe auch ihre zwei jüngſten Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, und die mochte ſie um keinen Preis ums Leben bringen. Sie ſann alſo nach, wie ſie ſie erretten könnte und beſchloß, ſie in die Welt zu ſchicken. Einem jeden der Kinder gab ſie einen Apfel und ein Stück Brod in die Hand und ſagte ihnen: „Trinkt nirgends auf dem Wege Waſſer, bis Ihr irgendwo als Dienſtboten ein Unterkommen gefunden; deshalb geb ich jedem einen Apfel mit; wenn Ihr aber trinkt, ſo ſollt ihr euch in Eſel verwandeln.“ — Nun machten ſich die zwei

Kinder auf den Weg und bekamen bald Durſt. Der Knabe ſagte: „Schweſterchen, ich bin ſehr durſtig, ich muß trinken,“ und Schweſterchen antwortete: „Weißt du denn nicht mehr, daß unſere Mutter geſagt, wenn du auf dem Wege trinkſt, ſo ſollſt du dich in einen Eſel verwandeln.“ Und ſo ertrug er den Durſt. Nach einer Weile begehrte er wieder zu trinken, und das Schweſterchen gab ihm ihren Apfel, und er trank nicht. Lange hielt ers aber nicht aus, und er ſprach zum Schweſterchen: „Ich muß trinken, und ſollt ich auch wirklich in einen Eſel mich verwandeln.“

Nun trank er und verwandelte ſich in einen Eſel. Schweſterchen weinte bitter um ihn und führte ihn als Eſel mit ſich weiter. Bald darauf kam ſie zu einem Grafen, bei dem ſie in Dienſt trat. Wohin ſie immer gieng, immer begleitete ſie der Eſel auf Schritt und Tritt. Nun traf es ſich, daß nach einigen Monaten des Grafen Gemahlin ſtarb, und der Graf das Schweſterchen zu ſeiner Frau machte. Einmal mußte der Graf irgendwohin fortreiſen und ſeine junge Frau allein zu Hauſe laſſen. Im Hauſe war aber eine Dienerin, die dachte ſich: „Ich bin ſchon ſo lange hier und ſoll mir da von dieſer fremden Perſon gebieten laſſen?“ — Hierauf ſagte ſie zur Frau, wenn ſie wünſche, daß ihr Bruder wieder ſeine frühere menſchliche Geſtalt annehme, ſo müſſe ſie dreimal über den Fiſchweiher im Garten fliegen. Schweſterchen befolgte dieſen Rat; als ſie aber zum drittenmal aufflog, gab ihr die Dienerin einen Stoß und Schweſterchen fiel in den Weiher hinein, wo ſie ein großer Fiſch ſogleich verſchluckte. Nun lief der Eſel fortwährend um den Weiher herum. Als der Graf nach Hauſe kam, fragte er die Dienerin, wo ſeine Frau ſei, und jene ſagte, ſie wiſſe es nicht. Da gieng man ſie im Weiher ſuchen, denn das Waſſer ſchäumte gar ſehr,

fieng bald jenen großen Fiſch, ſchnitt ihn auf und fand in ihm die Gräfin noch am Leben. Sie erzählte nun, wie ſie von der tückiſchen Dienerin ins Waſſer geſtoßen worden. Da ließ der Graf ein großes Faß mit Nägeln ausſchlagen, die Dienerin hineinſperren und das Faß mit ihr von einem hohen Berg herabkollern. —

## 70.

# Die Spinnerin und der Tote.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte eine einzige ochter. Allabendlich pflegten ſich in ihrem Hauſe die Mädchen des Dorfes zum Spinnen zu verſammeln, um ſich ſo e Zeit zu vertreiben. Jede von ihnen hatte einen Geebten an ihrer Seite, nur die Tochter der Wittwe nicht. as kränkte ſie und drum ſagte ſie eines Abends: „Jede ıt ihren Geliebten, nur ich keinen, käme ſelbſt ein Toter, ı würde ihn zum Geliebten nehmen.“ — Am nächſten ɔend ſtellte ſich wirklich ein Toter ein, ſetzte ſich an ihre eite und verharrte bei ihr ſo lange, als die anderen ngen Leute bei ihren Mädchen blieben; als die aber fortɛngen, entfernte auch er ſich. Ebenſo kam er am dritten ıd vierten Abend, ſo daß ſich das Mädchen ordentlich rchtete. Nun gieng ſie zum Pfarrer, erzählte ihm den ıll und bat ihn um Rat. Der Pfarrer ſprach: „Wenn . ſich wiederum an deine Seite ſetzt, ſo ſuche dich unauffällig ı bücken und befeſtige ihm am Knopfe den Faden von nem Knäuel Geſpinnſt. Dann wird euch der Faden den

Weg zeigen, den der Tote geht, und sowie ihrs heraushabt, kommt und sagt es mir.“ — Gut. Sie befolgte den Ratschlag des Pfarrers und als sie in der Früh dem Faden nachgieng, sah sie, wie er sich in einem Grabe verlor. Da giengen ihre Eltern zum Pfarrer und erzählten ihm, daß der Faden zu einem Grabe führe. Hierauf gab ihnen der Pfarrer folgenden Rat: „Ihr müßt die Maid lebendig in ein Grab legen und begraben, und zwar auf einem Kreuzwege und nicht etwa auf einem Friedhofe. Wann ihr sie aber aus dem Zimmer tragen werdet, so darf es weder durch die Thür noch durchs Fenster geschehen, sondern ihr müßt unterhalb der Fensterbrüstung eine Oeffnung in die Mauer machen und sie durch dieselbe hinausschaffen, sodann aber sorgfältig jede Spur von der Oeffnung vermauern und verweißen, so daß man nicht das mindeste erkenne. Doch dies alles muß noch vor Abendanbruch vollbracht werden.“

Seine Anordnung ward von den Leuten pünktlich befolgt. Abends kam der Tote wieder, schaute sich überall um und erblickte nirgends sein Liebchen. Da versetzte er: „Gut, gut, Ihr habt sie versteckt, weder durchs Fenster noch durch die Thüre habt Ihr sie fortgetragen, aber ich werde sie doch auffinden, mag sie sein wo immer und müßt ich drei Paar eiserne Schuhe um ihretwillen zerreißen.“ — Mit diesen Worten entfernte er sich. An der Stelle aber, wo man das Mädchen begraben, wuchs aus dem Grabe eine wunderschöne Rose heraus. Ein Graf, der des Weges zog, pflückte sie ab, weil sie gar so herrlich duftete. Er trug sie nach Hause und pflanzte sie in einen Tiegel. Die Rose war das Mädchen, nur hatte der Graf keine Ahnung davon. Abends pflegte der Graf nichts anderes zu essen als den Braten, der vom Mittagstisch übrig ge-

ieben. Einmal ergieng er ſich nach dem Mittagmahl
i Freien, kam erſt Abends nach Haus und wollte
ıchtmahlen, aber ſein Nachtmahl war verſchwunden. Die
oſe im Fenſter hatte ſich nämlich ins Mädchen zurück-
:rwandelt, den Braten aufgezehrt und dann wieder
re frühere Geſtalt angenommen. Der Graf dachte ſelbſt-
:rſtändlich auf ſo etwas bei weitem nicht und quälte
inen Kammerdiener, wohin er denn den Braten ge-
ben. Der Kammerdiener antwortete: „Ich habe den
raten nirgends hingegeben.“ Sagte der Graf: „Wer
nn ihn denn ſonſt vom Schranke fortgetragen haben?
ber, ſchweig endlich einmal und laß mich in Ruh.“

Am nächſten Tage verſchwand gleichfalls der Braten,
ch der Graf hielt ſich darüber nicht auf, ſondern ſagte
ſe zu ſich: „Wart nur du — ich komm dir ſchon auf
ine Schliche.“ — Am dritten Tage verſteckte ſich der
caf im Nebenſtübchen, legte ſich ins Bett hinein und
kte ſich ganz zu, nur eine kleine winzige Oeffnung ließ
frei, durch die er auf den Kaſten ſehen konnte. Gut
s. Auf einmal öffnete ſich das Fenſter, das Mädchen
ıt heraus, ſchritt zum Schrank hin, nahm den Braten
ɒ aß davon. Als es ſich ſatt gegeſſen, ſtellte es den
:ller wieder an ſeinen Ort und wollte ins Fenſter zu-
ck, doch hurtig ſprang der Graf auf und verwehrte
: den Rückzug. Nachdem er ihr ſeine Liebe geſtanden,
ɜte ſie: „Drei Jahre lang darfſt du meiner vor
ner ſterblichen Seele gedenken; denn tuſt dus, ſo bin
verloren, weil ein Toter nach mir fahndet.“ —
:r Graf gab ihr das Verſprechen, reinen Mund zu hal-
ı. Man lud ihn öfters zu Gaſte, doch er leiſtete, ſeit-
m er das Mädchen zu Hauſe hatte, keiner Einladung
:hr Folge. Im dritten Jahre aber erhielt er eine Ein-

ladung, in der man ihm drohte, man werde, falls er nicht kommen ſollte, jeden weiteren Verkehr mit ihm abbrechen. Gut. Er machte ſich reiſefertig, während ſein Mädchen bitter weinte: „Ach, du wirſt von mir erzählen.“ — Er ſchwur ihr hoch und heilig, es nicht zu tun. Jener Tote ſuchte ſie aber immerwährend bei allen Gaſtmählern und Feſtlichkeiten. Nun befand er ſich denn auch bei dem Gaſtmahle, zu welchem der Graf eingeladen war. Dort redete man dem Grafen zu, ſich zu verheiraten, weil ihm jetzt die ſchönſte Gelegenheit geboten ſei, unter den vielen anweſenden Fräulein zu wählen. Nachdem man lange in ihn gedrungen, rückte er mit dem Geſtändnis heraus: „Ich brauche mir keine mehr zu wählen, ich habe meine Braut zu Hauſe.“ — Jetzt trat der Geiſt, der bisher für jedermann unſichtbar geweſen, hervor und ſprach: „Alſo bei dir iſt ſie? Schon drei Jahre fahnd ich nach ihr fruchtlos herum, ſchon hab ich zwei Paar Schuhe zerriſſen und vom dritten Paar ſind ſchon die Sohlen durchgetreten, ohne daß ich die Maid gefunden, jetzt hab ich endlich ihren Aufenthalt erfahren.“ — Auf der Stelle kehrte der Graf heim und fand ſeinen Schatz weinend und klagend vor „Siehſt du“, ſagte ſie, „du haſt mich doch verraten, doch führ mich morgen wenigſtens noch in die Kirche zur Beichte.“ Der Graf führte ſie in die Kirche und als ſie nach der Beichte die Kirche verließen, erwartete ſie der Geiſt und zernichtete das Mädchen zu Staub und Aſche.

## 71.

# Die Schöpfung.

Ehe Gott, der gütige und allſehende Weltenherr, uf deſſen bloßen Willen Jedes ſogleich entſteht, was er ir will, ſobald er ſein „Werde“ ausſpricht, dieſe Welt er- ſchaffen, war alles öde und leer auf ihr. So ſtand die elt einige Jahre, doch im himmliſchen Reiche gab es ſchon ngel und Vile, die ſtets in Gemeinſchaft mit den übrigen ngeln an Gottes Seite wandelten; dann auch Götter eberen Ranges, die aber ſtets untertan ſein mußten dem ahren großen Gotte, der Himmel und Erde erſchaffen, nd der ihnen und den Vile ſpäterhin eine größere Macht ngeräumt hat. Als Erde und Himmel ſchon einige Jahre anden und die übrigen Götter und Vile ſahen, daß es uf Erden kein lebendes Weſen gebe, ſondern alles öde und eer ſei, redeten ſie Gott zu, ein Geſchöpf zu erſchaffen, as die ganze Erde bewohnen ſolle. Nach langem Zureden gte Gott der Herr, er werde eine irdiſche Welt erſchaffen nd berief zu dieſem Zwecke alle Götter, Vile und Engel in ſeinen Saal und zog ſie zu Rate, ob er eine ſtarke oder

ſchwache Welt erſchaffen ſolle. Sie antworteten ihm: „Erſchaffe du, unſer allſehender, allwiſſender, allmächtiger und gütiger Herr und Gebieter nur nach eigenem Gutdünken die Welt, wir werden dir in allem und jedem getreulich beiſtehen und auf alles achten.“ — Hierauf entgegnete ihnen Gott: „Ich ſehe, Ihr redet mir einſtimmig zu, eine Welt zu erſchaffen, damit die Erde nicht fürder öde und leer ſei, und ſo will ich denn die Welt erſchaffen und zugleich den Menſchen als ihren Herrn einſetzen, über den ich wieder euch als Schützer und Wächter beſtelle. Den Menſchen aber erſchaffe ich nach euerer und meiner Geſtalt, ich gebe ihm den freien Willen, doch Ihr müßt über ihn wachen, damit er ſich nicht verſchlechtere. Jetzt laßt uns ans Schöpfungswerk gehen.“ — Nachdem er nun die Erde mit mannigfachen Tierarten bevölkert und dieſe auf ihr verteilt, erſchuf er zuletzt den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde, und als er dem erſten Menſchen Leben eingegeben, ſetzte er ihn ins Paradies und ſagte ihm, er ſolle hier bleiben und die Tiere der Schöpfung hüten. Seinen täglichen Bedarf werde er von ſelbſt erhalten. Und wirklich bekam der Menſch jeden Tag genug zu eſſen und zu trinken, die Engel und die Vile verſahen ihn täglich mit Speiſe und Trank, ſo lange er gut und fromm ſich aufführte. Zu arbeiten aber brauchte er rein nicht im Mindeſten.

## 72.

# Die Sonne.

Bevor Adam und Eva gesündigt, gab es noch keine Sonne, wie zu unseren Zeiten, sondern blos Sterne, die den Menschen und den übrigen Geschöpfen leuchteten, und zwar die einen bei Tag, die anderen bei Nacht. Erst nachdem die ersten Menschen gesündigt, da erst erschuf Gott diese Sonne, die wir noch heutigen Tages sehen. Das kam so. Als jene gesündigt, erkannten sie ihre Nacktheit und verbargen sich im Dickicht. Doch Gott kam auf die Erde herab, gieng sogleich ins Paradies hinein, rief, wo sie denn seien und sie meldeten sich an; Gott aber hieß sie dort bleiben und ihm nicht nahen; dann fragte er sie, wer von ihnen der Schuldtragende sei. Da schob Adam die Schuld auf Eva, sie wieder auf ihn, und jedes wollte ganz unschuldig an dem Fehltritte sein. Hierauf zankte sie Gott recht tüchtig aus und ließ sie aus dem Paradiese hinausjagen und sagte: „Ich hatte euch genaue Weisung gegeben, was Ihr zu tun und wie Ihr euch zu benehmen habt, doch Ihr habt es verschmäht, meinen Ge-

boten gemäß zu leben. Jetzt aber lasse ich am Himmel meine Hand Spur erscheinen, die soll euer Richter sein, vor der weder Ihr noch euer Anwalt euch bei Tage werdet verbergen können. Sie soll so leuchten, daß ihr kein Mensch wird ins Angesicht sehen können; und diese Spur soll euch die Sonne sein. Licht und Wärme wird sie euch spenden, sie wird meines Willens Verkünderin sein, sie die Mahnerin euerer Sünden und Vergehungen, sie soll wandern von einem Ende der Welt bis zum anderen, nichts soll dieser meiner Spur geheim bleiben, und jedermann soll ihren Auf- und Niedergang sehen können." — Dies pflanzte sich durch mündliche Ueberlieferung von einem Menschengeschlecht zum anderen fort, und es gibt noch heutigen Tages viele alte Leute, die da behaupten, die Sonne sei Gott auf Erden. —

## 73.

# Die Sonnenmutter.

Es war einmal ein ſchwangeres Frauenzimmer, dem äumte es, es müſſe jede Woche bis zur Niederkunft je nen Tag faſten; falls es dawider handeln ſollte, werde ihr ind im Mutterleibe eine andere als eine Menſchengeſtalt er- alten. Das Weib gehorchte dem Geheiße, aber unwill- irlich unterließ ſie es einen Tag zu faſten und nahm was Nahrung zu ſich, und als es ins Wochenbett kam, rachte es einen wundervoll ſchönen und wohlduftenden ſtrauß, Baſilikum zur Welt. Das Weib hegte und pflegte en Strauß und die Kunde davon verbreitete ſich in der anzen Welt, bis auch irgendwo im fernen Lande der Sohn ines Kaiſers davon vernahm, und ſich ohne Weiteres auf den eg zu jenem Weibe machte. Als der Kaiſersſohn den ſtrauß Baſilikum erblickte, gewann er ihn außerordentlich eb und bat die Mutter desſelben, ſie möge ihm denſelben henken oder aber gegen gute Bezahlung verkaufen; doch e mochte davon bei Leibe nichts hören, ſondern wies den intrag ab mit den Worten: „Nicht um die Hälfte deines äterlichen Reiches iſt er mir feil.“ — Der Diener des rinzen, der dies mit angehört, flüſterte ſeinem Herrn,

dem Kaiſersſohne, zu, er möge alle weiteren Unterhandlungen abbrechen, denn er, der Diener, werde den Strauß ſtehlen. Geſagt getan. Er ſtahl den Strauß auf irgend eine Weiſe und überbrachte ihn dem Prinzen, der hocherfreut ſeinen Herzenswunſch erfüllt zu ſehen den Diener reich beſchenkte, und den Strauß in eine Kammer verſchloß. Tags darauf ließ der Prinz ein großes Feſtmahl herrichten und lud eine große Menge Freunde zum Male ein, um ihnen bei dieſer Gelegenheit den Baſilikumſtrauß zu zeigen. Das Eſſen wird fertig und die Diener beeilen ſich es dem Herrn zu melden, wie ſie aber zurückkehren, finden ſie die Braten und das Gebäck in der Küche auf dem Boden im Schmutze liegen und hierhin und dorthin verſtreut. Bei dieſem Anblick machten ſie ſofort dem Prinzen die Meldung davon, und da er ſich nicht aus der Klemme zu helfen wußte, blieb ihm nichts andres übrig, als den Gäſten für heute abſagen und ſie auf den morgenden Tag einladen zu laſſen. Als am nächſten Tage wieder Alles hergerichtet war und die Diener es dem Herrn meldeten, hatte wieder irgend Jemand alle Speiſen in der Küche umhergeworfen und die Gefäße zerbrochen. Sowol die Diener als auch der Kaiſersſohn ſelbſt verwunderten ſich darüber, und deshalb befahl er am dritten Tage das Feſteſſen wieder herzurichten und ordnete zugleich an, eine Wache ſolle durchs Schlüſſelloch beobachten, wer der verwegene Täter ſei. Als das Eſſen fertig war, giengen Alle hinaus und lugten durch das Schlüſſelloch, um den Täter zu ertappen. Siehe da, was zeigte ſich ihnen! Ein goldhaariges Mädchen war es; flugs ſtürzten die Aufpaſſer in die Küche hinein, hielten die Frevlerin feſt und riefen den Kaiſersſohn herbei. Sobald er des Mädchens anſichtig wurde, geriet er in

Staunen und in Freude zugleich, und fragte es, wie es in die Küche gekommen ſei. Es erſchrack anfangs, dann aber geſtand es im Geheimen, daß es jener Baſilikumſtrauß ſei, den er ſo hege und pflege und der in der Kammer ſo wohl dufte, es habe aber geglaubt, die Feſtmahlzeit werde deshalb bereitet, weil er ſeine Hochzeit feiere und das habe ihm gar wehe getan; denn es habe gehofft, er werde nur ſie und kein anderes Mädchen ehelichen. Als der Kaiſersſohn dieſe Worte vernahm und ſah, daß es ein Mädchen ſchön über alle Maßen ſei, war er hocherfreut und ſicherte ihm zu es zu heiraten, ſobald es den chriſtlichen Glauben angenommen. Es erklärte ſich ohne Weiteres dazu bereit. In der Zwiſchenzeit trat an den Kaiſersſohn die Notwendigkeit heran ins Heerlager zu ziehen und zwar eine ſo zwingende Notwendigkeit, daß er ſich auf keine Art derſelben entziehen vermochte. Bei ſeiner Abreiſe rief er ſeine Geliebte zu ſich und ſagte ihr: „Ich rücke zum Heere ein, mit tiefer Wunde im Herzen ſcheide ich von dir; ich bitt dich darum, verwandle dich wieder in einen Baſilikumſtrauß, behalte dieſe Geſtalt bis zu meiner Rückkunft und zeige dich Niemand, wer immer es ſei, der dieſe Kammer betritt. Hier iſt ein kleines Glöcklein, daß ich bei meiner Rückkunft, ſo Gott will, läuten will, und du nimmſt dann deine jetzige Geſtalt wieder an.“ — Nachdem er ſie noch einmal geküßt, verwandelte ſie ſich wieder in einen Baſilikumſtrauß, und er zog ab. — Zwei der Geliebten des Prinzen, die ſich in der letzten Zeit auffällig vernachläſſigt und vergeſſen ſahen, errieten gar bald die Urſache ihres Leides, daß er ſich nämlich ein anderes Mädchen erkoren habe. Daher kamen ſie überein, gewaltſam in die Schlafſtube des Kaiſersſohnes zu dringen. Als ſie hineingedrungen, fanden ſie nichts anderes vor als ſeine

Kleider und den bewußten Basilikumstrauß; aber sie fanden nichts Auffälliges daran. Sie stöberten in der ganzen Stube herum nach irgend Etwas, was ihnen einen Anhaltspunkt zur Auffindung des Mädchens geben könnte, und die eine von ihnen nahm in ihrem Unmute das Glöcklein in die Hand und läutete. Das tiefbetrübte, goldhaarige Mädchen verwandelte sich im Glauben, der Kaisersſohn habe geläutet, in demſelben Augenblicke in ihre menſchliche Geſtalt zurück und ſtand plötzlich zwiſchen den zweien!

Als ſie einander erblickten, waren beide Teile zuerſt ſehr verblüfft, doch die zwei Einbrecherinnen fanden bald heraus, daß ſie das, was ſie ſuchten, nun gefunden, ergriffen die Ärmſte, ſchlachteten ſie ab und trugen die Tote ins Gebirge. Abends traf der Diener, der dem Mädchen das Abendeſſen zu bringen pflegte, den Basilikumstrauß nicht an, ſondern erblickte in der Kammer eine gräßliche Blutlache. Im Augenblicke war ihm das Furchtbare ſeiner Lage klar, und in gerechter Furcht, vom Kaisersſohne, wann dieſer zurückkäme, hingerichtet zu werden, ergriff er ſchleunigſt die Flucht.

Ich muß aber zu dem Mädchen zurückkehren. Ein altes Weib, das durch das Gebirge gieng, erblickte den enthaupteten Leichnam und den Kopf, der neben dem Rumpfe lag, fühlte Mitleid mit dem jugendlichen Weſen, und ſammelte gewiſſe Kräuter, mit welchen ſie das Mädchen ins Leben zurückrief. Dieſe Alte war die Sonnenmutter. Als die Ärmſte wieder zum Leben erwachte und ſich im tiefen Gebirge erblickte, fiel ſie der Alten um den Hals und ſchwur ihr, nimmer von ihrer Seite zu weichen. Aber die Alte entgegnete: „Geh du, mein herziges Töchterchen, mit Gott, wohin dirs beliebt; ich armes, altes, gebrechliches Weib vermag nur ſchwer mich allein, geſchweige dich auch zu ernähren. Du aber biſt jung und kräftig und kommſt mit Gottes

Hilfe schon vorwärts.“ Es antwortete ihr: „Nun und nimmermehr! so wahr ein Gott lebt! Du hast mich ins Leben zurückgerufen, meine Pflicht und Schuldigkeit ists, dich bis zum Tode zu lieben, wir schlagen uns schon leicht durch die Welt: ich verkaufe meine Goldhaare und werde dich und mich ernähren, und sind die Haare alle verkauft, so sammle ich im Gebirge Kräuter und ernähre dich.“ — Die Alte willigte endlich ein, und Tags darauf schnitt das Mädchen eine Flechte ihres Goldhaares ab und schickte die Alte auf den Markt, mit der Weisung, sie nicht unter hundert Dukaten zu verkaufen. Die Alte gieng nun gerade in dieselbe Stadt, wo der Prinz weilte, der vom Heere schon zurück war und der ganzen Stadt Trauer um seine verlorne Geliebte anzulegen befohlen hatte. Die Alte traf glücklicherweise den Prinzen und fragte ihn, ob er gewillt sei eine Flechte Goldhaar zu kaufen. Sobald der Kaisersohn die Flechte erblickte, geriet er vor Erstaunen ganz außer sich, und fand gleich heraus, daß es das Haar seiner Geliebten sei; dann hielt er die Alte fest und fragte sie, woher sie das Goldhaar habe. Die Alte erschrak und gestand ihm Alles. Hierauf setzte er sich schnell auf ein Pferd, die Alte mußte ein zweites besteigen, und ritt mit ihr in das Dorf, wo die Alte wohnte. Als er dort ankam fand er das Mädchen in Thränen gebadet und laut um ihren Geliebten klagen. Er stürzte auf sie zu, sie herzten und küßten sich und dann zogen sie mit der Alten wieder heim. Nachdem der Kaisersohn von ihr den ganzen Verlauf der Sache erfahren, befahl er, die zwei Mädchen hinzurichten und heiratete dann die Geliebte. Die Alte aber ehrte er wie seine eigene Mutter, und als sie starb, ließ er ihr ein kaiserliches Begräbnis zu Teil werden.

74.

## Freitag und Samstag.

Einſt giengen zwei Soldaten auf Urlaub nach Haus. Der eine hieß Freitag der andere Samstag. Freitag faſtete auf dem ganzen Wege und vergönnte ſich nie einen Biſſen Fleiſch, während Samstag ſeinen ganzen Zehrpfennig verbrauchte und ſich bald gezwungen ſah, Freitag anzubetteln. Geld hergeben mochte Freitag auf keinen Fall, doch ſagte er, er wolle Samstag einmal ſatt zu eſſen geben, wenn er ſich ein Aug ausſtechen laſſe. Hunger tut weh, und unſer Samstag ließ ſich lieber ein Aug ausſtechen, ehe er verhungerte. Als er nun etwas ſpäter wieder ſeinen Genoſſen um Geld angieng, wies ihn dieſer abermals ab, doch erklärte er ſich bereit, ihn noch einmal ſatt eſſen zu laſſen, wenn er ſich auch das andere Auge ausſtechen ließe. Samstag verlor nun auch das andere Auge, doch Freitag gab ihm jetzt nichts zu eſſen, ſondern ſtieß ihn in einen tiefen Graben hinab. Samstag brach in laute Jammerklagen aus. Da flog nach einer Weile ein Rabe zu ihm herab und fragte ihn, was ihm fehle. Samstag

agte ihm ſein Leid, und der Rabe zog ſich eine Feder
us dem Flügel und fuhr ihm damit über die Augen.
ofort wurde Samstag wieder ſehend und ſetzte den Heim-
eg fort. Zu Hauſe angelangt, erzählte er der Mutter
nd den Brüdern, wie ihm vom Kameraden mitgeſpielt
orden. Nach Ablauf von vier Monaten mußten aber
eide, Freitag und Samstag wieder zu ihren Abtheilungen
inrücken. Es verſtrich eine kurze Zeit und Samstag
urde zum hohen Officier befördert, und es traf ſich, daß
r ſeinen früheren Genoſſen, dem Freitag begegnete. Dieſer
tarrte ihn an und fragte: „Biſt du nicht der Samstag, der
nit mir zuſammen gereiſt?“ — Antwortete ihm Samstag:
„Heda, Kerl! erinnerſt dich doch wohl, was du mir zuge-
ügt?“ und dann ließ er den Freitag köpfen.

Nachdem Samstag ſeine Dienſtjahre zurückgelegt, kehrte
r ins Vaterhaus zurück, weil er ſich aber daheim nicht
rhalten konnte, ſprach er zu ſeinen zwei Brüdern: „Laßt
ns in die Welt ziehen, jeder ſchlage einen anderen Weg
in, und jeder von uns ſoll in einem anderen Reiche hei-
aten.“ — Samstag reiſte weit in der Welt herum. Ein-
al geſchah es, daß er auf eine blinde Maus ſtieß, und
r ſagte zu ihr: „Mein Mäuslein, dich bring ich um!“
– „Töte mich nicht, lieber Samstag, ich kann dir noch
roße Hilfe leiſten, fahre mir doch lieber mit jener Feder,
e du vom Raben bekommen, über die Augen, und wenn
u in irgend eine gefährliche Lage gerätſt, ſo denke nur
u mich. Zudem gebe ich dir hier noch ein Haar von
ir.“ — So ſchieden ſie von einander. Später traf
amstag noch einen blinden Fuchs, mit dem er ebenſo
ie mit der Maus verhandelte. Auch von dem Fuchſe
hielt er ein Haar und dann gieng jeder ſeines Weges.
amstag reiſte gar weit, und einmal ſtieß er auf drei

Teufel, die sich heftig um einen Opanak herumbalgten. Er fragte sie: „Welchen Nutzen bringt denn dieser Opanak?“ — Doch sie wollten nicht mit der Farbe herausrücken, er verstand aber keinen Spaß und schlug sie braun und blau, worauf ihm einer von ihnen zurief: „Halt ein, halt ein, ich gebe dir Auskunft. Schlägst du mit dem Opanak auf die Erde, so kommst du im Nu durch neun Königreiche.“ — Samstag schlug mit dem Opanak auf den Boden und befand sich sogleich im neunten Königreiche, wo er in eine Stadt gelangte, die ganz in Schwarz gehüllt war. Da wandte er sich an einen Vorübergehenden mit der Frage: „Was ist denn in dieser Stadt vorgefallen?“ und der Mann erwiderte: „Die Wasserader, welche die Stadt gespeist hat, ist versiegt; könnte einer diesem Uebelstande abhelfen, der bekäme des Königs einzige Tochter zur Frau.“ — Hierauf gieng Samstag zum König und sagte ihm, er werde dem Übel abhelfen. Er dachte an die Maus, verwandelte sich selbst in eine Maus, schnobberte auf dem Boden herum und auf einmal schnüffelte er das Wasser auf und grub sich bis zur Wasserader durch,doch auf der Ader saß eine Kröte. Die zertrat er sogleich und die ganze Stadt war fortan reichlich mit Wasser versorgt. Er trat nun vor den König hin, und der König wollte ihm seine Tochter zur Frau geben. Samstag aber sagte, er wolle durchaus nicht heiraten sondern weiter in die Welt ziehen. So zog er denn weiter und gelangte in eine andere Stadt, die ebenfalls ganz in Trauer gehüllt war. Da fragte er einen Mann: „Was ist denn hier los?“ und der Gefragte erwiderte: „Des Königs Tochter ist krank und Niemand kann ihr helfen.“ — Samstag begab sich hierauf zum König und erkundigte sich, wie es der Tochter gehe. „Ach“, antwortete der König, „frag mich

lieber gar nicht; ich weiß es nicht, aus aller Welt waren schon Doctoren da und keiner konnte ihr helfen.“ Da dachte Samstag an die Maus, nahm die Gestalt einer Maus an und schnüffelte im Zimmer herum, da roch ihm etwas unter dem Estrich, und er befahl, die Dielung aufzureißen, und da fand man unter der Bretterung eine Kröte. Diese Kröte befahl er in Milch abzukochen und mit der Hefe, die übrig bleibt, wann die gekochte Milch abgeleert wäre, die Prinzessin einzureiben. So geschah es und die Prinzessin wurde sogleich frisch und gesund. Hierauf verheiratete der König seine Tochter an Samstag und schenkte ihm eine herrliche Kutsche mit vier Rennern und einen Kutscher dazu. Diese reisten nun in Samstags Heimat ab. Vor ihnen aber flog fortwährend ein schwarzer Vogel einher. Als er zu Hause anlangte, führte er sogleich die Königin so wie den Adjutanten in die Stube, die Pferde ließ er aber im Stalle einstellen. Nun wollte jener schwarze Vogel durchaus mit in die Stube, aber sie jagten ihn fort, und so flog er vor den Stall, wo ihn der Kutscher erwischte und in Stücke riß.

Samstags Brüder hatten sich mit Zigeunerinnen verheiratet, denen die junge Königin ein Dorn im Auge war, und deshalb überredeten sie die alte Mutter, sie möge ihren Sohn Samstag dazu bewegen, daß seine Frau die feine Gewandung ablege und sich in gewöhnliche Kleider hülle. Die Königin liebte ihren Gemahl gar sehr und so legte sie ihr schönes Gewand in den Schrank. Bei Nacht aber stahlen die Zigeunerinnen das feine Gewand und warfen es ins Feuer, wo es verbrannte. Als Samstag in der Früh erwachte, fand er nirgends seine Gattin und drum sprach er zur Mutter: „Was habt Ihr da angestellt!“ und sofort machte er sich auf, um seine Gattin zu suchen. Er wanderte die längste Zeit, bis er an einen Ort kam, wo sich drei Teufel

um eine alte Kappe herumbalgten. Da fragte er ſie: „Was für einen Vorteil birgt dieſe Kappe?“ Doch ſie wollten ihm keinen Beſcheid geben, er verſtand aber keinen Spaß und bläute ſie mit ſeinem Schwerte durch, bis einer ausrief: „Hör mal auf dreinzuſchlagen, ich will dir alles geſtehen. Wenn man mit dieſer Kappe einen Schlag führt, muß ſich alles verſteinern.“ — Nun ſchlug Samstag mit ſeinem Opanak auf die Erde und im ſelben Augenblick befand er ſich im neunten Königreich, und zwar in jener Stadt, wo er geheiratet, und fand dort ſeine Gattin bei ihrem Vater. Wieder trat er mit ihr und demſelben Kutſcher den Heimweg an. Als ſie auf ihrer Reiſe in eine Stadt gelangten, kehrte er ſogleich in das erſte Fremdenhaus ein. Samstag, ſeine Gemahlin und der Adjutant begaben ſich auf ihre Zimmer, der Kutſcher aber geradeaus in die Küche. Dort belauſchte er folgendes Geſpräch der Mädchen: „Samstag wird an einen Berg gelangen, wo er ſich nicht mehr wird zurecht finden können. Wenn er nur ſo geſcheidt ſein möchte, die höchſte Gerte daſelbſt abzuſchneiden und mit ihr auf den größten Stein zu ſchlagen, ſofort würden ſich ihm drei ſchöne Wege öffnen, er dürfe aber nur den mittleren einſchlagen, ſonſt büßte er es mit dem Leben.“ — Wie ſie nun auf jenem Berge ſich befanden, bat der Kutſcher den Samstag, er möge eine Weile das Leitſeil halten, dann ſprang er vom Wagen herab, ſchnitt die Rute ab, ſchlug mit ihr auf den Stein und fuhr den mittleren Weg weiter. In einer zweiten Stadt angelangt, kehrten ſie wieder in einem der vornehmſten Fremdenhäuſer ein. Die Herrſchaft gieng hinauf, der Kutſcher aber in die Küche, wo er folgendes Geſpräch der Küchenmädchen belauſchte: „Gut wär es, wenn Samstag dieſen Kaffee nicht trinken tät, denn ſonſt vergiftet er ſich.“ — Sogleich entfernte ſich

der Kutſcher und ſagte, Samstag möge keinen Kaffee trinken, und Samstag trank wirklich keinen. Sie reiſten weiter und kamen in eine dritte Stadt und kehrten im großen Gaſthaus ein. Auch hier belauſchte der Kutſcher die Mädchen und vernahm die Worte: „Wenn Samstag noch jene Gerte hat, die ihm den Weg eröffnet, ſo iſts gut für ihn getan. Er wird nämlich an einen großen Strom gelangen, über den eine gläſerne Brücke führt. Wenn er mit der Rute auf die Brücke ſchlägt, dann Heil ihm.“ — Als man nun bei der bewußten Brücke angekommen war, ſagte der Kutſcher zu Samstag, er ſolle das Leitſeil ein wenig halten. Aber Samstag erwiderte: „Treib nur weiter, warum ſollen wir jede Weile anhalten.“ Der Kutſcher antwortete: „Nicht doch, halte du nur die Pferde zurück, da nimm!“ — Mit dieſen Worten ſprang er vom Wagen herab, ſchlug mit der Gerte auf die Brücke und es bildete ſich vor ihnen der ſchönſte Weg. Als ſie daheim anlangten, brachten ſie alles ſogleich in ſchönſte Ordnung. Ein Vogel aber, der auf dem ganzen Wege vor ihnen hergeflogen war, wollte auch ins Zimmer hinein, doch ſie trieben ihn fort und er flog dann vor den Stall; dort erwiſchte ihn der Kutſcher und zerriß ihn in Stücke. Hätten ſie dieſen Vogel ins Zimmer hineingelaſſen, ſo wären ſie alle erſchlagen worden, ſo aber lebten ſie alle, Samstag, die Königin und der Adjutant lange Jahre in Glück und Freuden bis an ihr ſeliges Ende. —

## 75.

# Wie der Teufel muſiziren gelernt.

Es war einmal ein reicher Müller, der ſo geizig war, daß er niemand auch nur den geringſten Biſſen vergönnte. Als er einmal vor der Mühle in der Sonne ſaß und ſein Geld zählte, kam des Weges ein Bettler zu ihm und flehte ihn an, er möge ihm wenigſtens einen abgewetzten Heller ſchenken. Doch der Müller gab ihm keinen Heller, ſondern jagte ihn mit dem Stocke fort. Als der Bettler auf die Brücke trat, verfluchte er den Müller und ſeine Mühle mit den Worten: „Die Teufel ſollen dich zerreißen, dein Glück ſoll dich verlaſſen, du verruchter Heimtücker!“ und gieng ſeines Weges fort. Es dauerte nicht lange, ſo kamen die Teufel, trugen den Müller fort und trieben ſeitdem nächtlicher Weile ſolchen Unfug, daß kein Geſelle Nachts in der Mühle bleiben mochte. Nach Jahren kam einmal eines Tages ein Muſikant zu dem Müller, der eben damals Eigentümer der Mühle war, und bat ihn um ein Nachtlager. Der Müller antwortete: „Mein lieber Freund! Ich habe nur in meiner Mühle Platz frei, doch

ratſam iſts eben nicht, da zu übernachten; denn jede Nacht treiben Teufel ihr Weſen darin, ſie könnten Euch etwas zu Leide tun." — „Na, das ſoll meine Sorge ſein; gebt mir, Meiſter, nur zu eſſen und zu trinken, ich bleibe in der Mühle." — Der Müller verſah ihn mit Speiſe und Trank und der Muſikant nahm eine Flöte und Geige und begab ſich in die Mühle. Er mochte wohl eine halbe Stunde ſo dageſeſſen ſein und gegeſſen haben, als plötzlich die Mühlſteine ſich zu drehen, eine alte Uhr ohne Räder und Zeiger an der Wand zu rumoren und die Teufel zu tanzen anfiengen. Bei alledem ſah unſer Muſikant nichts als die Uhr und den Mühlſtein. In der Früh kam der Müller und fragte ihn, ob er etwas geſehen. „Nein, geſehen hab ich nichts", antwortete der Muſikant, „nur der Mühlſtein und die Uhr rumorten und die Teufel hörte ich tanzen, doch wenn ſie mir auch heute Nacht tanzen, ſo will ich ihnen aufſpielen." — So begab er ſich denn an dieſem Abend wie am vorhergehenden in die Mühle. Um Mitternacht fiengen die Uhr und der Mühlſtein zu rumoren an. Der Muſikant ſah keine bewegende Kraft ſondern nur die Uhr und den Mühlſtein. Zornig rief er aus: „Was zum Kukuk, habt ihr Teufelskerle keine ſchönere Muſik?" und fieng ihnen an aufzuſpielen. Jetzt verhielten ſich die Teufel eine Weile ruhig und horchten dem Spiele zu, dann aber drängten ſich ihrer ſo viele in die Mühle, daß ſie beinahe den Muſikanten erdrückten und tanzten nach Herzensluſt. Um die zwölfte Stunde ſagte ihr oberſter Meiſter: „Geht ihr andern heim, ich bleibe noch hier und will dem Muſikanten zuſchauen, wie ers treibt." — Alſo ſtellte ſich der Teufel an die Seite des Muſikanten und ſchaute ihm fortwährend zu, indeſſen der Muſikant unermüdlich flötete, bis ihm Hände und Füße zuletzt weh taten. — Als er merkte, daß er den Teufel gar nicht los werden könne, fieng er auf der Geige

zu ſpielen an. Der Teufel fand ausnehmendes Wohlgefallen an dieſem Spiel, und fragte ihn, ob er willens ſei, ihm dieſe Kunſt beizubringen. Der Muſikant erklärte ſich dazu bereit, nur ſoll der Teufel zehn Nägel und einen Hammer mitbringen und zugleich das Verſprechen geben, nachdem er ausgelernt, die Mühle zu verlaſſen und nimmermehr zurückzukehren. — In der Früh freute ſich der Müller außerordentlich, daß die Teufel die Mühle verlaſſen werden. Um Mitternacht kam wieder der Teufel und fieng an, auf der Geige herumzukratzen. „Ach, ſo gehts nicht," ſagte der Muſikant, „vor allem mußt du ja die Noten erlernen, haſt du die Nägel mitgebracht?" — „Ja freilich", entgegnete der Teufel. — „Nun denn, ſo komm her." — Der Teufel trat näher, der Muſikant nagelte ihm zwei Finger an den Tiſch feſt und fieng zu geigen an, während der Teufel jämmerlich heulte. „Oh," ſagte der Muſikant, „das verſtehſt du noch nicht gut" und nagelte ihm die übrigen acht Finger feſt, und nun fieng der Teufel erſt recht an unter Begleitung des Geigenſpiels zu heulen. Da es ihm außerordentlich ſchmerzte, rief er aus: „Laß mich frei, ich hab deine Muſiklernerei ſchon ſatt." Doch der Muſikant entgegnete: „Verſprich mir zuerſt, daß du nimmermehr hier einkehren wirſt." — Der Teufel verſprach ihm dies und zog ſchleunigſt ab. In der Früh ließ der Müller, hocherfreut darüber, ein herrliches Gaſtmahl herrichten, bei welchem der Muſikant aufſpielte. Und ich ſelbſt habe damals ſo viel getanzt, daß ich noch jetzt tanzen möchte.

## 76.

# Der verlorene Sohn.

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen einen Sohn, mit dem ſie in tiefer Armut dahinlebte. Es f ſich, daß gerade damals ein ſehr harter Winter herrſchte, ) da ſagte die Mutter zum Sohne: „Geh, mein lieber hn, in den Wald um Holz, ſonſt müſſen wir erfrieren.“ gleich machte ſich der Sohn in den Wald auf, um lz nach Haus zu bringen, doch der Wald war ungeheuer ß und der Ärmſte verirrte ſich und fieng zu weinen an, l er keinen Ausweg finden konnte. So irrte er im lde herum und traf auf einen Räuber, der Buße tat. ſer Räuber durfte fünf Jahre lang keine Chriſtenſeele en. Seine Behauſung war ein hohler Buchenbaum. e der Räuber des Jungen anſichtig wurde, rief er ihm „O du Chriſtenſeele, was führt dich zu mir her?“ — r Junge bat ihn, er möge ihn bei ſich aufnehmen und ählte ihm, wie er ſich hierher verirrt. Darauf entgege ihm jener: „Ich taufe dich auf meinen Glauben um, ) du kannſt bei mir bleiben.“ — Und er nannte ihn

den verlorenen Sohn, und der Junge verblieb bei ihm. Der Räuber ſagte ihm unter anderen, er dürfe im ganzen Walde frei herumgehen, nur ſich dem Fiſchteiche nicht nahen, der ſich in der Mitte des Waldes befinde. Der Jüngling verſprach ihm hoch und heilig, nie dieſen Ort aufzuſuchen und hielt auch eine Zeit lang ſein Verſprechen. Doch einmal, als er durch den Wald gieng, zog es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu dem Fiſchweiher hin. Als er am Ufer ſtand, erblickte er auf einmal drei ſchneeweiße Gänſe, die gegen ihn heran geflogen kamen. Sie ließen ſich am Ufer nieder, legten ihr Gefieder ab, verwandelten ſich in drei ſchöne Frauenzimmer und ſtiegen in den Weiher, um zu baden. Der verlorene Sohn hatte früher einmal aus dem Munde des Räubers vernommen, gelänge es einem das Gefieder einer der Gänſe zu entwenden und glücklich nach Haus zu bringen, das Mädchen müßte ſeine Gattin werden. Alſo bemächtigte er ſich des Gefieders der einen Gans und ergriff damit die Flucht. Doch das Frauenzimmer holte ihn ein, nahm ihm den Raub ab und verſetzte ihm einen Schlag mit dem Gefieder, worauf er ſich ſogleich in einen Hirſch mit rieſigem Geweihe verwandelte, ſo daß er ſich nur mit großer Mühe durchs Dickicht fortbewegen konnte.

Da er lange Zeit nicht nach Hauſe kam, gieng ihn der Räuber ſuchen und fand ihn im Geſtrüppe verwickelt. Er fieng nun an ihn zu verſpotten, weil er das Gebot übertreten. Da bat ihn der Hirſch reumütig, er möge ihn von dieſem Unglück erlöſen und ihm ſeine frühere Menſchengeſtalt wiedergeben; denn es könnten Jäger kommen und ihn tödten. Der Räuber verzieh ihm den Fehltritt, verwandelte ihn zurück in einen Menſchen und ſagte ihm, dies ſei das erſte und letzte Mal, daß er ihm vergebe, und in Zu-

nſt möge er den Weiher meiden. Einmal aber kam dem ingling wieder etwas in den Kopf und er ſuchte geraden- gs den Fiſchweiher auf, wo er wieder daſſelbe wie s erſtemal zu ſehen bekam. Kaum hatten die Frauen- nmer ihre Federn abgelegt, ſo ergriff er das Gefieder r einen von ihnen und rannte aus Leibeskräften fort, s Mädchen aber ſetzte ihm nach, ereilte ihn, gab ihm ien Schlag mit dem Gefieder, und im ſelben Augenblicke rwandelte er ſich in einen mächtigen Baumſtamm. Der mſte dachte nicht anders, er wäre der einzige Baum Walde, und kämen die Holzhauer, ſo werden ſie ge- de ihn fällen und ſo ums Leben bringen. Der Räu- r, der ausgegangen war um ihn zu ſuchen, fand ihn alſo Geſtalt eines Baumes. Er trieb zwar wieder ſeinen ott mit ihm, doch ſchließlich ließ er ſich wieder dazu wegen, ihn zu erlöſen, ſchärfte ihm aber ein, er dürfe nmermehr dorthin gehen. Aber die Ermahnung fruch- e gar wenig, denn nach kurzer Zeit ſuchte der Jüngling n Weiher neuerdings auf und ſah daſſelbe Schauſpiel wie s erſtemal, nur ſtahl er etwas vorſichtiger das Gefieder d langte glücklich in der Behauſung des Räubers an. is Mädchen war ihm zwar auf dem Fuße nachgefolgt, aber ein in den Baum durfte es nicht. So vollzog denn der uber die Trauung und der Jüngling gieng mit ſeiner Frau ch Haus zu ſeiner Mutter, die bei ihrem Anblick nicht nig erfreut war. Er erzählte ihr nun ſeine bisherigen lebniſſe und übergab ihr das Gefieder, damit ſie es in einer iſetaſche verwahre. Einmal zog er aber auf die Jagd, i Wildpret heimzubringen. Da horchte ſeine Mutter dem de ihrer Schnur und ließ ſich durch den Geſang timmen, ihr das Gefieder herauszugeben, obwohl es r Sohn unterſagt hatte. Die Schnur nahm das Ge-

fieder und ſagte zur Mutter, ſie möge dem Sohne ſagen, ſie ſei fortgezogen in die goldene Burg am gläſernen Berge.

Der Sohn kam bald von der Jagd mit dem Wildpret heim und fragte die Mutter, wo ſeine Gattin ſei. Die Mutter erſchrak und antwortete: „Sie bat mich um ihr Gefieder und ich habs ihr gegeben.“ — Da warf der verlorene Sohn das Gewehr wieder über die Schulter und zog in die Welt. Auf ſeiner Wanderſchaft traf er den Wolfshirten und erkundigte ſich bei ihm ob er von den Wölfen irgend welche Nachricht über den gläſernen Berg und die goldene Burg darauf erhalten. Der Wolfshirte blies in ſein Horn, und es verſammelten ſich ſo viel Wölfe als es im Walde Laub und in den Auen Grashalme giebt, doch keiner konnte eine Auskunft geben, als er plötzlich einen hinkenden Wolf erblickte. Den fragte er, woher er komme. Dieſer antwortete: „Eben komme ich von dem gläſernen Berg und der goldenen Burg und bin deshalb hinkend und lahm geworden.“ — Da drang der verlorene Sohn mit Bitten in den Wolf, er möge ihn dorthin geleiten; der Wolf verſprachs zu tun, nur ſolle er ſich vorerſt vom Wolfshirten die Tarnkappe ausbitten, „haſt du dieſe auf, ſo biſt du für jedermann unſichtbar,“ ſagte er. Der Wolfshirte gab ohne weiteres die Tarnkappe her und ſo machten ſich die zwei auf den Weg und kamen glücklich in der goldenen Burg auf dem gläſernen Berge an. Mit der Tarnkappe auf dem Kopfe trat der Jüngling in den Saal und erblickte dort die drei ſchönen Fräulein. Sie konnten ihn freilich nicht ſehen; denn die Tarnkappe machte ihn unſichtbar. Ihrer Gewohnheit gemäß giengen ſie bald fort, um in jenem Fiſchweiher zu baden, während ſich der Jüngling in ihrer Abweſenheit in das Schlafgemach ſeiner Frau hineinſchlich. Als ſie nach Hauſe kamen, begaben

e ſich zur Ruhe. Er wartete bis ſie einſchliefen und
ihm dann erſt ſeine Tarnkappe herab. Wie nun ſeine
attin erwachte, erſtaunte ſie gar ſehr, daß er einen ſo
waltigen Weg zurückgelegt habe, und nun erzählte er, wie
n ein Wolf hierher geleitet. Aber weil ſich der Ärmſte
rchtete, die andern Frauen würden ihn zerreißen, ſobald
ihn erblickten, bat er ſeine Gattin, ſie möge ihre
chweſtern fragen, ob eine Chriſtenſeele hier verweilen
irfe. Sie erwirkte ihm die Erlaubnis und man übergab ihm
e ganze Burg zur Aufſicht. Als ſie aber wieder baden
engen, vertrauten ſie ihm alle Schlüſſel der Burg an
nd ſchärften ihm ein, er dürfe in ein jedes Zimmer
inein, nur in das letzte nicht. Kaum waren die Schweſtern
rt, ſo machte er ein Zimmer nach dem andern auf und
s drängte ihn die Neugierde, auch das letzte zu öffnen.
r öffnete es und erblickte einen Drachen, der mit drei
etten feſt geſchmiedet war. Darüber erſchrak er, aber
er Drache redete ihn an: „Du brauchſt keine Furcht zu
aben, ich tu dir nichts. Ich bitte dich, gib mir einen
aib Brod.“ Er reichte ihm einen Laib und ſogleich
rſprang eine Kette. Dann gab er ihm einen zweiten
nd einen dritten Laib und der Drache war frei. Jetzt
men auch die Frauen nach Haus geflogen und legten ihr
efieder ab. Da ergriff der Drache ſeines Befreiers
attin, führte ſie fort und beackerte mit ihr ſein Feld.
Weinend gieng der Jüngling ihnen nach und fand ſein Weib,
ie ſie dem Drachen das Feld beackerte. Er bat nun den
rachen, ihm die Frau frei zu laſſen. Der Drache ſagte: „Gut,
mm ſie hin, du haſt mir auch Gutes getan.“ Doch bald raubte
ſie ihm wieder. Der Jüngling holte ſie aber zum zweiten
al ab und auch ein drittes mal; denn der Drache ſtahl ſie ihm
ermals und führte ſie weg, um mit ihr zu ackern. Da

kam der Jüngling wieder und bat, seine Gattin frei zu lassen, worauf ihm der Drache antwortete: „Dreimal hast du mir und ich dir geholfen, wir sind quitt," mit diesen Worten packte er ihn und zermalmte ihn zu Sonnenstäubchen. — Nun traf es sich, daß ein Feldhuhn auf einer Heuwiese seine Brut hatte, es kamen aber Mäher und mähten sein Nest nieder. Das zweite mal machte sich das Feldhuhn sein Nest in einem Ackerfeld, aber es kam der Bauer und zerstörte es beim Ackern. Also suchte es sich einen geeigneteren Ort, wo es ungestört nisten könnte. Da erblickte es im Busche den Kopf des verlorenen Sohnes und legte seine Jungen hinein. Als diese herangewachsen waren, erzählte ihnen das Feldhuhn dessen Schicksal. Und da beteten die Feldhühner zu Gott, er möge ihn wiederum ins Leben zurückrufen, und Gott belebte wieder den verlorenen Sohn. Nun machte sich dieser auf den Weg und konnte auf seiner langen Wanderschaft nirgend seine Gattin finden, noch irgend welche Nachricht über sie erhalten. So traf er endlich zu Hause ein, wo er aus Gram über seine verlorene Gattin bald starb; seine Mutter aber grämte sich um ihn, und bald folgte sie ihm nach ins Grab.

## 77.

# Burg Raubneſt.

Es war einmal ein ſteinaltes Mütterlein, das hatte einen Sohn. Aber Mutter und Sohn lebten in tiefſter Armut. So ſaßen ſie einmal am Ofen und die Mutter weinte über ihren Sohn; denn ſie konnte ihm nichts zu eſſen geben, und da ſprach ſie zu ihm: „Mein liebes Söhnchen, geh, geh du zu deinem lieben, guten Großvater in jene andere Welt, ich will mich hier durchzuplacken ſuchen, ſo ſchlecht und recht es geht. Und wirklich machte ſich der Sohn am nächſtfolgenden Tage auf die Reiſe. Wie er ſo dahin wanderte, fand er auf der Straße ein Mäuſehaar, band es in ſein Tüchel und zog weiter. Nach einer kleinen Weile fand er eine Taubenfeder, die ſteckte er an den Hut und ſetzte ſeine Reiſe fort, bis er ans Geſtade des Weltmeeres gelangte, und weil er die Taubenfeder hatte, dachte er bei ſich: „wie ſchön wärs jetzt, wär ich ein Täubchen und flöge hinüber übers weite Meer.“ — Und ſiehe da! plötzlich ward er ein Täubchen und flog drei Tage und drei Nächte übers Meer, bis er ſich ſo ſchwach fühlte, daß er

beinahe ins Waſſer geſunken, wenn er nicht auf einmal unter ſich ein Fleckchen Erde bemerkt hätte, wo er ſich niederlaſſen konnte. Kaum ſaß er auf feſtem Boden, verwandelte er ſich wieder in einen Menſchen. Jetzt hatte er nichts zu eſſen; aber es kam ein Fiſchlein zu ihm, er nahm es und fieng an es roh zu eſſen, da blickte er zufällig auf und gewahrte einen Drachen, der ſich eben auf dieſelbe Stelle niederließ. Der Knabe entſetzte ſich, nahm die Geſtalt einer Maus an und flüchtete ſich in eine kleine Erdſpalte. Kaum daß er ſich verkrochen, ſetzte ſich auch ſchon der Drache auf dies Fleckchen Land und verblieb dort drei Tage und drei Nächte, dann ſchwang er ſich wiederum in die Lüfte und flog dorthin, von wo er gekommen. Jetzt kroch auch der Aermſte aus der Spalte hervor, verwandelte ſich in eine Taube und flog übers Meer. Als er am jenſeitigen Geſtade angelangt war und ſich dort zur Raſt niedergelaſſen, erblickte er plötzlich ſeine liebe Mutter. Es war dies beinahe ſchon die andere Welt, wohin eben auch ſeine Mutter reiſte; denn ſie war in der Zwiſchenzeit vor Hunger geſtorben und traf nun mit ihrem Kinde zuſammen. Sie ſetzten alſo ihre Reiſe in Gemeinſchaft fort.

Auf dem Wege fand der Knabe ein altes, verroſtetes Schwert; das hob er auf, während ihn die Mutter verſpottete, daß er ein Ding aufleſe, das zu nichts nutz ſei. Auf dem Schwerte aber ſtand geſchrieben: „Wer mich beſitzt, der kann die ganze Welt beſiegen.“ Auf der Weiterreiſe begegneten ſie zwölf Räubern; dieſe Räuber wollten die Mutter und den Sohn niedermachen, aber er ſprach: „Schwert, hau drein!“ und das Schwert hieb alle bis auf einen Mann nieder. Dies ſtimmte freilich die Mutter zu einer anderen Meinung um, und ſie ſagte: „Mein Sohn, du haſt da recht gut getan, daß du das Schwert aufgeleſen und

uns beide so gerettet hast." — Nach einer kleinen Weile gelangten sie an einen ungeheuer großen Wald, wo ebenfalls zwölf Räuber auf sie losstürzten mit der Absicht, sie in Stücke zu hauen, doch der Knabe sprach zu seinem Schwerte: „Mein Schwert, hau drein!" und es hieb die Räuber zusammen. Nun konnten sie ihren Weg ungefährdet fortsetzen. So kamen sie auf einen Kreuzweg. Da wählte die Mutter den einen, der Sohn den anderen Weg, und zwar einen sehr rauhen und unwegsamen, der ihn zu einer verwunschenen Burg hinführte. Er gieng in die Burg hinein und erblickte, als er hinaufkam, einen steinalten Greis, der in neunundneunzig Ketten festgeschmiedet da saß; und dieser Greis war des Knaben Großvater.

Sogleich nahm sich der Knabe vor, den Alten zu erlösen. Dieser Alte hatte aber noch eilf Töchter, die gleichfalls verwunschen waren; denn sie waren einst Peiniger ihrer Untertanen gewesen und hatten für das geringste Vergehen jeden sogleich durch Stiere oder Hunde in Stücke reißen lassen. Der Knabe kam dann in ein Zimmer, darin alles gar schön eingerichtet war, während die anderen in so entsetzlichem Zustande sich befanden, daß mans in ihnen nicht aushalten konnte. Er setzte sich nun in dem schönen Zimmer zu Tische und wollte von den Speisen daselbst essen, aber die waren alle aus Eisen und sahen nur so aus, als wären sie genießbar. Deshalb bat er die jüngste Tochter, sie möge ihm etwas zu essen vorsetzen; doch sie entgegnete: „Was hat dich hierher geführt? Unser Vater zerreißt dich, wenn du dich ihm nahst!" — „Laß mich mit deinen Reden ungeschoren," sagte der Knabe, „gib mir lieber einen Imbiß." — „Wir haben ja selbst nichts zu beißen, woher sollten wir dir zu essen geben?" — Hierauf fragte er sie, wie er es anstellen solle, um sie, ihre Schwe-

ſtern und ihren Vater, ſeinen Großvater, zu erlöſen. Sie antwortete ihm, er müſſe auf jenen Berg gehen, wo ſich ein See befinde, von dort drei Tropfen Waſſer holen und ſie dem Alten zu trinken geben, dann werden die Ketten zerfallen und der Alte Erlöſung finden. „Willſt Du aber uns erlöſen," fügte ſie hinzu, „ſo verſchaffe dir zwei Häute des Lapuh, eines Tieres, das wie eine Wildkatze ausſieht; in dieſe Häute hüllſt du dich, ſteigſt dann in den Keller hinab und befreiſt den Mann, der unten gefeſſelt liegt, doch darfſt du ihm nicht in Menſchengeſtalt nahen, denn er würde dich zerfleiſchen. Haſt du dieſen befreit, ſo erlöſe den Vater und uns. Der Knabe brach auf, brachte drei Tropfen Waſſer aus dem bezeichneten See, verſchaffte ſich zwei Bälge des Lapuh aus dem Jenſeits, ſchlüpfte in beide hinein, ſtieg dann in den Keller hinab, befreite den Mann und ließ ihn ins Freie. Sofort legte dieſer ſein grauenhaftes Weſen ab, wurde ein Menſch wie jeder andere, und gab dem Knaben die Anweiſung, wie er die Töchter erlöſen könne. Er ſagte ihm nämlich, er ſolle ſich eine Adlerfeder verſchaffen und mit ihr jedes von den Mädchen auf der Wange ſtreicheln, wodurch ſie Erlöſung finden würden. Hierauf begab ſich der Knabe zur jüngſten Tochter ins Zimmer und teilte ihr mit, daß er den Mann aus dem Keller befreit, und daß ihm dieſer die Anweiſung gegeben, wie er ſie erlöſen könne. Sprach ſie zu ihm: „Verwandle du dich in eine Maus und halt dich rückwärts an meinem Kleide feſt; ich führe dich ſo vor meinen Vater; du nimmſt dann vor ihm deine Menſchengeſtalt an und reichſt ihm die drei Tropfen." Und ſo vollbrachten ſie ihrer Verabredung gemäß das Werk. Sobald er vor dem Großvater ſich befand, verwandelte er ſich wieder in einen Menſchen und ließ ihn die drei Tropfen austrinken. Im

elben Augenblicke zerſprangen die Feſſeln, und der Alte
ar erlöſt, während die Tochter ſich ſchleunigſt auf ihr Zimmer
üchtete. Bald war der Knabe im Beſitze der Adlerfeder,
it welcher er dann jedes von den Mädchen ſtreichelte,
odurch ſie und die ganze Burg von dem Zauberbanne
efreit wurden. Sie alle drückten ihm ihren innigſten Dank
afür aus und drangen in ihn bei ihnen zu bleiben;
och er ſchlug jeden Antrag aus und entſchuldigte ſich,
r müſſe ſeiner Mutter weiter ins Jenſeits folgen. —
ort angelangt erzählte er der Mutter ſein Abenteuer
nd ſie war nicht wenig darüber erſtaunt, wie er dies
lles habe vollbringen können. Sein Großvater aber wurde
ieder Gebieter jener Gegend, und als ſeine Töchter
ine nach der anderen geſtorben waren, ſtarb auch er
chließlich, von der Burg aber nahmen Räuber Beſitz und
eit dieſer Zeit wurde aus der Burg ein Raubneſt. —

## 78.

# Der Ausreißer.

Es war einmal ein Ausreißer, der ſchon dreimal ſeinem Fahneneide untreu geworden war und ſchon zweimal ſeine Strafe überſtanden; zum drittenmal aber, das wußte er, ſtand ihm der Tod bevor. Wie er nun zum drittenmal ausriß, zog ers vor, zur Nachtzeit ſeine Flucht fortzuſetzen, und bei Tag ſich gewöhnlich in einem Graben oder im Dickicht verborgen zu halten; denn er fürchtete, bei Tag könnte man ihn feſtnehmen. Als er eines Nachts weiter eilte, gewahrte er in weiter Ferne einen Lichtſchein, und er dachte: „ich will doch dem Lichte mich nähern, vielleicht werde ich ſo irgendwie mein Elend los.“ — Wie er vor das Licht kam, fand er nur eine Öffnung, gerade breit genug, daß er durchſchlüpfen konnte. Sowie er aber in den Innenraum hineingekrochen war, umgab ihn plötzlich dichte Finſternis. Er wußte nicht wo ein, wo aus, doch wie er herumtappte, kam er auf einmal auf eine Treppe, auf dieſer ſchritt er weiter und gelangte in einen Gang. Durch dieſen Gang gieng er die längſte Zeit, bis er auf eine Thür

ſtieß. Er öffnete die Thüre und trat in ein Zimmer, darin wars aber auch ſtockfinſter, und er tappte ſo lange herum, bis er wieder auf eine Thür ſtieß und in ein anderes Zimmer gelangte. So giengs fort durch eilf Zimmer, bis er in ein zwölftes gelangte. Dort erſt fand er auf dem Tiſche eine Kerze. Das Zimmer war ſehr ſchön eingerichtet, und er dachte bei ſich: „Mags kommen wies will, in dieſem Zimmer werd ich mirs bequem machen,“ und legte ſich aufs Ruhebett. Eine Weile ſaß er ſo ruhig und in Gedanken verſunken da, als ſich ſchau! ſchau! der Tiſch von ſelbſt zu decken anfieng. Nachdem das Tiſchtuch aufgebreitet war, fiengen allerlei Gerichte an auf dem Tiſche zu erſcheinen. Er dachte, mags kommen wie immer, ich bin hungrig und greife zu; alſo aß er nach Herzensluſt. Nachdem er ſich ſatt gegeſſen, lehnte er ſich zurück ins Ruhebett und begann nachzudenken. Plötzlich traten ins Zimmer drei vollkommen in Schwarz gekleidete Jungfrauen. Eine ſetzte ſich ans Klavier, die zwei anderen tanzten. Wie er dies ſah, ſtand er auf, obwohl er müde war, und hops mit. Nach der Unterhaltung ließen ſie ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, ſprachen von dieſem und jenem, und lenkten ſchließlich darauf ein, wie er ſie erlöſen könnte. Sie teilten ihm die Art und Weiſe mit, auf welche dies bewerkſtelligt werden könnte und ſagten, er habe nichts anderes zu tun, als in einem Zimmer, das man ihm anweiſen werde, zu übernachten. Dorthin werde Nachts ein Geiſt kommen und ihn mit allerlei Fragen beläſtigen, woher er ſei und wieſo er hereingekommen, doch er dürfe kein Sterbenswörtchen auf alle dieſe Fragen antworten, obwohl man ihn mannigfache Martern und Qualen werde erdulden laſſen; er möge nur ſchweigend ausharren, bis man von ihm abließe. Sobald ſeine Stunde abgelaufen, müſſe der Geiſt

abziehen; er, der Jüngling, aber werde gar keine Folgen der Peinigung verſpüren. Auf dieſen Vorſchlag gieng unſer Ausreißer ohne weiteres ein, und deshalb führten ſie ihn unter Muſikbegleitung ſogleich in das bewußte Zimmer und ließen ihn dort allein. Als ſie fort waren, entkleidete er ſich, verriegelte gut die Thür und legte ſich ins Bett. Ein Schlaf wollte ſich bei ihm nicht einſtellen, denn es ſummte ihm im Kopfe in Erwartung der kommenden Dinge. Um elf Uhr pochte es plötzlich an die Thür. Er getraute ſich nicht einen Muck zu tun, denn er war feſt entſchloſſen, ſich, die Fräulein und die verwunſchene Burg zu erlöſen, deshalb ſchwieg er mäuschenſtille. Da pochte es zum zweiten male; er gab wieder keine Antwort. Nach dem dritten Pochen aber flogen von ſelbſt die Thürflügel auf und herein trat ein Rieſe in Flammen gehüllt. Dieſer ſtellte ſich ans Bett und fieng an ihn zu fragen, woher er ſei und wieſo er hieher gekommen. Doch unſer Freund verharrte in ſeinem Schweigen. Da packte ihn der Rieſe, ſchleuderte ihn zu Boden und fieng an ihn zu martern; doch kein Laut kam dem Gepeinigten über die Lippen. Schlag Zwölf entfernte ſich der Geiſt mit den Worten: „Haſt dus heute nicht erzählen wollen, ſo ſollſt dus morgen tun, wann unſer drei kommen.“ Sprachs, die Thür flog auf, flog zu, er war verſchwunden. Der Jüngling ſtand vom Boden auf und legte ſich aufs Bett, ohne auch nur den geringſten Schmerz mehr zu fühlen und ſchlief ſüß ein.

In der Früh kamen unter Muſikbegleitung die drei Fräulein, bis zu den Knieen in Weiß, und führten ihn zurück in das Zimmer, wo er geſtern geweſen. Sie ſtellten ihm einen Seſſel und ſetzten ihm ein reichliches Frühſtück vor. Nachdem er ſich geſetzt und ſatt gefrühſtückt, ſchlief er ein und ſchnarchte bis in den Abend hinein, und als er erwachte, fragte er, wie ſpät es ſei. Die Fräulein ſagten, es ſei neun

Uhr. Jetzt gaben sie ihm ein gutes Nachtmahl und führten ihn wieder in jenes Zimmer schlafen. Schlag elf Uhr pochte es an der Thür; er gab aber keinen Laut von sich; nach dem dritten Pochen sprang die Thür auf, drei Geister traten herein und derselbe, der ihn in der vorhergehenden Nacht auszuforschen gesucht, richtete dieselben Fragen an ihn, bekam aber ebensowenig als gestern eine Antwort. Drum packte ihn der eine und schuppste ihn in den einen, der andere in den andern Winkel, und so warfen sie ihn herum, bis der Arme blutüberströmt an der Wand kleben blieb. Als die zwölfte Stunde schlug, sprach der Wortführer zu ihm: „Wollteſt du uns heute nicht Red und Antwort stehen, so sollst dus morgen, wann unser vier kommen.“ Mit diesen Worten verließen sie ihn.

Wieder erhob er sich, legte sich aufs Bett und es fehlte ihm gar nichts. In der Früh kamen die drei Fräulein bis zum Gürtel weiß und holten ihn unter Musikbegleitung zum Frühstück in das andere Zimmer ab, stellten ihm wieder einen Sessel, und er schlief nach dem Frühück wieder ein. Abends führten sie ihn dann in seine Stube schlafen. Als sie fort waren, begab er sich nicht wie sonst zu Bett, sondern sann nach, wie er glücklich davon kommen könnte, um nur den furchtbaren Martern zu entgehen. Drum lugte er zuerst zum Fenster hinaus, ob es sich da wohl hinausspringen ließe, aber seine Blicke fielen auf furchtbare Erdschlünde und Felsenriffe. Er gieng ans zweite Fenster, aber auch da wars nicht besser, vielmehr sahs noch fürchterlicher aus. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als die ganze Zimmereinrichtung vor die Thür zu tragen, so dachte er nämlich seinen Peinigern den Zugang zu versperren, doch bald stand er davon ab. Um Mitternacht begann es zu pochen, aber er gab ebensowenig, wie in den vorigen Nächten eine Antwort. Beim drittenmale flog die Thür von selbst auf und die ganze Einrichtung stand wieder wie

vordem an ihrem Platze. Nun fieng ihn derſelbe, der ihn in den vorigen Nächten ausgefragt, wieder an auszuforſchen und ihm zu befehlen, er ſoll ſogleich geſtehen, woher er ſei und wie er hereingekommen, doch der Jüngling ließ ſich durch nichts zum Reden bewegen. Deshalb befahl der Wortführer einem ſeiner Geſellen, er möge hinuntergehen und einen Ambos und vier Hämmer herſchaffen. Als das Gewünſchte an Ort und Stelle war, blies einer von ihnen ein Feuer an und warf den Jüngling hinein. Sobald er glühend gebrannt worden, legten ſie ihn auf den Ambos, und Schlag auf Schlag giengs los, bis er wie Papier dünn geſchlagen ward. Trotz alledem war er nicht zum Reden zu bewegen, die Zeit verrann und die Geiſter mußten fort. Vor ihrem Abzuge ſagten ſie ihm aber, er und alles um ihn herum ſei gebenedeit, die Thür flog auf und ſie zogen ab. Er richtete ſich wiederum auf, legte ſich aufs Bett und verſank ſofort in Schlaf.

In der Früh kamen die drei Fräulein, ganz in Weiß gekleidet, unter Muſikbegleitung zu ihm herein, dankten ihm dafür, daß er ſie erlöſt und ſtellten ihm frei, eine von ihnen zur Gattin ſich zu wählen. Die jüngſte von ihnen war ihm am meiſten ans Herz gewachſen und er erklärte ſich bereit, ſie zu heiraten, aber nicht ſogleich, ſondern ſpäter, denn für jetzt wolle er ſich noch ein wenig die Welt beſehen. Zu dieſem Zwecke gaben ſie ihm einen Schinken mit auf den Weg, eine hölzerne Flaſche voll Wein, einen Laib Brod, drei Hunde und ein Pfeifchen, das an einer goldenen Kette hieng, und fügten hinzu, dieſe Hunde werden ihm in jedweder Lage zu Hilfe kommen, er brauche ſie nur durch das Pfeifchen anzulocken. Sollte er aber müde werden, ſo brauche er ſich nur auf einen von ihnen zu ſetzen. Alſo nahm er ſie auf den Weg in die Hände und zog in die Welt hinaus. Als er einmal durch einen Wald wanderte, geriet er zu einer Burg und kehrte daſelbſt ein. Doch waren die Stufen, die hinaufführ-

ı, von der Art, daß er auf ihnen nicht hinauf konnte; um ſetzte er ſich auf einen ſeiner Hunde, und dieſer trug n hinauf. Wie er ſo durch den Gang ſchritt, guckte er rch ein Fenſter und erblickte einen Tiger, der ſich von ner Frau lauſen ließ. Er gieng zu ihnen hinein. Der ger ſtand ſogleich auf, führte ihn aus einem Gemache ɜ andere und zeigte ihm viele Schönheiten. Alles fiel dem Jüngling, nur das eine nicht, daß die Frau des gers je einen der Hunde in ein beſonderes Zimmer ɛrrte. Als er ins vierte Zimmer kam, gieng er darin rum und beſah ſich die vielen Standbilder und Gemälde, d, wie er ſo weiter gieng, trat er auf ein Brett, das ɜleich nachgab, und ſo fiel er in den Keller hinab, wo es ckfinſter war. Er tappte nach einem Ausweg herum, aber erall wehte ihm dumpfe Moderluft entgegen, und bald cletzte er ſich an der Hand, bald am Fuße. Da dachte bei ſich: „Da dürft es dir nicht gut ausgehen.“ —

Nach einer Weile ließ ſich der Tiger, in der Hand ein hlachtmeſſer, an einem Stricke herab, in der Abſicht, ihn töten. Doch der Jüngling bat um eine halbe Stunde bensfriſt, damit er für ſeine Sünden Buße tue. Dieſe tte ward ihm gewährt. Die kurze Weile verrann und r Tiger zückte ſchon das Meſſer, um ihn zu erſtechen. ɛr Jüngling ſprang zur Seite und es verſtrickte ſich ihm ɜ Hand in die Kette, an welcher das Pfeifchen hieng; er ɜte es an und blitzſchnell waren die Hunde zur Stelle und on hetzte er ſie auf den Tiger. Die Hunde fielen er den Tiger her, der jetzt ganz demütig ums Leben hte, er möge ihn nur freilaſſen, ſein Weib werde ihn nmt den Hunden hinaufziehen. So geſchah es auch. ıum waren ſie draußen, hetzte der Jüngling die Hunde eder auf den Tiger. Wieder verlegte ſich dieſer aufs tten und verſprach ihm eine Salbe zu geben, welche die genſchaft habe, daß, ſobald er jemand den Rücken mit ihr

bestreiche und den Betreffenden dann an die Wand drücke, dieser daran kleben bleiben müsse, bis er ihn losspricht. —

Der Jüngling nahm die Salbe, zog weiter in die Welt und gelangte in eine Stadt, die ganz in Trauer gehüllt war. Er trat in ein Haus ein und fragte, weshalb denn alles in Trauer herumgehe; man gab ihm zur Antwort, heute werde der Teufel die Kaiserstochter holen. Darüber mußte er herzlich lachen und sprach: „Dem ist leicht abzuhelfen, geht nur und meldet, ich sei bereit, die Prinzessin zu befreien, sofern es genehm ist.“ — Dies wurde gemeldet und der Kaiser empfieng ihn mit großer Freude in seiner Burg. Als die bestimmte Stunde da war, wo der Teufel kommen sollte, stellte sich auch der Jüngling ein. Plötzlich um die zwölfte Stunde fuhr der Teufel mit vier Pferden vor. Der Jüngling erwartete ihn und sobald der Teufel die Prinzessin bei der Hand genommen, um sie fortzuführen, bestrich er ihm den Rücken mit jener Salbe, drückte ihn dann an die Wand und hetzte die Hunde gegen ihn los. Zudem gerbte er den Teufel mit dem Gewehrkolben, was das Zeug hielt, bis der Teufel mürbe wurde, zu bitten anfieng und eine Schrift von sich zu geben versprach, daß er fortan die Prinzessin unbehelligt lassen werde. Nachdem er die Schrift mit eigenem Blute geschrieben und unterfertigt, verschwand er durch das Fenster. Jetzt wußte der Kaiser vor Freuden nicht, was anzufangen. Er trug ihm die Tochter als Frau oder nach Belieben das halbe Reich an. Doch der Jüngling schlug jedes Anerbieten aus und begab sich zu seinen Fräulein, wo er die jüngste unter großen Feierlichkeiten ehelichte. Als sie aus der Kirche nach Hause giengen, entstand längs des Weges eine neue Stadt. Die Lustbarkeiten waren sehr groß, ich befand mich auch unter den Gästen, und nachdem ich mir recht gütlich getan, machte ich mich auf den Heimweg auf nach Varazdin.

## 79.

# Der Königssohn und die Vila.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und einen einzigen Sohn. Einmal machten sich die Eltern auf den Weg, um Stadt und Land zu bereisen, und blieben ein ganzes Jahr lang fort von ihrem Hause. Dieser alte König pflegte überall zu erzählen, er werde niemals sein Reich zerteilen, ja er könnte sich eher dazu entschließen, seine Töchter zu töten, als dem Sohne den Thron über ein zerstücktes Reich zu hinterlassen. So also äußerte er sich überall auf seiner Reise. Während seiner Abwesenheit vertrat ihn ohnehin schon sein Sohn in den Regierungsgeschäften. Eines Nachts klopfte es bei diesem ans Fenster. Der Königssohn wurde aufmerksam und fragte: „Wer da?“ — Antwortete der Pocher: „Ich bins, der König der Winde, gieb mir deine jüngste Schwester zur Gemahlin.“ — Sprach der Prinz: „Nimm sie dir ohne weiteres,“ worauf sich jener entfernte. In der nächstfolgenden Nacht klopfte wiederum etwas am Fenster an. Wiederum frägt der junge König: „Wer da,“ und

der Pocher antwortete: „Ich bins, der König der Sonne, gib mir deine mittlere Schwester zur Gemahlin.“ — Der Königssohn entgegnete: „Nimm sie dir ohne weiteres“, worauf sich jener entfernte. In der dritten Nacht ließ sich neuerdings ein Pochen am Fenster vernehmen. Der junge König fragte nun: „Wer da? Was suchst du mich denn jede Nacht heim?“ — Der Pochende entgegnete: „Ich bin der König des Mondes und bitte dich um die Hand deiner ältesten Schwester.“ — „Nach Belieben, du kannst sie heimführen“, versetzte der Königssohn. Also führte jener das Mädchen mit sich fort. Bald darauf kehrten die Alten von der Reise zurück; als sie erfuhren was vorgefallen, geriet die Mutter in große Betrübnis, während sie der König fortwährend über das Schicksal der Töchter zu trösten suchte. —

Der Prinz drang nun seinerseits in den Vater, er möge ihn heiraten lassen. Der Vater: „Zieh aus mein Sohn in die Welt und sieh dich überall nach einer Gemahlin um, die für dich paßt.“ Also zog er in die Welt, wanderte die längste Zeit herum, ohne ein so schönes Mädchen zu finden, daß ihn hätte fesseln können. Da dachte er bei sich: „Was fang ich nunmehr an? Nirgends finde ich ein Mädchen, das mir zusagen würde; na, ich weiß schon, was ich tun soll; es ist das gescheidteste, ich suche meine Schwäger auf, die dürften mir am besten raten können.“ — Gesagt getan. Er machte sich auf den Weg und traf sie alle drei, als sie eben irgend etwas untereinander besprachen. Er fragte sie nun ohne Umschweife, ob sie ihm irgendwo ein Mädchen von tadelloser Schönheit anzugeben wüßten. Der Wind meinte: „Ich wenigstens weiß von keinem, vielleicht kann dir der König der Sonne eine Auskunft geben.“ — „Das kann ich auch,“ sagte die Sonne,

und zeigte ihm, in welcher Richtung er wandern ſolle, worauf er frohen Herzens ſogleich aufbrechen wollte, doch ſie hielten ihn einen Augenblick zurück und ſagten: „Wart ein Weilchen, wir geben dir Etwas mit.“ Hierauf gaben ſie ihm zwei Fläſchchen; das eine enthielt Todeswaſſer, mit dem man nur jemand zu beſpritzen brauchte und er fiel tot zuſammen, das andere barg Lebenswaſſer, das die Kraft beſaß, jeden Toden ſofort wieder zu beleben, ſobald man ihn damit benetzte.

Nun wanderte er weiter und gelangte an eine Grube, die mit Köpfen ſolcher angefüllt war, die von den Vile verzaubert waren. Er nahm einen von den Köpfen, beſprengte ihn mit dem Waſſer des Lebens, worauf der Körper wieder Leben gewann. Nachdem ihm der Wiederauferſtandene geſagt, er ſei der Anführer der Verzauberten, und ihm den Palaſt der Vile gezeigt, beſprengte ihn der Königsſohn mit dem Waſſer des Todes aus dem anderen Fläſchchen, damit er in ſeinen vorigen Zuſtand verſinke, und ſchlug dann die angegebene Richtung ein. Bald war er am Ziele und traf die Königin der Vile in der Mitte ihres Hofſtaates an. Sie verliebten ſich ſogleich in einander, und kurze Zeit darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Einmal traf es ſich, daß die Vila einen Beſuch bei einer weitentfernten Freundin zu machen hatte und ihren Mann allein zu Hauſe laſſen mußte. Bevor ſie fortgieng, befahl ſie ſeiner Obhut das ganze Hausweſen und überreichte ihm einen Bund Schlüſſel, wobei ſie ihm ſagte, er dürfe alle Zimmer öffnen und beſichtigen, nur das allerletzte nicht. Kaum war die Vila, ſeine Gemahlin, ſeinen Blicken entſchwunden, beeilte er ſich das verbotene Zimmer zu öffnen, wo er einen bejahrten Mann antraf, der in Ketten geſchmiedet war, aus dem Munde Feuerflammen ſpie, und

Feuerkönig genannt wurde. Dieſer bat ihn flehend: „O, Chriſtenſeele! reich mir einen Tropfen Waſſer.“ — Der Königsſohn fühlte Erbarmen und willfahrte ihm. Sogleich ſprang ein Reif von dem Manne ab.

Der Flammenkönig bat wieder: „Reich mir noch zwei Gläſer Waſſer, du weißt ja, aller guten Dinge ſind drei.“ Kaum war ihm willfahrt worden, ſprangen auch die übrigen Reife ab und der Flammenkönig entfernte ſich unter furchtbarem Getöſe. Auf dem Wege nahm er die Vila als gute Beute mit ſich in die Knechtſchaft. Der Königsſohn wartete und wartete auf die Rückkunft ſeiner Gemahlin, doch vergebens, und als es ihm allein zu langweilig wurde, machte er ſich auf, um ſie in der Welt zu ſuchen, und da er trotz allen Nachforſchungen ihren Aufenthalt nicht erfahren konnte, entſchloß er ſich, ſeine Schwäger aufzuſuchen. Nach einer langwierigen Reiſe kam er endlich bei ihnen an. Sie waren ſchon von dem Zwecke ſeines Beſuches unterrichtet. Ohne Umſchweife rückte er mit ſeinem Anliegen heraus: „Meine lieben Schwäger,“ ſagte er, „gebt mir Auskunft über den Aufenthalt meiner Gemahlin.“ — Sie ſagten ihm nun, er ſelbſt ſei Schuld daran, daß ſeine Gattin verſchwunden ſei, und es bleibe ihm jetzt nichts anderes übrig, als ſie vom Feuerkönig zurückzuverlangen. Er zog ſogleich weiter, wanderte und wanderte immer vorwärts, bis er an ein in Feuer ſtehendes Gebirge gelangte. Dort erblickte er ſeine Gemahlin, die Vila, in einem Bache, der ſich aus dem Gebirge herab ſchlängelte. Er forderte ſie ſogleich auf mit ihm die Flucht zu ergreifen. Aber ſie erwiderte: „Wie könnt ich Ärmſte fliehen, die ich in Ketten feſtgeſchmiedet bin?“ — Er eilte alſo zu ihr hin, löſte ſie von den Banden los und ergriff mit ihr die Flucht. Der Feuerkönig aber beſaß ein Pferd, das ſo ſchnell

wie der Gedanke war und jedesmal, wenn einer der Knechtschaft seines Herrn sich entziehen wollte, durch Ausschlagen mit dem Hufe seinen Herrn sofort in Kenntnis setzte, einer der Gefangenen habe sich freigemacht. Auch diesmal schlug das Pferd mit dem Hufe aus, und der Feuerkönig eilte schnell herbei und fragte es: „Mein liebes Pferdchen, was fehlt dir?“ — „Mir gar nichts, aber dir jene Vila; ihr Mann ist um sie gekommen, und sie flüchtete sich mit ihm; übrigens kannst du noch ganz ruhig essen und trinken gehen, wir ereilen sie auf jeden Fall“. Also aß und trank er vorerst, bestieg das Pferd und sprach zu ihm: „Sei schnell wie mein Gedanke,“ dabei wünschte er sich bei den zwei Flüchtlingen zu sein, und im selben Augenblicke war ers auch schon. Der Königssohn erschrak nicht wenig bei seinem Anblick. Der Feuerkönig sagte ihm blos: „Du sollst dich mir nur noch ein einziges Mal unterstehen, um diese Vila zu mir zu kommen, diesmal will ich dirs noch verzeihen. weil du mich damals der Fesseln entledigt hast; mach, daß du fortkommst und laß dich nimmer vor mir blicken!“ —

Tiefe Betrübnis überkam ihn, und er glaubte, seine Gattin sei für ihn auf ewig verloren. Indessen suchte er seine Schwäger auf. Sie waren eben zusammengekommen, um Etwas zu besprechen, und sagten ihm, er könne auf keine Weise wieder in den Besitz seiner Gattin gelangen, außer er verdinge sich bei der Hexe, die nicht ferne von ihnen wohne. — Da dachte er bei sich: „Leben und sterben für ein Weib, das ihrem Manne die Treue bewahrt,“ machte sich reisefertig und gelangte wirklich zu der bezeichneten Burg, über die er nicht wenig in Staunen geriet; denn ihre Mauern waren aus lauter Menschenköpfen erbaut. Als er in die Burg hinein kam, trat vor ihn ein altes Weib, das Haupt von Schlangen umwunden, die ihr das

Geſicht leckten, und fragte ihn: „Chriſtenſeele, was führt dich hieher? Biſt du Willens bei mir in Dienſt zu treten?“ — Antwortete er: „Freilich, denn ich habe vernommen, daß ich hier einen guten Lohn empfangen werde.“ — Sprach die Alte: „Ja, das iſt wohl wahr, drei Chriſtentage (Tage nach menſchlicher Auffaſſung) Dienſtzeit werden dir angerechnet als drei Jahre und drei Tage.“ Sodann führte ſie ihn in den Stall, wo drei Pferde ſtanden, (dieſe Pferde waren ihre Töchter) und ſagte zu ihm: „Siehſt du, mein Lieber, dieſe Pferde haſt du zu weiden; mit dem Sonnenaufgang führſt du ſie hinaus ins Feld und mit dem Sonnenuntergang bringſt du ſie wieder heim, wenn nicht, ſo ſiehſt du da was deiner wartet.“ Bei dieſen Worten wies ſie auf die menſchlichen Körper, aus denen die Mauern errichtet waren. Darüber erſchrak er und dachte: „Das dürfte ein ſchlimmes Ende für mich nehmen.“ —

Indeſſen verlor er den Mut nicht; denn ſeine Schwäger hatten ihm, als er von ihnen Abſchied nahm, je ein Stäbchen mitgegeben, mit deren Hilfe er ſie herbei rufen konnte. Am erſten Tage ſetzte er ſich auf eines der Pferde, und führte ſie in die Au auf die Weide. Eben gieng die Sonne auf, als ſie auf der Wieſe anlangten, da warf ihn ſein Pferd ab und in eine Moraſtlacke. Unter großer Anſtrengung arbeitete er ſich heraus; inzwiſchen waren die Pferde verſchwunden. Was nun? — Lange ſtand er ratlos da, als ihm endlich die Stäbchen einfielen; er nahm ſie ſogleich zur Hand, es war aber auch die höchſte Zeit, denn die Sonne war im Untergehen, und es erſchien ſein Schwager Wind: „Weiß ſchon, was vorgefallen,“ ſagte er, und fieng an ſo heftig zu blaſen, daß es die davongelaufenen Pferde vor Kälte im Freien nicht aushalten konnten und ſich ſchleunigſt von ſelbſt in

ihren Stall verfügten. Als sie vor Kälte zitternd nach Hause kamen, prügelte sie die Bettel tüchtig durch. Am zweiten Tage mußte er bleierne Pferde weiden.

Diesmal half ihm Schwager Sonne, der so heiß auf die Pferde niederbrannte, daß sie zu schmelzen anfiengen und sich noch vor Sonnenuntergang in ihren Stall flüchten mußten, wo sie von der Alten jämmerlich geprügelt wurden. Am Vorabende des dritten Tages trug ihm die Bettel auf, die Stuten zu melken, was eine gar gefährliche Arbeit war; denn sie waren sehr bösartig und schlugen fortwährend aus. Da nahm der Königsohn das dritte Stäbchen und dachte an den Mondkönig. Dieser erschien sogleich und sagte zu ihm: „Um die Mitternachtsstunde werde ich durch diese kleine Oeffnung einen Punkt dir durch mein Licht bezeichnen, wo du dann so lange nachgräbst, bis du einen Zaum findest. Wenn du diesen dir über die Hand legst, können sie dir nichts anhaben."

Er tat so, wie er ihm riet, melkte noch vor Sonnenaufgang die Stuten, ohne daß sie ihm irgend ein Leid zugefügt, und als der Milchtrog voll warmer reiner Milch war, brachte er sie der Alten. Fragte sie ihn nun: „Was forderst du für einen Lohn?" — „Ich will jenes alte Pferd, das in dem Kellerwinkel steht." — „Was brauchst du denn dieses gerade?" — „Das ist meine Sache, ich hab Euch treu und redlich gedient und will es haben." — Die Alte willfahrte seinem Begehren und sagte ihm, er soll das Pferd in die Milch springen lassen. Das Pferd sprang in den vollen Milchtrog hinein und kam verjüngt und zehnmal schöner, als es war, wieder heraus. Die Alte glaubte, sie könne sich auch verjüngen, sprang auch in den Trog, verbrannte aber kläglich; denn das Pferd hatte die Milch durch sein Feuer siedend

gemacht. Der Königsohn bestieg alsdann das Roß und wünschte sich sogleich bei seiner Gemahlin zu sein. Im Nu befand er sich an ihrer Seite, nahm sie zu sich auf den Sattel und jagte schnell wie der Wind fort. Jenes andere Pferd aber scharrte mit dem Hufe und rief seinen Herrn herbei. „Was gibts mein teures Pferdchen?“ fragte der Feuerkönig. — Sprach das Pferd: Steige schnell auf, denn sie fliehen auf einem noch schnelleren Renner als ich bin.“ — Also setzte er in rasender Hast den Flüchtlingen nach. So sehr war das Pferd angestrengt, daß ihm das Eingeweide heraushieng. Wenig fehlte und die Flüchtigen waren eingeholt, da rief ihm das vordere Roß zu: „Was läßt du dich gar so schinden? Wirf den Hallunken ab und brich ihm das Genick.“ — Das ließ sich das Pferd nicht zweimal sagen, machte einen gewaltigen Satz, warf den Reiter ab und zertrat ihn mit den Hufen. Dann gesellte es sich zu seinem Bruder, mit dem es von nun an am Hofe der Königin reichliches Futter und Trank bekam, und von den Vile gehegt und gepflegt wurde.

## 80.

# Der Jüngling und das Vilapferd.

Es waren einmal ſieben Brüder von einer Mutter, die, als ſie herangewachſen waren, zu gleicher Zeit heiraten wollten und übereinkamen, eine Mutter mit ſieben Töchtern zu ſuchen. Jeder wählte ſich das ſchönſte Pferd aus, das ihm zuſagte, nur der Jüngſte einen erbärmlichen Klepper, der ſo mager war, daß er kaum mehr auftreten konnte. Doch der Jüngling beachtete dies nicht; denn er wußte gar wohl, welcher Art es ſei; es war nämlich ein Vilapferd. Die Brüder verdroß es zwar nicht wenig, daß er ein ſo ſchlechtes Pferd ſich genommen, aber er machte ſich aus ihren Reden gar nichts. Sie machten ſich alſo auf den Weg. Einmal trafen ſie ein Weib, daß mit acht Stuten ackerte. Sie näherten ſich ihr und fragten ſie, ob ſie ihnen wohl Auskunft geben könne, wo eine Mutter ſieben heiratsfähige Töchter habe. „Wir ſieben ſind die Söhne einer Mutter und haben uns gelobt, wieder nur die ſieben Töchter von einer Mutter zu freien.“ — Sie antwortete, ſie habe eben acht Töchter. „So kommt denn, meine lieben

Kinder, zu mir übernachten; denn die Sonne iſt ſchon im Untergehen.“ — Alſo kehrten ſie alle ſieben bei der Alten ein, die ihnen ein gutes Nachtmahl vorſetzte, das Lager bereitete und jedem eine Tochter mit ins Bett gab. Inzwiſchen warnte das Pferd des Jüngſten der Brüder ſeinen Herrn, die Brüder mögen ſich bei Leibe nicht vom Schlafe übermannen laſſen, ſonſt kämen ſie um ihr Leben. Das Pferd war eben allwiſſend und kannte die Alte, welche eine gefährliche Zauberin war und von ihren acht Töchtern diejenige mit dem Goldhaar Niemand ſehen ließ. Alſo ſagte der jüngſte Bruder zu den anderen, ſie mögen ſich hüten einzuſchlafen, und ſollten ſie ſchon einſchlafen, jedenfalls ſchleunigſt aufſtehen, wenn er ſie wecken werde.

Während die Brüder ſchliefen, hielt der Jüngling Wacht, legte die Helme zu Häupten der Töchter der Alten und vertauſchte dann die Zügel ſeines und der Brüder Pferde mit den Zügeln der Pferde, welche der Alten gehörten. Als die Strunſel glaubte, die Brüder lägen im tiefſten Schlafe, ſchlich ſie ſich mit einem Schwert in der Hand an ſie heran, um ihnen und ihren Pferden die Köpfe abzuſchlagen. Im Dunkeln aber irrte ſie ſich, verführt durch die Helme und die Zügel, und ſchlug ihren eigenen Töchtern und ihren Pferden die Köpfe ab. Hierauf legte ſie ſich ruhig ſchlafen. Als der jüngſte Bruder annehmen durfte, die Alte ſei ſchon eingeſchlafen, hob er ſich ſachte vom Lager auf, weckte leiſe die Brüder und ſagte: „Steht in aller Stille auf, kleidet Euch an, beſteigt jeder ſein Pferd und eilt ſo raſch als möglich von dannen, ich ſelbſt hoffe Euch noch einzuholen. Sie ſtanden hurtig auf, erblickten das angerichtete Unheil und jagten ſchnell davon. Als ſie der Bruder der Gefahr ſchon entrückt glaubte, ſetzte auch er ſich aufs Pferd, ritt unters Fenſter, klopfte an die

Scheibe und rief der Alten zu: „Schläfst du oder wachst du?“ — Antwortete die Alte: „Hab mich eben ausgeschlafen und bin nun ganz munter.“ — „Du hast deine sieben Töchter abgeschlachtet, und wir haben dir sieben goldene Zäume und sieben Helme davongetragen.“ Sprachs und ergriff die Flucht. Die Alte aber sprang schnell auf, überzeugte sich, daß sie ihre sieben Töchter gemordet, warf den Zaum auf die Ofengabel, die sich sogleich in ein stattliches Roß verwandelte und setzte in rasender Hast dem Flüchtling nach. Sie hatte ihn beinahe erreicht, da war er schon über die Grenze und ihrer Macht entrückt. Da rief ihm die Alte zu: „Danke Gott, daß ich dich nicht eingeholt.“ Mit diesen Worten trat sie den Rückweg an, während der Jüngling weiter ritt, um zu seinen Brüdern zu stoßen. In wenigen Augenblicken erreichte er sie und setzte mit ihnen die Reise fort. Die sechs Brüder waren schon der Meinung, daß sie ihn nimmer werden zu sehen bekommen, weil sein Pferd gar so elend aussah; sie wußten eben nicht von welch vortrefflichen Art es sei. Als sie an einen Kreuzweg gelangten, hielten sie inne, um zu beratschlagen, wohin sie sich wenden sollen. Den Brüdern war der jüngste stets ein Dorn im Auge gewesen und sie konnten ihn nie recht leiden, drum sagten sie zu ihm, er dürfe nimmer mit ihnen gehen, sonst werden sie ihn umbringen. Sie werden einen anderen Weg einschlagen und auch er soll einen anderen wählen. Einverstanden. Der Aermste schlägt einen ganz anderen Weg ein, da spricht auf einmal sein Pferd zu ihm: „Mein lieber Herr! Ich rate dir, auf dem Wege was du siehst und hörst, als ungesehen und ungehört zu betrachten.“ — Nach einer kleinen Weile erblickte der Jüngling drei goldene Haare auf der Straße liegen, rief seinem Pferde zu: „Halt, bleib da stehen,“ stieg herab und hob

die drei Goldhaare auf. Da ermahnte ihn das Pferd: „Hab ich dir nicht gesagt, was du siehst, tu, als wenn dus nicht sähest, was du hörst, als hörtest dus nicht; es wird dir schon leid tun.“ — Sie legten wieder ein Stück Weges zurück, da erblickte er drei goldene Federn, „halt! bleib stehen,“ sagte er, und hob die Federn auf; aber das Pferd mahnte ihn wiederum: „Ich hab dir gesagt, was du siehst, tu, als sähest du es nicht und was du hörst, als hörtest dus nicht; wird dir schon noch leid tun.“ — Sie setzten ihren Weg fort, als der Jüngling einen goldenen Hufbeschlag erblickte. „Halt mal! rief er, bleib stehen“, stieg ab und hob den Hufbeschlag auf. Kopfschüttelnd sprach das Pferd: „Hab ich dir nicht gesagt, was du siehst, tu, als ob dus nicht sähest, was du hörst, als ob dus nicht hörtest; wird dir schon noch leid tun.“ —

Der Jüngling achtete nicht darauf, sondern setzte sich ruhig auf und ritt fürbaß. Endlich gelangten sie in eine große Stadt, wo ein König herrschte. Da dem Jüngling der Zehrpfennig ausgegangen war, bat er den König, ihn zu sich in Dienst zu nehmen, wenn eine Stelle frei sei. Zum Glück war die Stelle für einen Stallknecht erledigt, und er wurde sofort aufgenommen. Seiner Obhut wurden zwei Pferde anvertraut; die mußte er füttern und rein halten. Er pflegte nun jedesmal früh zeitlich vor allen anderen Stallknechten aufzustehen und die Pferde zu putzen. In einen Winkel legte er den Hufbeschlag, in einen anderen die drei Federn, in einen dritten die drei goldenen Haare, die leuchteten ihm so schön, daß er nie ein anderes Licht verbrauchte. Bevor noch die anderen Knechte aufgewacht, hatte er schon die zwei ihm zur Obsorge anvertrauten Pferde, sowie auch das seinige glänzend rein gestriegelt. Alle wunderten sich, daß seine Pferde die schönsten und besten unter allen waren, obwohl man ihn sie nie putzen sah. Eine Zeitlang ließen

ſie das ſo hingehen, doch ſchließlich erfüllte ſie Neid und Zorn, weil er ſie alle verdunkelte. Alſo ſuchten die Diener ihn durch lügneriſche und nichtswürdige Verläumdungen um den Dienſt zu bringen; aber ihre Müh war vergebens, denn er war ein gar trefflicher Pferdewärter. Hierauf beobachteten ſie jeden ſeiner Schritte, um doch wenigſtens zu erſpähen, wann er ſeine Pferde ſtriegle. Als ſie nun die beſagten Dinge in ſeinem Beſitze bemerkten, erzählten ſie es dem Stallmeiſter, der wieder ſeinem Vorgeſetzten, und ſo kam die Kunde davon auch zu des Königs Ohren. Sogleich befahl der König, dieſe Dinge ihm zu bringen und den Stallknecht vor ihn zu führen Auf die Frage, wie er in den Beſitz dieſer Koſtbarkeiten gelangt ſei, erzählte der Jüngling, er habe ſie auf der Heerſtraße gefunden. Der König aber dachte, der Burſche müſſe wohl auch den Aufenthalt des Mädchens kennen, von dem die Haare ſtammen, und befahl ihm, das Mädchen herbeizuſchaffen, ſonſt müſſe er ſeinen Ungehorſam mit dem Kopfe büßen.

Der Arme wurde ſehr traurig und brach in Thränen aus; denn wie konnte er das Mädchen herbeiſchaffen, wußte er ja doch nicht einmal ihren Aufenthalt. Weinend begab er ſich in den Stall zu ſeinem Pferdchen. Fragte es ihn um den Grund ſeines Weinens, und nun erzählte er ihm, was für einen Befehl er erhalten, und daß er ſeinen Kopf verliere, falls er den Auftrag nicht vollführt. Hierauf verſetzte das Pferd: „Siehſt du nun die Folgen deines Ungehorſams? ich hab dir fortwährend geſagt, es wird dir ſchon noch leid tun, daß du mir nicht gefolgt; übrigens, es hat nichts zu bedeuten; geh hin und fordere für mich auf drei Tage Hafer und für dich ebenſolange Bewirtung, dann wollen wir uns aufmachen, um das Mädchen zu ſuchen.“ —

Nachdem er das Verlangte erhalten, begab er ſich zu jener Alten, bei der er mit ſeinen Brüdern über Nacht

gewesen; das Mädchen war nämlich ihre achte Tochter, die hinter neun Zimmern verschlossen war, und an jeder Zimmerthür hieng ein Glöcklein, das läutete, sobald jemand der Thüre nahte. Seine Verlegenheit war keine geringe, wie er sich dieser Aufgabe entledigen sollte. Da riet ihm sein Pferdchen, sich als Bettler zu verkleiden und in die große Morastlache hineinzureiten, die sich in der Nähe der Behausung der Alten befand. Dort soll er absteigen und fortgehen, um Leute zu Hilfe herbeizuholen. Die Alte werde auch helfen kommen. Während man sich mit ihm herumzerren werde, soll er die Gelegenheit benützen, das Mädchen, zu entführen. Gesagt getan. Der Jüngling gieng fort um Hilfe, und auch die Alte eilte herbei, um das Pferd aus dem Schlamm zu ziehen. In der Zwischenzeit entführte er das Mädchen, und brachte es vor den König, der an ihr sogleich großem Wohlgefallen fand und sie zur Gemahlin für seinen einzigen Sohn bestimmte. Nun wollte der König, daß sie seine Schwiegertochter werde, aber sie weigerte sich und sagte, sie gebe nicht eher ihr Jawort, bis er ihr die drei Enten gebracht, von welchen die drei Goldfedern stammen. Fragte der König: „Wer könnte mir dieselben herbeischaffen?“ — Antwortete sie: „Nur der Jüngling, der mich hieher gebracht.“ — Nun ließ ihn der König wieder vor sich kommen und befahl ihm die drei Enten herbeizuschaffen, wenn nicht müsse ers mit dem Leben büßen. Wieder begab sich der Jüngling weinend zu seinem Pferdchen in den Stall, und wieder fragte ihn das Pferd: „Mein lieber Herr, warum weinst du?“ — Er teilte ihm nun mit, was für einen Auftrag ihm neuerdings der König gegeben, worauf das Pferd versetzte: „Siehst du, Herr, ich hab dir immer gesagt, was du siehst, tu, als sähest dus nicht, was du hörst, als hörtest dus nicht; es werde

dir noch leid tun. Oder tuts dir vielleicht nicht leid?“ — „Es tut mir wirklich vom Herzen leid,“ entgegnete der Jüngling. „Na, fürchte nichts,“ ſagte das Pferd, „geh nur hin und verlange für dich fünf Tage lang Bewirtung und ebenſolange für mich Fütterung.“ — Der Jüngling gieng fort und erlangte das Gewünſchte. Fünf Tage verſtrichen, und ſie machten ſich auf die Reiſe. Sie ſuchten wieder jene Alte auf, denn ſie war die Beſitzerin jener Enten, und baten ſie um ein Nachtquartier. Und wirklich ließ ſich die Alte bewegen ſie aufzunehmen, weil es ihr ſchon gleichgiltig war, wer da komme, nachdem ſie zuerſt ihre ſieben Töchter und dann noch die achte mit dem Goldhaar, ihrem Herzen die teuerſte, verloren. Alles andere hielt ſie keiner beſonderen Wachſamkeit wert.

Nachts als ſie ſchlief, ſtand der Jüngling leiſe auf, ſtahl die Enten, beſtieg ſein Pferd, ritt zum Fenſter hin und rief hinein: „Alte! ſchläfſt du oder wachſt du?“ Sie: „Ich hab geſchlafen, aber jetzt bin ich ganz Ohr.“ Er: „Du haſt deine ſieben Töchter abgeſchlachtet, die achte mit dem Goldhaar haben wir dir entführt, und jetzt tragen wir dir deine goldenen Enten fort.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich zur Flucht, die Alte aber fuhr auf, ſattelte ihren Klepper, die Ofengabel, ergriff ihr Schwert, die Flachsbreche, und jagte ihm in raſender Schnelligkeit nach, ſo daß es wenig fehlte und ſie hätte ihn ereilt. Zu ſeinem großen Glücke hatte der Jüngling einen dichten Kamm mit ſich, den er auf Anraten ſeines Pferdes, als ſie zur Alten giengen, auf der Straße aufgeleſen, denn es ſagte, dem Kamme wohne eine Zauberkraft inne. Als ſie ſchon dran war ihn zu fangen, ſagte das Pferd, er ſoll den Kamm, den er aufgehoben, hinter ſich werfen. So wie er ihn hinwarf, entſtand hinter ſeinem Rücken ein dicker Wald. Die

Alte hat ihre schwere Not durch das Dickicht sich durchzuarbeiten, während der Jüngling einen großen Vorsprung gewann. Doch bald war die Alte aus dem Walde draußen, nahm die Verfolgung wieder auf und hätte beinahe den Flüchtling eingeholt; nur um ein Haar fehlte es und ihr Schwert hätte sein Pferd erreicht, als zum Glück der Jüngling über die Grenze des Gebietes setzte, wo ihre Zaubermacht aufhörte und sie ihm nichts mehr anhaben konnte. Er überbrachte dem König die Enten und der König drang in das Mädchen, nunmehr seinen Sohn zu heiraten, aber sie weigerte sich mit Entschiedenheit ihr Jawort zu geben, ehe er ihr das Pferd vorgeführt, von dem der goldene Hufbeschlag herrühre. Hierauf fragte sie der König: „Wer vermag es denn herbeizuschaffen?“ — Antwortete die Jungfrau: „derselbe, der mich hiehergebracht hat.“ — „Wiederum ließ er den Jüngling vor sich kommen und befahl ihm, das Pferd herbeizuschaffen, sonst müßte er seinen Ungehorsam mit dem Kopfe büßen. Der arme Junge bricht in Thränen aus, da er nach so vielen Mühseligkeiten noch immer nicht in Ruhe gelassen wird; weinend sucht er sein treues Pferd auf. Frägt das Pferd: „Mein Herr! warum weinst denn wiedrum?“ — „Wie sollte ich nicht weinen, wenn mir der König befiehlt, das Pferd hieherzubringen, von welchem jener Hufbeschlag herrührt.“ — „Siehst du, mein lieber Herr, ich habe dir fortwährend gesagt, was du siehst, tu als ob dus nicht sähest, was du hörst, als hörtest dus nicht, es wird dir noch leid tun. Alles, was wir bisher ausgestanden und ertragen, ist noch nichts im Vergleich zu den Gefahren und Mühseligkeiten, die uns bevorstehen; denn jenes Pferd weidet unter den Vilastuten. Aber geh, wein doch nicht so viel, geh nur hin und fordere für dich neun Tage lang gute Bewirtung, für mich reichliches Futter

auf neun Tage, überdies verlange neun Büffelhäute, neun Knäuel Zwirnfaden, neun Ahle und neun Nadeln.“ Er erhielt das Verlangte. Nachdem ſie ſich alſo zur Reiſe gehörig geſtärkt, nähte er ſein Pferd mit den Ahlen und den Nadeln in die neun Häute ein und trat die Reiſe an. Vergeſſen hab ich zu ſagen, daß ſie noch neun Scheffel Hirſe, die man ihnen auf Verlangen ausgefolgt, mitgenommen. Als ſie an die Meeresküſte angelangt waren, unterrichtete das Pferd ſeinen Herrn, wie er ſich zu verhalten habe; denn der geſuchte Hengſt befand ſich jenſeits des Meeres. „Du beſteige hier dieſen Baum,“ ſagte es, „ich aber werde mich hier in dieſem großen Graben verſtecken; wenn der Hengſt zum drittenmal herüberkommt, dann werde ich mit ihm kämpfen; ſiehſt du nun rote Flammen aus meinem Auge ſtrahlen, ſo freu dich von ganzem Herzen, dringen aber aus meinen Augen bläuliche, aus des Hengſtes aber rote Flammen, dann magſt du dich in dein eigenes Schwert ſtürzen. Geſagt getan. Der Jüngling ſtieg auf den Baum, das Pferd verſteckte ſich im Graben und wieherte zum erſtenmal auf, worauf der Hengſt übers Meer geflogen kam und ſeinen Gegner ſuchte, aber nicht fand. Da kehrte er um. Zum zweiten Male wieherte das Pferd auf, wieder kam der Hengſt übers Meer geflogen und kehrte zurück, da er das Pferd nicht finden konnte. Als das Gewieher zum drittenmal erſcholl, kehrte er wieder um, das Pferd fieng an zu laufen, der Hengſt immer nach, ſie gerieten hart aneinander, und lange währte der Kampf, bis der Hengſt dem Pferde acht Büffelhäute herabriß; allein Gottes Hilfe errettete es vor dem ſicheren Verderben. Da gewahrte der Jüngling, daß ſeinem Pferde rote, dem Hengſte aber bläuliche Flammen aus den Augen dringen. Nun ſtieg er vom Baume herab und

das Pferd ſagte ihm, er ſoll die neun Scheffel Hirſe am Meeresgeſtade ausſtreuen, damit die Stuten ſich damit aufhalten, wenn ſie nach dem Hengſte herüberkommen, dann ſoll er den Hengſt beſteigen, und die Flucht ergreifen. Er tat ſo, wie ihm das Pferd geheißen. Er kam bis zur Königſtadt geritten, doch wartete er nicht, bis man ihm die Thore öffnete, ſondern ſetzte mit einem Satze über die Stadtmauer; denn die Not war groß, weil die Stuten ihnen hinterdrein nachſetzten. Sodann öffnete man die Thore und ließ alle Stuten ein, die ſich nun zufrieden gaben. Der Jüngling war mit ſeinem Pferde ganz glücklich. Nunmehr wollte der König, daß das Mädchen ohne Aufſchub zur Trauung gehe. Aber ſie ſagte, „nicht eher, bis alle dieſe Stuten gemolken ſind.“ — Fragte der König: „Ja aber wer könnte ſo unbändige Tiere melken?“ Antwortete ſie: „Der, der mich hiehergebracht.“ — Hierauf befahl der König dem Jüngling die Stuten zu melken, ſo ihm ſein Kopf lieb iſt. Aber wieder half dem Jüngling das Pferd aus der Klemme: „Geh bitte“, ſagte es zu ihm, „daß man dir geſtatte, mich bei der Arbeit zu Hilfe zu nehmen.“ — Er bat ſich das aus und man willfahrte ihm, um nur dem Trotzkopf von einem Mädchen einen Gefallen zu erweiſen. Nur mit Hilfe des Pferdes gelang es ihm, die ſchwere Aufgabe zu vollbringen, anders wäre es ihm gar nicht möglich geweſen. Er molk eine ganze Wanne voll, aber die Milch ſiedete und brodelte, als koche ſie in einem Keſſel über dem Feuer. Hierauf drang der König in das Mädchen, ſie ſolle ſogleich mit ſeinem Sohne zur Trauung gehen, aber ſie ſagte: „nicht eher, als bis Jemand in dieſer Milch ein Bad genommen.“ Da fragte der König verwundert: „Wer dürft es wagen, in der ſiedenden Milch zu baden?“ — Sagte ſie: „Der, der mich

hieher gebracht." — Also befahl der König dem Jüngling es zu tun. Weinend begab sich dieser zu seinem lieben Pferde, und dieses fragte ihn, warum er weine. Er sagte, es sei ihm befohlen worden, in der siedenden Milch zu baden. Hierauf versetzte das Pferd: „Weißt du was? Geh, bitte den König um die Erlaubnis, mich deinen Tod mit ansehen zu lassen; den letzten Wunsch wird man dir nicht abschlagen". Er gieng also den König bitten und man erlaubte ihm, sein Pferd zuschauen zu lassen. Als das Pferd an die Wanne trat, zog es alle Wärme in sich ein, worauf der Jüngling gemütlich ins Bad stieg. Als er sich gebadet und herausgestiegen war, war er dreimal schöner als früher. Nunmehr ließ das Pferd die ganze Hitze, die es zuvor mit den Augen in sich gesogen, wieder in die Milch hinein, der Sohn des Königs aber wünschte auch so schön zu werden, wie der Jüngling, stieg in die siedende Milch hinein, verbrühte sich aber elendiglich und fand darin seinen Tod. Da sahen alle ein, dem Jünglinge habe sein Pferd diesmal und auch früher geholfen, und der König, der seinen Sohn verloren, nahm den Jüngling an Sohnes Statt an und verheiratete ihn mit dem Mädchen. So lebten sie in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

81.

# Der goldene Apfelbaum und die neun Pfauenhennen.

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte drei Söhne und vor ſeiner Burg einen goldenen Apfelbaum, der in ein und derſelben Nacht in Blüten prangte und reife Früchte trug, aber auch von Jemand derſelben beraubt wurde, ohne daß man je auch nur die Spur des Täters auffinden konnte. Einſt knüpfte der Kaiſer mit ſeinen Söhnen ein Geſpräch darüber an: „Wo mag doch die Frucht unſeres Apfelbaumes hingeraten!“ — Darauf verſetzte der älteſte Sohn: „Heute Nacht will ich den Apfelbaum bewachen, um doch den Ableſer kennen zu lernen!“ — Bei Anbruch der Dämmerung gieng er unter den Apfelbaum, legte ſich unter ihn, um ihn zu behüten, ſchlief aber ein, als die Aepfel zu zeitigen anfiengen, und als er mit dem Frührot erwachte, war auch ſchon der Apfelbaum abgeleſen. Da gieng er zum Vater und erzählte ihm wahrheitsgemäß den Hergang der ganzen Sache. Nun machte ſich der zweite Sohn anheiſchig, den Baum zu bewachen, es ging ihm aber gerade ſo wie dem anderen. Er ſchlief unter dem Apfelbaume ein und als ihn die

Morgenröte weckte, war der Baum abgelesen. Jetzt kam die Reihe an den jüngsten Sohn den Baum zu hüten; er machte sich bereit, gieng unter den Apfelbaum, richtete sich sein Lager unter demselben zurecht und legte sich schlafen. Es ist vor Mitternacht; da wird er plötzlich wach und wirft den Blick auf den Baum, dessen Früchte eben zu reifen beginnen; die ganze Burg strahlt in seinem goldigen Glanze. Im selben Augenblicke flogen neun goldene Pfauenhennen herbei, acht davon ließen sich auf dem Baume nieder, die neunte aber flog zum Jüngling aufs Bett, und wie sie das Bett berührte, verwandelte sie sich in ein Mägdlein fein, ein schmuckeres gabs im ganzen Kaisertume nicht. So küßte und herzte sich das Pärchen bis nach Mitternacht. Dann stand das Mägdlein auf, dankte ihm für die Aepfel und wollte fort; er bat sie aber inständig, ihm wenigstens einen einzigen zu lassen; da gab sie ihm zwei; einen dürfe er für sich behalten, den anderen möge er seinem Vater überbringen. Drauf verwandelte sich das Mägdlein wieder zurück in eine Pfauenhenne und flog mit den übrigen fort. Mit Tagesanbruch stand der kaiserliche Prinz auf und überbrachte seinem Vater beide Aepfel. Das machte dem Vater recht große Freude, und er überhäufte seinen jüngsten Sohn mit Lob.

Als es wieder Abend wurde, bereitete der kaiserliche Prinz sein Lager wie am Vorabende, um den Apfelbaum zu bewachen, hatte dasselbe Begegnis und brachte wieder seinem Vater zwei goldene Aepfel. Nachdem ers einige Nächte so fortgemacht, wurden ihm seine Brüder neidisch, weil es ihnen nicht gelungen war, die Aepfel zu behüten. Inzwischen fand sich auch eine verruchte alte Metze, die sich verbindlich machte, dem Prinzen aufzulauern und es herauszubekommen, wieso er den Apfelbaum behüten könne. Als der Abend anbrach, stahl sich das alte Weib unter den Baum, kroch unter das Bett und verbarg sich daselbst.

Später traf auch der jüngste kaiserliche Prinz ein und begab sich, wie sonst zur Ruhe. Es war um Mitternacht; da kamen auch schon die neun Pfauenhennen, acht ließen sich auf dem Baume nieder, die neunte ihm aufs Bett und verwandelte sich in ein Mägdlein. Da ergriff sachte die Alte des Mädchens Zopf, der übers Bett herabhieng, und schnitt ihn ab, das Mägdlein aber sprang schnell vom Lager auf, verwandelte sich in eine Pfauenhenne und flog davon, die übrigen Pfauhennen am Apfelbaume gleichfalls, und so verschwanden sie. Der kaiserliche Prinz sprang auf und rief aus: „Was ist das?“ — Er schaute nach, und erblickte die Netze unter dem Bette, packte sie, schleifte sie hervor, und Tags darauf gab er den Befehl, sie Pferden an den Schweif zu binden und so zerreißen zu lassen. — Die Pfauenhennen kamen aber nimmer wieder auf den Apfelbaum, und der kaiserliche Prinz klagte und jammerte ohne Unterlaß. Endlich faßte er den Entschluß, in die weite Welt zu ziehen und sein Pfauenhennchen aufzusuchen, und nicht eher heimzukehren, bis er es gefunden; dann suchte er seinen Vater auf und teilte ihm seine Absicht mit. Der Vater versuchte ihn davon abzubringen und redete ihm zu, er möge sich das aus dem Kopfe schlagen, er wolle ihm ein anderes Mädchen finden, es möge welches immer im ganzen Kaiserreiche sein. Das hieß tauben Ohren gepredigt; der Prinz machte sich kurz entschlossen mit noch einem Diener auf den Weg, um seine Pfauenhenne zu suchen.

Lange Zeit wanderte er so in der Welt herum; da kam er eines Tages zu einem See, an dem er eine große und reiche Burg sah, in der Burg aber fand er eine Greisin, die Kaiserin, und ein Mägdlein, der Greisin Töchterlein. Er fragte die Greisin: „Um Gottes Willen,

„Mütterchen! kannſt du mir nicht irgend welche Auskunft geben über neun goldene Pfauenhennen?“ Und die Greiſin gab ihm zu Beſcheid: „O mein Sohn! freilich kann ichs; jedesmal um die Mitternachtsſtunde kommen ſie an dieſen See baden; doch laß du die Pfauenhennen in Frieden; mein Töchterlein, ein herrliches Mädchen, und unermeßliche Schätze, alles ſoll dir gehören.“ — Aber er hatte, von Sehnſucht erfüllt, die Pfauenhennen zu ſehen, kein Ohr für die Anträge der Greiſin und kein Auge für ihr Töchterlein. Als der Morgen anbrach, ſtand der kaiſerliche Prinz auf und zog aus, um am See die Pfauenhennen zu erwarten. Indeſſen beſtach die Alte ſeinen Diener, gab ihm ein Blaſebälgchen, womit man das Feuer anfacht, mit der Unterweiſung: „Siehſt du dieſes Blaſebälgchen? Wenn ihr am See ſeid, blas ihm unbemerkt ein wenig ins Genick, worauf er in tiefen Schlaf ſinken und mit den Pfauhennen nicht wird ſprechen können.“ Die Jammerſeele von einem Diener kam dem Auftrag nach.

Als ſie ſich am See befanden, ergriff er eine günſtige Gelegenheit, ſeinem Herrn mit dem Blaſebälgchen ins Genick zu blaſen, worauf der arme Prinz in einen todesähnlichen Schlaf verſank. Kaum war er eingeſchlafen, ſo waren die neun Pfauenhennchen auch ſchon da, acht ließen ſich auf den See herab, die neunte aber flog zum Prinzen aufs Roß, fieng an ihn zu umhalſen und zu wecken: „Wach auf, mein Leben! wach auf, mein Herz! wach auf, meine Seele!“ — Er aber regte ſich nicht, gleich als wäre er leblos. Nachdem die Pfauenhennen gebadet, flogen ſie insgeſammt fort. Da wurde er gleich wach und fragte den Diener: „Was giebts? Sind ſie hier geweſen?“ — Nun erzählte der Diener, es ſeien neun Pfauinnen dageweſen, acht hätten ſich auf den See herabgelaſſen, die neunte aber zu ihm, dem Prinzen, aufs Pferd

habe ihn gekoſt und geweckt. Bei dieſen Worten hätte der arme kaiſerliche Prinz beinahe Hand an ſich gelegt. Am folgenden Tage machte er ſich wieder mit dem Diener auf, beſtieg ſein Roß und ergieng ſich gemächlich am Ufer des Sees. Wieder fand der Diener Gelegenheit, ihm mit dem Blaſebälgchen ins Genick zu blaſen, worauf der Prinz in einen todesähnlichen Schlaf verfiel. Kaum war er eingeſchlafen, waren die neun Pfauenhennen auch ſchon eingetroffen; acht ließen ſich auf den See nieder, die neunte aber zu ihm aufs Roß und begann ihn zu umhalſen und zu wecken: „Wach auf, mein Leben! wach auf, mein Herz! wach auf, meine Seele!“ doch es fruchtete nichts; er ſchlief weiter, wie ein Toter. Da ſagte ſie zum Diener: „Melde deinem Herrn, noch morgen kann er uns hier erwarten, ſonſt wird er uns nimmermehr hier erblicken,“ und da flogen ſie wieder fort. Kaum waren ſie weg, erwachte der kaiſerliche Prinz und fragte den Diener: „Sind ſie hier geweſen?“ — Der Diener erwiderte: „Freilich, ſie ließen dir ſagen, du könnteſt ſie noch morgen hier erwarten, und dann kämen ſie nimmer wieder an dieſen Ort.“ — Als dies der arme Prinz vernommen, geriet er ganz außer Faſſung; vor Leid und Pein raufte er ſich die Haare. Bei Morgenanbruch des dritten Tages machte er ſich wieder auf zum See, beſtieg ſein Roß und zog um den See herum, doch nicht mehr im Trabe, ſondern im ſchnellſten Lauf, um vom Schlafe nicht übermannt zu werden. Doch auch diesmal fand irgendwie der Diener eine Gelegenheit, mit dem Blaſebalg ihm ins Genick zu blaſen, worauf der Prinz augenblicklich auf den Rücken des Pferdes ſich hinſtreckte und einſchlief. Kaum war er eingeſchlafen, waren auch ſchon die neun Pfauenhennen an Ort und Stelle; flugs ließen ſich acht auf den See nieder, die neunte aber zu ihm aufs Roß und fieng an ihn zu umhalſen und zu

wecken: „Wach auf, mein Leben! wach auf, mein Herz! wach auf, meine Seele!“ — Alles umsonst: er schlief wie leblos. Da sagt die Pfauenhenne zum Diener: „Wann dein Herr aufwacht, sag ihm, er soll den oberen Keil auf den unteren pflanzen; dann wird er mich finden können.“ Mit diesen Worten flogen die Pfauenhennen fort.

Als sie weg waren, erwachte der kaiserliche Prinz und fragte den Diener: „Sind sie da gewesen?“ — Der Diener entgegnete: „Gewiß, und die, welche sich zu dir aufs Roß gesetzt hatte, gab mir den Auftrag, dir zu sagen, du mögest den oberen Keil auf den unteren pflanzen, und du werdest sie dann finden.“ Wie er dies hörte, zückte er das Schwert und schlug dem Diener den Kopf ab. — Darauf zog er allein durch die Welt und gelangte nach langer, langer Wanderung in ein Hochgebirge, wo er bei einem Einsiedler übernachtete. Bei ihm erkundigte er sich, ob er ihm vielleicht irgend eine Auskunft über die neun Pfauenhennen zu geben wüßte. Der Einsiedler entgegnete: „O mein Sohn, du bist ein Glückskind! Gott selbst hat dir den rechten Weg gewiesen. Von hier ist bis zu ihnen etwas mehr als eine halbe Tagereise. Du mußt nur geradaus gehen, so gelangst du zu einer großen Pforte; dann halt dich rechts und du kommst geraden Wegs in die Stadt, wo ihr Schloß steht.“ —

Bei Tagesanbruch stand der kaiserliche Prinz auf, kleidete sich an, drückte dem Einsiedler seinen Dank aus und schlug die bezeichnete Richtung ein. So wanderte er fürbaß, gelangte zu der großen Pforte, zog durch sie und erblickte um die Mittagszeit die hellblinkende Stadt, worüber ihm das Herz im Leibe aufjubelte. In der Stadt aber erfragte er das Schloß der goldenen Pfauenhennen. Vor dem Schloßtore hielt ihn ein Wachtposten an, befragte ihn um Stand und Land, und nachdem er die

nötige Auskunft gegeben, gieng die Wache ab, um ihn bei der Kaiserin anzumelden. Als sie nun seine Ankunft erfuhr, rannte sie wie außer sich ihm entgegen, natürlich in Menschengestalt, bot ihm den Arm und führte ihn ins Schloß hinein. Große Freude zog in die Hallen ein, und nach einigen Tagen wurde das Paar getraut, und er blieb fortan an der Seite seiner lieben Frau.

Nach einiger Zeit machte die Kaiserin einen Ausflug, während der Kaiser im Schlosse blieb. Beim Fortgehen übergab sie ihm die Schlüssel zu zwölf Kammern im Erdgeschoße mit den Worten: „Du darfst in alle hineingehen, in die zwölfte aber um keinen Preis; öffne sie auch nicht, denn du setzst deinen Kopf aufs Spiel.“ Nach dieser Ermahnung gieng sie fort. Der kaiserliche Prinz blieb allein im Schloß zurück und fieng an zu grübeln: „Was mag nur in der zwölften Kammer sein?“ Darauf öffnete er der Reihe nach eine Kammer nach der anderen. Als er vor die zwölfte kam, nahm er anfangs Anstand, sie zu öffnen, doch es ließ ihn nicht zur Ruhe kommen: „Was kann denn da drinnen wohl sein!“ — Endlich faßte er sich, öffnete die Kammer, und siehe da! in der Mitte derselben stand ein großes mit Eisenreifen beschlagenes Faß aufgespündet, aus welchem eine Stimme erscholl: „Um Gottes Willen, Bruder! Ich beschwöre dich! ich vergehe vor Durst; gib mir ein Glas Wasser!“ — Der kaiserliche Prinz nahm ein Glas Wasser und goß es ins Faß hinein. Kaum war es geschehen, so sprang ein Reif vom Fasse ab. Da erscholl wieder die Stimme aus dem Fasse: „Um Gottes Willen, Bruder! ich vergehe vor Durst, reich mir noch ein Glas Wasser!“ — Der kaiserliche Prinz goß noch ein Glas Wasser hinein, worauf noch ein Reif vom Fasse sprang. Zum drittenmale ertönte die Stimme aus dem Fasse: „Um Gottes Willen, Bruder! ich vergehe vor Durst! Reich mir denn doch noch ein Glas

Waſſer!“ — Der kaiſerliche Prinz goß noch ein Glas hinein; da ſprang noch der dritte Reif, worauf das Faß auseinander fiel und ein Drache herausflog, der ſich auf dem Wege der Kaiſerin bemächtigte und ſie als Beute davontrug. Später kamen die Dienerinnen mit der Nachricht, und der arme kaiſerliche Prinz wußte vor Betrübniß nicht was anzufangen.

Endlich entſchloß er ſich, wieder auf die Suche nach ihr in die Welt zu ziehen; und ſo wanderte er lange Zeit in der Welt herum und kam an ein Gewäſſer, wo er am Ufer in einem Pfützlein ein zappelndes Fiſchlein erblickte. Als dieſes den kaiſerlichen Prinzen erblickte, bat es ihn flehend: „Von Gottes wegen! ſei mir ein Bruder! wirf mich zurück ins Waſſer, einſt werde ich dir von großem Nutzen ſein; lös nur eine Schuppe von meinem Leibe ab und, bedarfſt du meiner Hilfe, ſo reib ſie ein wenig.“ — Der kaiſerliche Prinz hob das Fiſchlein auf, löſte eine Schuppe ab und warf das Fiſchlein ins Waſſer, die Schuppe aber wickelte er in ſein Tüchel ein. Nach einiger Zeit, während er in der Welt herumſchweifte, traf er einen Fuchs, der ſich in einer Falle gefangen hatte. Als ihn der Fuchs erblickte, rief er ihm zu: „Um Gottes Willen! ſei mir ein Bruder! befreie mich nur aus der Falle, ich werde dir ſchon gelegentlich von Nutzen ſein, nimm nur ein Haar von mir, und bedarfſt du meiner Hilfe, reib es ein wenig.“ Er nahm alſo ein Haar und ließ den Fuchs frei.

Später traf er auf der Reiſe über ein Hochgebirge einen Wolf in einer Falle. Auch der Wolf ſagte bei ſeinem Anblick: „Um Himmels Willen! ſei mir ein Bruder! mach mich frei, ich will dir ein Helfer in der Not ſein; nimm nur ein Haar von mir, und bedarfſt du meiner, reib es ein wenig.“ — Er nahm alſo das Haar und befreite den Wolf. Darauf wanderte der kaiſerliche Prinz wieder lange

Zeit und begegnete einem Mann, den fragte er: „Um Gottes Willen, Bruder! haſt du je von einem erfahren, wo des Drachenkaiſers Burgen ſind.“ Der Mann erteilte ihm bereitwillig Auskunft und gab ihm den geeigneten Augenblick an, an dem er an Ort und Stelle ſein müſſe. Da drückte ihm der kaiſerliche Prinz ſeinen Dank aus, zog geraden Weges weiter und langte endlich einmal mit großen Mühſeligkeiten kämpfend, in der Drachenburg an. Darin fand er ſein Liebchen und beide waren beim Zuſammentreffen überglücklich. Nun hielten ſie Rat, wie ſich am beſten die Flucht bewerkſtelligen ließe. Endlich einigten ſie ſich. In aller Eile machen ſie ſich reiſefertig und beſteigen die Pferde, um die Flucht zu ergreifen. Kaum hatten ſie das Burgtor verlaſſen, als der Drache zu Pferde zurückkehrte. Er betritt die Burg, doch die Kaiſerin iſt ausgeflogen; da ſagt er zu ſeinem Pferde: „Was fangen wir nun an? Sollen wir uns mit Eſſen und Trinken gütlich tun oder den Flüchtlingen nacheilen?“ — Das Pferd entgegnete: „Iß und trink, wir ereilen ſie noch, das ſei dein geringſter Kummer.“ — Nach der Mahlzeit beſteigt er das Pferd, um jene zu verfolgen und hat ſie im Nu auch ſchon eingeholt. Als er bei ihnen angelangt, entriß er die Kaiſerin dem Prinzen mit den Worten: „Zieh mit Gott, jetzt vergeb ich dirs noch, weil du mir im Keller Waſſer gereicht haſt; aber kehr nimmermehr zurück, wofern dir dein Leben lieb iſt.“ —

Der arme Prinz zog ein klein wenig weiter, aber unvermögend, dem Drange ſeines Herzens zu widerſtehen, ſchwenkte er um und kehrte Tags darauf wieder in die Drachenburg zurück, wo er die Kaiſerin einſam und in Thränen zerfließend antraf. Als ſie ſich wieder ſahen, pflegten ſie von Neuem Rats, wie ſich entkommen ließe.

Da riet ihr der kaiſerliche Prinz: „Wenn der Drache

nach Hauſe kommt, frag ihn, woher er jenes Pferd habe, dann ſagſt du mirs, damit ich mir eines von der Art ſuche, um womöglich dann zu entrinnen.“ Nach dieſen Worten gieng er fort. Als der Drache nach Hauſe kam, ſchmeichelte und ſtreichelte ſie ihn, ſprach von allem Möglichen, endlich aber bemerkte ſie: „Ja, fürwahr, du haſt ein flinkes Roß! Bei Gott, ſprich, woher haſt dus?“ — Er erwiderte: „Ja, wo ichs her hab, von da kanns nicht leicht ein Anderer bekommen. In dem und dem Hochgebirge lebt ein altes Weib, die zwölf Pferde, eines ſchöner als das andere, an der Krippe ſtehen hat. Im Winkel aber ſteht ein Pferd, das wie räudig ausſieht; ſo ſcheint es wenigſtens auf den erſten Blick, doch iſt es das vortrefflichſte; es iſt der Bruder des meinigen. Wer es hätte, dem wär der Himmel nicht unerreichbar. Wer aber von der alten Vettel das Pferd erlangen will, muß ihr drei Tage lang dienen. Die Vettel hat eine Stute mit einem Füllen; dieſe Stute mit dem Füllen gilt es drei Nächte lang zu behüten; wems nun gelingt, dem läßt ſie freie Wahl unter ihren Pferden. Verdingt ſich nun einer bei ihr, und gelingt es ihm nicht die Stute mit dem Füllen zu behüten, ſo hat er ſeinen Kopf verwirkt.“ —

Am folgenden Tage als der Drache fort war, kam der kaiſerliche Prinz, um zu erfahren, was ſie aus dem Drachen herausgebracht. Dann zog er in jenes Hochgebirge zur Alten und ſagte ihr bei ſeiner Ankunft: „Geſegne dich Gott, Mütterchen!“ und ſie erwiderte ihm den frommen Gruß: „So helfe dir Gott, mein Söhnchen; was führt dich Gutes her?“ Er: „Ich bin Willens in deine Dienſte zu treten.“ Die Alte: „Gut, mein Söhnchen. Wenn du mir drei Tage lang die Stute mit dem Füllen behüteſt, erhältſt du nach deiner beliebigen Wahl ein Pferd;

behüteſt du ſie aber nicht, ſo verfällt mir dein Kopf.“ — Sodann führte ſie ihn in die Mitte des Haushofes, um den herum ein Pfahl neben dem andern ſtand, und auf jedem Pfahle war je ein Menſchenkopf aufgepflanzt, nur auf einem nicht, und dieſer Pfahl ſchrie fortwährend: „Alte, gib einen Kopf her!“ — Die Alte zeigte das alles dem Prinzen mit den Worten: „Siehſt du, die alle ſtanden bei mir im Dienſte, ohne daß ſie die Stute behüten konnten.“ Doch das ſchreckte den kaiſerlichen Prinzen nicht ab, ſondern blieb bei der Alten, um ihr zu dienen. Als es ſchummerte, beſtieg er die Stute und zog mit ihr aufs Feld; das Füllen lief neben der Stute einher. So ſaß er fortwährend auf der Stute; doch gegen Mitternacht ſchlummerte er auf der Stute ein und als er erwachte, da hielt er mit den Füßen einen Holzklotz umſpannt, ſaß feſt darauf und hielt mit den Händen die Halfter feſt. Wie er dies bemerkte, überkam ihn ein gewaltiger Schrecken und er ſprang auf, um die Stute zu ſuchen. Im Herumirren gelangte er zu einem Gewäſſer, bei deſſen Anblick er ſich jenes Fiſchleins erinnerte, das er aus dem Pfützlein ins Waſſer geworfen. Nun nahm er aus ſeinem Tüchlein die Schuppe und rieb ſie ein wenig zwiſchen den Fingern. Da meldete ſich das Fiſchlein aus dem Waſſer: „Was iſt dein Begehren, Bruderſeele?“ — Er aber entgegnete: „Der Bettel Stute iſt mir davon, nun weiß ich nicht, wo ſie zu finden,“ und das Fiſchlein verſetzte: „Hier weilt ſie in unſerer Mitte; ſie hat ſich in einen Fiſch, das Füllen in ein Fiſchlein verwandelt; ſchlag denn mit den Halftern aufs Waſſer und ſprich: es lebt noch der Bettel Stute!“ — Nun ſchlug er mit den Halftern aufs Waſſer und ſprach: „Es lebt noch der Bettel Stute!“ und ſie wurde wieder eine Stute, wie ſie es früher geweſen, und ſtieg mit dem Füllen ans Ufer. Da legte er ihr wieder die Halfter

an, ſetzte ſich auf und zog nach Haus; das Füllen lief neben der Stute einher. Als ſie nach Hauſe kamen, gab ihm die Alte zu eſſen, die Stute aber führte ſie in den Stall und ſchlug ſie mit der Ofengabel: „Unter die Fiſche du H...!“ — Die Stute entgegnete: „Freilich war ich unter den Fiſchen, aber die Fiſche ſind ihm wohlgeſinnt und verrieten mich.“ — Darauf verſetzte die Vettel: „So meng dich unter die Füchſe!“ —

Vor Abendanbruch beſtieg er die Stute und zog aufs Feld hinaus; das Füllen lief neben der Stute einher. So ſaß er fortwährend auf der Stute, doch gegen Mitternacht ſchlummerte er auf ihrem Rücken ein, als er aber erwachte, hielt er mit den Füßen einen Holzklotz umſpannt, ſaß feſt darauf und hielt mit den Händen die Halfter feſt. Als er dies bemerkte, überkam ihn gewaltiger Schrecken und er ſprang auf die Beine, um die Stute zu ſuchen; doch fielen ihm gleich die Worte der Alten, die ſie zur Stute geſprochen, ein. Er nahm deshalb aus dem Tüchel das Fuchshaar heraus, rieb es ein klein wenig zwiſchen den Fingern, worauf plötzlich der Fuchs vor ihm ſtand und ihn fragte: „Was giebts, Bruderſeele?“ — „Der Vettel Stute iſt mir entwiſcht, ich weiß nicht, wo ſie zu finden.“ — Der Fuchs: „Sie weilt in unſerer Mitte, ſie hat ſich in einen Fuchs, das Füllen in ein Füchslein verwandelt; ſchlag nur mit den Halftern auf die Erde und ſprich: „Es lebt noch der Vettel Stute!“ — Er ſchlug alſo mit den Halftern auf die Erde mit den Worten: „Es lebt noch der Vettel Stute,“ und die Stute wurde wieder zur Stute, wie ſie es vordem geweſen, und ſtand, wie aus der Erde emporgeſchoſſen, plötzlich mit dem Füllen vor ihm. Nun legte er ihr die Halfter an, ſaß auf und ritt nach Hauſe; das Füllen immer hübſch nebenher. Zu Hauſe angekommen, trug ihm die Alte das Eſſen ent-

gegen, die Stute aber führte sie sogleich in den Stall, wo sie über sie mit der Ofengabel herfiel und sie ausschalt: „Unter die Füchse meng dich, du H...!“ — Die Stute entgegnete: „Ich war ja auch unter den Füchsen, aber die Füchse sind ihm wohlgesinnt und verrieten mich!“ — Die Alte: „So meng dich unter die Wölfe!“

Als der Abend anbrach, bestieg der kaiserliche Prinz die Stute und zog hinaus aufs Feld; das Füllen rannte neben der Stute einher. So saß er ununterbrochen auf der Stute; als es aber gegen Mitternacht wurde, schlief er ein und als er aufwachte, bemerkte er, daß er einen Holzpflock mit den Füßen umspannt habe, darauf festsitze, die Halfter aber in den Händen halte. Wie er dies bemerkte, machte er sich auf die Beine und auf die Suche nach der Stute; aber gleich fiel ihm ein, was die Alte zur Stute gesprochen, und deshalb nahm er ohne weiteres das Wolfshaar aus dem Tüchel, rieb es zwischen den Fingern, als auch schon der Wolf zur Stelle war: „Was gibts, Bruderseele?“ — Er sagte: „Der Vettel Stute ist mir entwischt, ich weiß nicht, wo sie ist.“ — Der Wolf: „Hier ist sie in unserer Mitte; sie hat sich in eine Wölfin, das Füllen in ein Wölflein verwandelt; schlag aber nur mit den Halftern auf die Erde und sprich: „Der Vettel Stute lebt noch!“ — Drauf schlug er mit den Halftern auf die Erde und sprach: „Der Vettel Stute lebt noch.“ Da schoß plötzlich die Stute, so wie sie früher gewesen, vor ihm auf, das Füllen an ihrer Seite. Nun legte ihr der kaiserliche Prinz die Halfter an, saß auf und kehrte nach Haus zurück. Das Füllen lief hübsch nebenher. Nach Haus gekommen, bekam er von der Alten sein Essen, die Stute aber führte die Alte in den Pferdestall, prügelte sie mit der Ofengabel und

zankte ſie aus: „Warum mengteſt du dich nicht unter die Wölfe?“ — Die Stute entgegnete ihr: „Ja ich war unter den Wölfen, aber ſie ſind ihm gut geſinnt und verrieten mich!“ —

Sodann gieng die Alte hinaus und der kaiſerliche Prinz ſagte zu ihr: „Hör, Alte, ich hab dir treu und redlich gedient, gib mir den bedungenen Lohn!“ Die Alte erwiderte: „Mein Sohn! Was ausgemacht wurde, muß auch eingehalten werden. Da kannſt du dir von den zwölf Pferden nach Belieben eins wählen.“ Er aber verſetzte: „Ah, was ſoll ich da erſt wählen, gib mir nur jenes, das im Winkel ſteht, das räudige mein ich; für mich paſſen ja nicht die ſchönen.“ — Die Alte fieng an, ihm dies auszureden: „Was fällt dir ein, das räudige zu wählen, wo doch ſo herrliche Pferde da ſind.“ — Er aber blieb ſtandhaft bei ſeiner Wahl und ſagte: „Gib du mir das Pferd, das ich will; ſo iſts ausbedungen worden.“ Die Alte ſah keinen Ausweg und gab ihm das räudige Pferd, worauf er ſich von ihr verabſchiedete und mit dem Pferde am Halfter fortzog. Als ſie ſich in einem Walde befanden, putzte und ſtriegelte er das Pferd ab und ſein Haar erglänzte wie von lauterem Golde. Dann beſtieg er es und nahm einen Anlauf; es flog wie ein Vöglein leicht und im Nu trug es ihn vor die Drachenburg. Sobald ſie der kaiſerliche Prinz betreten, ſagte er gleich zur Kaiſerin: „Mach dich ſo ſchnell als möglich reiſefertig!“ — Schnell waren beide fertig, beſtiegen das Pferd, und nun gieng mit Gottes Hilfe die Reiſe an. Als etwas ſpäter der Drache nach Hauſe kam und die Kaiſerin nicht mehr antraf, ſagte er zu ſeinem Pferde: „Was nun? ſollen wir uns erſt mit Speiſe und Trank gütlich tun oder ihnen nachjagen?“ — Das Pferd aber entgegnete: „Iß

oder iß nicht, trink oder trink nicht, jag nach oder jag nicht nach, ereilen wirſt du ſie wohl nimmer!“ — Als dies der Drache vernommen, ſetzte er ſich gleich aufs Pferd und jagte ihnen nach.

Als das Pärchen im Rücken den ihnen nachſetzenden Drachen erblickte, überfiel ſie großer Schrecken und ſie ſpornten ihr Pferd zu ſchnellerem Laufe an, doch es verſetzte: „Habt keine Furcht, es iſt nicht notwendig, zu fliehen.“ Nach und nach, als ſie ſchon beinahe der Drache ereilt hatte, rief das Pferd unter dem Drachen das des kaiſerlichen Prinzen an: „Um Gottes Willen, Bruder, wart doch ein Bischen, ſonſt krepir ich, wenn ich noch lange dir nachjage!“ — Aber dieſes entgegnete: „Was biſt aber auch du für ein Dummrian, daß du dieſen Teufelsd.... auf dir trägſt; ſchlag mit den Hinteren tüchtig aus und ſchleudere ihn an den Felſen und komm mit mir!“ — Wie dies das Pferd unter dem Drachen vernimmt, beugt es ſich aus vollen Kräften mit dem Kopfe nach vorwärts, wirft die Hinteren nach aufwärts und ſchleudert den Drachen an den Felſen. Der Drache zerſpringt in lauter Stücke, das Pferd aber geſellt ſich zu den Flüchtlingen. Sodann beſtieg die Kaiſerin das Pferd, und ſo zogen ſie denn glücklich in ihr Kaiſerreich heim und herrſchten dort bis an ihr Lebensende. —

82.

# Die Vila in Mühlenburg.

Es war einmal eine betagte Wittwe, die hatte einen
nzigen Sohn, der sie in ihren alten Tagen hegte und
legte. Zur selben Zeit herrschte in der ganzen Welt
rieg; alle waffenfähigen Männer mußten zum Heere ein-
cken und so auch ihr Sohn. Bei jeder Gelegenheit zeich-
te er sich durch seinen Heldenmut aus, wofür er zum
auptmann befördert wurde. Nun traf es sich einmal,
ß sie eine Niederlage erlitten. Unter den Verwundeten
fand sich auch unser Hauptmann, und wie er so verwun-
t dalag, flehte er zu Gott, er möge ihm wenigstens so
nge das Leben verlängern, bis er noch einmal sein Müt-
rchen gesehen. Die Gefahr war groß; denn ringsherum
etzelten die Feinde die auf dem Felde gebliebenen Ver-
undeten nieder. Plötzlich stand vor ihm eine alte Frau,
e fragte ihn, um was er zu Gott flehe, und sagte ihm
, sie werde ihm seinen Wunsch erfüllen. Ohne sich lange
besinnen, sagte er zu ihr: „Gib mir ein Pferd, auf
m ich mich flüchten kann, damit mich die Feinde nicht

niedermachen.“ — Darauf ſchlug ſie mit dem Stocke, den ſie in der Hand hielt, auf den Boden, murmelte einige Worte vor ſich hin und plötzlich ſtand vor ihm ein ſchmuckes Roß, trefflich geſattelt, er brauchte nur aufzuſitzen. Er ſchaute ſich um, um der Alten ſeinen Dank auszudrücken, aber die war ſchon verſchwunden. Alſo ſetzte er ſich im Sattel feſt, ſpornte das Pferd an, und flog mit Pfeilesſchnelle von dannen. Lange Zeit ritt er ſo fort, ohne zu wiſſen, wohin ihn das Roß trage. Auf einmal machte es halt. Er blickte um ſich und ſah vor ſich eine große Stadt mit vielen Kirchtürmen, die glänzten ſo helle, daß er die Augen ſenken mußte. Er ritt in die Stadt hinein und es ergriff ihn großes Erſtaunen; denn alles rings herum war aus Stein: Männer, Frauen, Tiere, Alles, Alles nur Stein, wohin ſein Auge blickte; es war das nämlich eine verwunſchene Stadt. Das Pferd aber, auf dem er ſaß, war eine Vila, und war unter ihm verſchwunden, ſobald er in das Weichbild der Stadt gelangt war. Vielleicht wäre er ſelbſt den ganzen Tag wie verſteinert an derſelben Stelle ſtehen geblieben, wenn er nicht plötzlich vor ſich ein Mädchen mit Goldhaar geſehen hätte. So wie ſie ſeiner gewahr wurde, ſtieß ſie einen Schrei aus und eilte in die goldene Burg hinauf. Er folgte ihr auf dem Fuße und traf vor dem Burgtore jene Alte, von der er das Pferd erhalten. Er grüßte ſie fein artig und fragte ſie, was für ein Bewandtnis es mit dem Mädchen im Goldhaar und der verſteinerten Stadt habe. Hierauf erzählte ihm die Alte folgende Geſchichte:

„Vor vielen, vielen Jahren, war dieſe Stadt die allerſchönſte und allergrößte in der ganzen Welt. Hier lebte auch ein Kaiſer, der war von einem ſolchen Woltätigkeitsſinne und einer ſolchen Gerechtigkeitsliebe, daß er jeden,

von dem er erfuhr, daß er ein mildes Werk an seinem Nächsten vollbracht, so reich auszeichnete und belohnte, daß der Betreffende bis an sein Lebensende glücklich und zufrieden leben konnte; hingegen war er Bösewichtern gegenüber von unerbittlichster Strenge, und er befahl jeden, der sich irgend ein Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen, sofort hinzurichten. Deshalb töteten böse Menschen ihn und seinen einzigen Sohn. Als sie aber seinen Sohn umbrachten, vernahm man eine furchtbare Stimme: „Ihr Elenden! Ihr habt den getötet, der euer Woltäter und Vater gewesen; so seid denn auf tausend Jahre verflucht, bis ein Jüngling kommt und Euch von dem Banne erlöst!“ Nur des Kaisers Tochter, welche mir Gott der Herr geschenkt, blieb am Leben; denn Gott sprach: „Sie sei der Lohn dessen, der Euch erlöst.“ Indessen war auch sie versteinert, bis zu dem Augenblicke, wo du heute die Stadt betreten, da erwachte sie, rief: „Der Erlöser ist gekommen“, und brachte mir die Nachricht davon. Du hast sie ja selbst gesehen.“ —

So erzählte die alte Frau, und hocherfreut fragte sie der Jüngling, was er zu tun habe, um die Stadt zu erlösen. Sie antwortete ihm: „Darüber kann ich dir keinen Bescheid geben, du wirst das schon oben erfahren; und da du meiner für jetzt nicht mehr bedarfst, lebe wohl, mit Gott! Doch zuvor sage ich dir noch, wer ich bin: Ich bin eine Vila; solltest du einmal ins Unglück geraten und sollte es dir schlecht ergehen, so rufe nur: „Vila, steh mir bei!“ und dir wird geholfen werden.“ Sprachs und war schon verschwunden. — Der Jüngling und das Mädchen waren jetzt unschlüssig, was sie tun sollen. Sie möchten gern einander heiraten, aber woher einen Priester oder sonst Jemand herbeiholen? Deshalb betraten sie eine Kirche beteten zu Gott, und die Maid sprach zum Jüngling:

„Von nun an biſt du mein Mann, und ich dein Weib bis zum Tode; geh doch wenigſtens und ſetze die Glocke in Bewegung, um irgendwie unſere Trauung anzuzeigen.“ — Kaum erſcholl der Glocke Ton, gewann Alles wieder Athem und Leben: Menſchen und Tiere, kurz Alles, was früher verſteinert geweſen. Da brachen die Leute in den Ruf aus: „Gott erhalte unſeren Erlöſer und König, jetzt und immerdar!“ — Nun wurde erſt eine große Hochzeit gefeiert vor dem ganzen verſammelten Volke, indem der Prieſter für immer das Paar vereinigte. Alles freute ſich, aß und trank, es wollte ſchier kein Ende nehmen. So verlebte das Paar einige Jahre in Freude und Glück, als der König heftige Sehnſucht bekam, ſeine teuere Mutter zu ſehen. Er teilte ſeinen Wunſch ſeiner Gemahlin mit, worauf ſie ihn in den Marſtall führte und ihm vier Pferde mit den Worten übergab: „Hier geb ich dir vier Pferde mit; wiſſe, daß es Vile ſind, die werden dich nach Hauſe bringen; du haſt keine Ahnung, wie weit du von deiner Heimat entfernt biſt. Aber hüte dich, wenn man dich daheim fragen ſollte, wo du bisher geweſen und was du ſo lange Zeit gemacht, ihnen die Wahrheit mitzuteilen; denn erzählſt du deine Erlebniſſe, ſo verſchwinden die Vile und du wirſt nimmermehr zu mir gelangen können.“ —

Er verſprach ihr Alles, was ſie verlangte, und machte ſich auf den Heimweg. Als er daheim eintraf, fand er ſein Mütterchen nicht mehr am Leben. Tiefe Wehmuth beſchlich ſein Herz; denn er ſtand allein und verlaſſen da; ohne Bruder, ohne Schweſter, nirgend einen Anverwandten. Unabläſſig forſchten ihn die Leute aus, bis er einmal in einer ſchwachen Stunde, ihrem Drängen nachgab und ihnen ſeine Geſchichte mitteilte; kaum waren die Worte ihm über die Lippen gekommen, waren auch ſchon die Pferde verſchwunden. Er konnte ſich darüber

gar nicht tröſten, denn ſeine Gemahlin liebte er mehr als ſich ſelbſt. Deshalb beſchloß er, ſie aufzuſuchen, und ſollte es ihn den Kopf koſten. So reiſte er immer weiter und weiter, bis er zum Mond kam. Als er dort eintraf, fand er nur die Mondmutter zu Hauſe, während der Mond eben abweſend war. Als ſie ihn erblickte, fühlte ſie eine Regung des Mitleids für ihn und redete ihn an: „Weißt du nicht, Unſeliger, daß dich mein Sohn in Stücke reißen wird, ſobald er heimkehrt. Aber komm, ich will dich verſtecken.“ — Und ſo verbarg ſie ihn in einer Kiſte. Sowie der Mond matt und müde nach Hauſe kam, rief er mit donnernder Stimme aus: „Weib! Hier weilt eine Chriſtenſeele! Heraus mit ihr!“ — Seine Mutter verlegte ſich auf Bitten, er möge den Jüngling nicht töten, und es gelang ihr, den Sohn milder zu ſtimmen: „Na alſo, ſo werd ich ihn nicht umbringen,“ ſagte der Mond, „er ſoll nur hervor kommen.“ — Hierauf ſchloß die Alte die Kiſte auf und ließ den Jüngling vor ihren Sohn treten. Er näherte ſich dem Monde, verbeugte ſich und ſprach: „Hehrer Mond! du breiteſt deinen milden Glanz über die ganze Welt aus, gib mir Auskunft, ob du von einer Stadt Namens Mühlenburg Kenntnis haſt?“ — Der Mond antwortete ihm: „ich leuchte zwar über das ganze Weltall, habe aber niemals von einer Mühlenburg etwas gehört noch ſie geſehen; drum rate ich dir, ſuche meinen Bruder Sonne auf, vielleicht vermag er dir eine Auskunft zu geben.“ Der Jüngling bedankte ſich, brach zum Bruder Sonne auf, grüßte ihn und ſprach: „Ich überbringe dir einen Gruß von deinem Bruder, dem Monde; er läßt dir ſagen: falls dir etwas über Mühlenburg bekannt iſt, ſollſt du mirs mitteilen.“ — Sonne erwiderte, er wiſſe nichts von ihr, und ſchickte ihn zum Nord mit den Worten: „Dieſer Wind weht überall hin und bringt in die

verborgensten Winkel, vielleicht kennt er die Stadt.“ — Doch der Nord wies ihn an den Ost, der Ost an den West, und schließlich schickte ihn der West an den Süd, den allerfurchtbarsten aller Winde. Als er vor den Süd trat, machte er eine Verbeugung und sprach: „Ich bringe dir Gruß und Empfehlung von allen deinen Anverwandten, von Sonne, Mond, Nord, Ost und West, du sollst mir über die Stadt Mühlenburg Auskunft geben.“ — Sprach der Süd: „Komme gerade von dort her, eben wird Hochzeit gefeiert; denn die Königin heiratet.“ — Nun bat ihn der Jüngling, er möge ihn dorthin bringen. Sagte der Süd: „Das ist gar weit von hier, und du bist des Weges unkundig, doch nimm du diesen Apfel, wohin er immer kollert, du geh ihm nach, und du wirst nach Mühlenburg kommen.“ —

Der Jüngling verabschiedete sich vom Süd und zog dem Apfel nach. So gieng er die längste Zeit. Auf einmal gewahrte er Räuber; zu diesen trat er hin, als wärens alte Bekannte, und sprach: „Seid mir gegrüßt, Brüder! Haben wir uns aber schon lange nicht gesehen! Wie geht es Euch? Seid Ihr auch recht gesund? Endlich bin ich wieder bei Euch!“ — Sie glaubten wirklich, er sei einer der Ihrigen, nahmen ihn mit sich und zeigten ihm einen Rock, der die Eigenschaft hatte, den, der ihn anzog, unsichtbar zu machen. Hierauf zeigten sie ihm ein Paar Stiefel, in denen man, wenn man sie an hatte, mit jedem Schritt eine Meile zurücklegen konnte. Er zog Beides an, gleichsam um sich von der Wahrheit des Erzählten zu überzeugen, und entfernte sich dann, während die Räuber an eine Verfolgung gar nicht denken konnten, weil ihn ja Niemand mehr sah. Nun warf er den Apfel wieder auf den Boden und traf schließlich in Mühlenburg ein. In der ganzen Stadt spielte Musik, es donnerten die Kanonen,

und darüber hin wehte der Süd. Als ihn der Süd erblickte, ließ er sich zu ihm herab, grüßte ihn und sagte: „So wären wir denn jetzt in Mühlenburg. Der Jüngling gieng nun in die Stadt hinein, nahm Speise und Getränke, soviel er nur tragen konnte, mit sich — er war ja für Niemand sichtbar — und erquickte sich mit seinem Gevatter Süd. Hierauf verabschiedete er sich von ihm und verfügte sich in die königlichen Gemächer, die einst die seinigen waren. Dort erblickte er die Königin an der Seite ihres neuen Gatten, den sie eben heiraten sollte, und hörte, wie sie aufseufzend sagte: „Jetzt sind es gerade sieben Jahre, daß mich mein teurer Gatte verlassen.“ — Da stimmte er ein Lied an, das er als König stets zu singen gepflegt. Sie erkannte ihn sogleich und schrie voll Freuden auf: „Das ist mein erster Mann, mein erstes Glück! Meine Hochzeitsgäste, trinkt perlenden Rebensaft und zieht ab, ich brauche nicht mehr zu heiraten; denn mein erster Gemahl ist wieder da, meine erste Wonne und Freude!“ Von da ab lebten sie noch lange glücklich, und die Königin gebar ihm einen Sohn, der hatte ein goldenes Schwert als Mal auf dem Arme, und ein goldhaariges Mädchen. — So endet diese Geschichte.

## 83.

# Die Vila vom Berge erzieht ſich ihren Gemahl.

Es war einmal ein armer Vater, der hatte das Haus voll Kinder, war aber nicht im Stande, ſie zu ernähren. Als nun ſeine Frau wieder in Schwangerſchaft kam, bemächtigte ſich ſeiner Verzweiflung und raſch entſchloſſen verließ er Haus und Hof, in der Abſicht, alles im Stiche zu laſſen und ſein Glück in der Welt zu verſuchen. Während er ſo in tiefer Niedergeſchlagenheit weiter gieng, gelangte er an einen Kreuzweg, wo ihm plötzlich der Teufel entgegentrat und ihn fragte, wohin er gehe. Der Mann erzählte ihm nun, er habe die Abſicht gefaßt, Weib und Kind zu verlaſſen und in die weite Welt zu ziehen; denn er ſei unvermögend, die Seinigen zu ernähren. Hierauf ſprach der Teufel: „Weißt du was? Überlaß du mir das Kind, das eben dein Weib gebiert, ich gebe dir dafür Geld, ſoviel du nur ſchleppen kannſt.“ — Und wirklich gieng der Mann auf dieſen Vorſchlag ein. Er kehrte heim, nahm das Kind mit ſich, legte ihm den Taufſchein und ein Gebetbuch auf die Bruſt und machte

sich, nachdem er das Kind abgegeben, mit dem Gelde wieder auf nach Haus. Doch der Teufel hatte über das Kind keine Gewalt, sondern gieng fortwährend in weiten Kreisen um dasselbe herum. Da kam ein Adler herbeigeflogen, der nahm das Kind unter seinen Fittich, trugs mit sich fort und überbrachte es einer schönen Bergvila, die „die Frau vom Berge" hieß. Sie fand an dem Knäblein großes Wohlgefallen, ließ es an ihrer eigenen Brust säugen und zog es groß. Der Knabe wurde mit der Zeit ein wunderschöner Jüngling, und die Vila beschloß, ihn zu ihrem Gatten zu machen, und verlobte sich mit ihm. Nun traf es sich, daß gerade um dieselbe Zeit in einer Stadt aus aller Herren Ländern Mädchen zur Schau eintrafen; unter anderen auch viele Prinzessinnen. Da bat der Jüngling seine Vila, sie möge ihm gestatten, auch zur Schau zu gehen, und sie willfahrte seiner Bitte unter der Bedingung, daß er daselbst ihrer mit keiner Silbe Erwähnung tun werde. Doch als er sich dort befand, sagte er zu den versammelten Herren: „Pah! was sind alle diese Mädchen im Vergleich zu meiner Verlobten! Mit diesen verglichen ist sie eine Sonne!" —

Diese Worte verdrossen die Herren gewaltig und sie sagten ihm, er müsse seine Braut hieher schaffen, sonst koste es ihn den Kopf. So holte er sie denn ab, und sie kam in ihrer Kutsche dahergefahren, und als sie aus der Kutsche trat, erglänzte alles ringsherum von ihrem Gewande und aller Augen waren auf sie gerichtet. Und wenn sie gieng, so schritt sie nicht auf bloßer Erde einher, sondern vor ihren Füßen breiteten sich Sammtteppiche aus, und Alles bewunderte ihre Schönheit. Hierauf setzte sie sich wieder in ihre Kutsche und er wollte an ihrer Seite Platz nehmen; doch sie wies ihn zurück mit den Worten:

„Du ſollſt mich nimmermehr ſehen!“ — Dann ſtieg hinter ihr eine Nebelwolke auf, die Vila entſchwand ſeinen Augen, und er blieb allein dort zurück. Er grämte und härmte ſich um ſie ab und ſchließlich faßte er den Entſchluß ſie aufzuſuchen, ſie möge ſich wo immer hingewandt haben; doch alle ſeine Bemühungen waren vergebens, er konnte ſie nicht mehr finden.

Nach langer, langer Wanderung kam er zuletzt zu einem Berge, wo er vier Männer traf, die ein Feuer anfachten; dieſe Männer waren die vier Winde. Er machte ſeine Verbeugung vor ihnen, und ſie ſprachen zu ihm: „Was hat dich denn, o Chriſtenſeele, bis hieher geführt?“ — Er teilte ihnen nun ſeine ganze Leidensgeſchichte mit, daß er ſich auf der Suche nach ſeiner Gattin befinde, und wie alle ſeine Bemühungen vergeblich wären, und er bitte deshalb, ſie mögen ihm womöglich über den Aufenthalt ſeiner Gattin eine Auskunft geben, und dann möge ihn einer von ihnen dorthin ſchaffen. Da beſprachen die Winde untereinander, in welcher Richtung ein jeder wehen werde. Der Gebirgswind meinte, er könne ihn nicht mit ſich nehmen, „ich fahre ja über Berg und Fels hin, und da könnte ich ihn gar leicht zermalmen; doch du Süd, du kannſt ihn mit dir nehmen; du wehſt über ebene Gefilde und über Gewäſſer, du kannſt ihn wohl an Ort und Stelle bringen. Zudem hat ja gerade dir die Vila den Auftrag gegeben zu wehen; denn ſie will Wäſche waſchen und du mußt ſie trocknen.“ — Alſo nahm der Süd den Jüngling mit ſich und brachte ihn in die Behauſung der Vila, und dort blies der Wind ſo ſtark, daß alle Wäſche auf den Boden fiel. Als nun die Vila dieſelbe auflas, ſprach ſie laut vor ſich hin: „Ach! Es tut mir das Herz um meinen Geliebten dennoch weh, warum habe ich ihn im Stich gelaſſen?“ —

Da ließ es ſich in der Stube vernehmen: „Na, da bin ich ja ſchon!“ und der Jüngling trat vor ſie hin. Nun wußte ſie vor Freude nicht was anzufangen und ſie fragte ihn, wieſo er den ungeheuren Weg zurückgelegt? — Er erzählte ihr alle ſeine Abenteuer, und, wie es ſich getroffen, daß ihn der Süd hieher gebracht. Hierauf fiel ſie ein: „Ach, jetzt weiß ich erſt, warum er ſo heftig geweht hat, daß er mir alles auf die Erde warf; er hat ja dich hieher gebracht,“ und nun war die Vila gar froh im Gemüte.

## 84.

# Die Vile, des Knaben Hort.

Einſt hatte ein Graf ein zweijähriges Söhnlein, mit dem er jeden Tage am Meeresgeſtade ſich zu ergehen pflegte. Als der Vater eines Tages wie gewöhnlich ſeinen Spaziergang machte, kamen ſie an einen großen Stein. Fragte der Graf ſein Söhnlein: „Hör mal, Söhnchen, ſag mir doch, was iſt ſüßer als Honig?“ — Antwortete der Sohn: „Muttermilch.“ — Schweigend ſetzte der Vater mit ihm den Weg fort, bis ſie zu einem zweiten Stein kamen, wo er ſein Kind wieder fragte: „Mein liebes Söhnchen, ſag mir, was dünkt dir weicher als Federn?“ — Antwortete der Sohn: „Der Mutter Schooß.“ — Wieder ſchwieg der Vater. Sie giengen weiter und kamen zu einem dritten Stein, wo er den Sohn fragte: „Mein liebes Söhnchen, was ſcheint dir härter, als dieſer Stein?“ Antwort: „Des Vaters Herz.“ — Darüber geriet der Graf in furchtbaren Zorn; er ergriff den Sohn, riß ihn in zwei Stücke und ſchleuderte ſie ins Meer. Die Vile fiengen aber das Kind auf, legten die Stücke zuſammen und beſchloßen, das Kind zu taufen.

Gesagt getan. Die Königin der Vile stand ihm Gevatterin. So verstrichen fünf Jahre, daß das Kind im Wasser weilte und täglich an Schönheit gewann, so daß man sich an ihm nie satt sehen konnte. Die Gevatterin erzählte ihm immer, ein Fischer werde ihn einst ankinden. Wann der bezeichnete Fischer zum drittenmal auf Fischfang ausgehen werde, soll er ihn um die Erlaubnis bitten, mitgehen zu dürfen, und den ersten Fisch, den der Fischer fängt, zum Geschenk verlangen. Diese Vile pflegten immer auf das Ufer, wo Menschen vorübergiengen, sich zu begeben, um dort zu singen, und machten es auch diesmal so, während sie den Knaben an einem nahen Riffe aussetzten, den nie ein lebendes Wesen betreten. Ein Fischer erblickte vom Ufer den Knaben, der gar lieb weinte und die Klage hören ließ: „Lieb Mütterchen, warum hast du mich verlassen, warum habt Ihr mich verlassen teuere Schwestern?“ — Er pflegte nämlich die Königin der Vile Mutter und die übrigen Vile Schwestern zu rufen. Während der Knabe so weinte, kam ein Greis auf einem Nachen daher; der Knabe ergriff des Alten Finger und gieng auf der Oberfläche des Wassers neben dem Nachen einher, bis er ans Ufer gelangte, wo plötzlich Greis und Nachen verschwanden. Erstaunt sah der Schiffer diesem Vorfalle zu. Da ihm der Knabe wohlgefiel, fragte er ihn, ob er mit ihm gehen wolle, er werde ihn an Sohnes Statt annehmen, ihn die Schule besuchen und in Musik unterrichten lassen. Der Knabe willigte ein und folgte dem Manne, eingedenk der Worte der Vila, die er genau befolgte. Als der Fischer zum drittenmal auf Fischfang auszog, bat ihn der Knabe: „Lieb Väterchen! erlaub mir mit dir auf Fischfang zu gehen.“ — Jener antwortete: „Was fällt dir nicht ein, mein liebes Kind? für dich paßt eine so niedrige Arbeit nicht.“ — Aber der Knabe beharrte auf

ſeinem Wunſche, und ſo blieb dem Vater nichts anderes übrig, als ihn mitzunehmen; denn der Junge war ihm ſchon gar ſehr ans Herz gewachſen. Als ſie an Ort und Stelle waren, warf der Fiſcher das Netz aus und zog ein Fiſchlein heraus, das der Knabe ſogleich für ſich ausbat. Der Vater gab ihm herzlich gerne den Fiſch, der von gar ſonderbarer Art war; denn in ihm befand ſich eine Schachtel, in der Schachtel ein Apfel aus Gold, in dem goldenen Apfel aber war des wahren Vaters Bildnis und mannigfache Kunſt verborgen. Das gefiel dem Knaben ausnehmend und er war darüber recht guter Dinge. Bald lernte er wunderſchön muſiziren. Und ſo traf es ſich, daß einmal des Knaben leiblicher Vater durch jenen Wald wandelte und die unausſprechlich ſchöne Muſik hörte, worüber er ſehr erſtaunte und in die ärmliche Hütte trat, um doch zu ſehen, wer der Künſtler ſei. Als er den Knaben erblickte und die Geſchichte ſeiner Auffindung erfuhr, gefiel er ihm ſo ſehr, daß er den Fiſcher bat, ihm denſelben abzutreten. Der Fiſcher weigerte ſich und willigte ſelbſt dann nicht ein, als ihm der Graf ſein halbes Gut als Erſatz anbot.

Einmal traf es ſich, daß der Graf ein großartiges Mahl herrichten ließ, zu dem viele Herrſchaften geladen waren. Bei dieſer Gelegenheit beauftragte er unſeren Fiſcher für den anberaumten Tag Fiſche zu bringen; denn es werden Fremde eintreffen. Der Fiſcher ſagte, er könne ſich darauf verlaſſen und brachte wirklich an dem beſtimmten Tage die Fiſche. Als Alles fertig war und die eingeladenen Gäſte um den Tiſch ſich ſetzten, fieng der Koch an, die Fiſche aufzutragen, damit ſie von den Gäſten verſpeiſt werden. Da ereignete ſich das bis dahin unerhörte Wunder, daß die gebratenen Fiſche vom Tiſche weg fortliefen und die Gäſte keinen Fiſchbraten hatten. Der Graf

geriet in heftigen Zorn, ließ den Fiſcher herbeirufen und zankte ihn gehörig aus, weil er ihm mit den Fiſchen die Schande angetan, daß ſie gebraten vom Tiſche fortliefen, und warf ihm vor, er müſſe ſie verhext haben. Der Fiſcher verſchwor Leib und Seele, er trage keine Schuld daran. Da befahl ihm der Graf, andere Fiſche zu bringen; der Fiſcher brachte andere Fiſche, aber es geſchah dasſelbe Wunder, wie das erſtemal. Darüber wurde der Graf ſo ſuchtig, daß er den Fiſcher ſogleich fortjagte und einen anderen — wie er glaubte, einen verläßlicheren — aufnahm. Aber mit den Fiſchen des Nachfolgers geſchah dasſelbe, wie mit denen des erſten Fiſchers, und zwar aus dem Grunde, weil die Fiſche aus dem Meere waren, wo des Grafen Sohn erzogen worden.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle erfuhr der Knabe durch ſeine Schachtel, ſeine Mutter liege in den letzten Zügen, und drum bat er ſeinen Ziehvater, den Fiſcher, um die Erlaubnis, nach Haus gehen zu dürfen, weil ſeine Mutter ſchwer krank ſei. Aber der Fiſcher ſagte ihm, er ſolle ſich beruhigen, er könne ihn doch nicht allein einen ſo weiten Weg machen laſſen. Indeſſen erwirkte doch endlich der Knabe die Erlaubnis. Auf dem Heimwege kam ihm die Nachricht zu Ohren, ſeine Mutter ſei vor übergroßem Gram und Herzweh ſchon geſtorben; doch als er in das Gemach trat, wo die Mutter aufgebahrt lag, kam ſie ſogleich wieder zu ſich, der Sohn fiel der Mutter um den Hals und ſie küßten ſich ab. Nun erzählte er ihr, wie ihm der Vater mitgeſpielt und wo er ſich bisher aufgehalten, und ſagte ſchließlich: „Weißt du, mein lieb Mütterchen, was für eine Strafe wir über ihn verhängen? Eine ähnliche, als ich von ihm erfahren.“ — Und wirklich, der Sohn ließ ſeinen Vater aufs Meer hinausfahren und auf einer Inſel an einen Baum

feſtbinden, wo er ganz eintrocknete und vor Hunger umkam. — Hernach ſagte er zur Mutter, es werden Raben kommen, aber ſie brauche ſich nicht zu fürchten; denn er werde ſie ſchon unſchädlich zu machen wiſſen. Und ſo kam es auch. Es ſtellten ſich Raben ein, jeden Abend einer, ſchwarz wie der Teufel. Aber der Knabe beſaß drei Ruten, eine um ein Jahr älter als die andere, mit jeder gab er dem Raben einen Schlag, worauf ſich der Rabe in ein Täubchen verwandelte. Da war der Vater erlöſt.

Nun lebte der Sohn an der Seite ſeiner Mutter lange Zeit glücklich, wurde ſelbſt Graf und heiratete ein ſchönes Mädchen. Dieſes Mädchen hatte eine Stiefmutter, der es ſehr wehe tat, daß der Graf ihre eigene Tochter nicht geheiratet habe. Da brachen kriegeriſche Zeiten übers Land herein und der junge Graf ſah ſich bemüſſigt ins Lager zu rücken und ſeine traute Gattin, die eben in Schwangerſchaft ſich befand, mit der Stiefmutter allein zu Hauſe zu laſſen. Es kam die Zeit der Niederkunft und die junge Gräfin genas eines wunderſchönen Jungen. Die Stiefmutter ſann fortwährend nach, auf welche Weiſe ſie den Grafen zu dem Glauben berücken könnte, die Gattin habe kein Kind, ſondern ein Kätzchen geboren. Zu dieſem Zwecke ſuchte ſie eine Hexe auf und gewann ſie durch Geld, daß ſie der jungen Gräfin die Sprache raubte. Das bewerkſtelligte auch die Hexe. Jetzt ſchrieb die Stiefmutter dem Grafen, ſeine Gattin habe ein Kätzlein zur Welt gebracht. Als der Graf dieſe Nachricht erhielt, ſagte er gar nichts, ſondern dachte, es ſei ſo Gottes Wille geweſen, und ſchrieb nach Haus, der Kammerdiener ſoll das Kind im Düngerhaufen begraben. Der Diener kam dem Befehle nach. Als der Graf ſpäterhin ſelbſt nach Haus kam, tat er des Vorfalls keine Erwähnung; denn er liebte

ne Gattin von Herzen. Nun traf es ſich, daß ſie zum eitenmale wieder zu einer Zeit in Hoffnung kam, wo r Graf gerade in den Kampf ziehen mußte. Wieder hielt er die Nachricht, die Gräfin habe ein Kätzlein zur elt gebracht, und wiederum befahl er, das Kind im Dünger- ufen zu verſcharren. —

Dieſelbe Geſchichte ereignete ſich auch ein drittesmal. hon drei Kinder lagen im Düngerhaufen, und ſiehe da! s dem Düngerhaufen wuchſen drei herrliche Bäumchen raus, die trugen drei ſchöne friſche Blumenſträußchen. a kam ein Lämmchen und pflückte die Spitzen dieſer drei äumchen ab. Dieſes Lämmchen war aber der Geiſt der utter der drei Kinder, die von der Stiefmutter in einen ker eingemauert worden war. Kaum hatte das Lämm- n die Wipfelchen der Bäume abgebiſſen, wurde es wanger und gebar drei wunderſchöne Knaben mit locki- m Goldhaar. Das Lämmchen erzog mit größter Sorg- lt und Liebe die Knäblein, die bald ſo kräftig wurden, ß ſie ſchon frei herumlaufen und ſpielen konnten. Aber erall begleitete ſie das Lämmchen, und wenn ſie ins Haus neingiengen, wartete es geduldig vor der Thüre, bis ſie eder herauskamen. Die Kunde von dieſen Kindern langte auch zu Ohren des Biſchofs, der ſogleich den Be- hl gab, die Kinder zu ihm zu bringen; denn er wollte erziehen laſſen und an Kindesſtatt annehmen. Der mmerdiener zögerte, dem Befehle nachzukommen; denn er ußte nicht, wie er die Kinder fortbringen ſolle, da ſie s Lämmchen überall hin begleitete. Doch der Biſchof rſchärfte den Befehl, und ſo ſah ſich der Diener gezwungen, e Kinder zu ihm zu führen. Das Lämmchen wich nicht m ihrer Seite. Sie mußten über zwei Flüſſe ſetzen und men dann zu dem Biſchof. Nachdem die Kinder eine eit lang dort Unterricht genoſſen, baten ſie den Biſchof,

er möge ihnen erlauben, einen Beſuch zu Hauſe zu machen. Das wurde ihnen bewilligt und ſo machten ſie ſich auf den Weg. Als ſie an den erſten Fluß kamen, trug das Lämmchen ein Kind nach dem anderen hinüber, ebenſo über den zweiten Fluß. Endlich langten ſie zu Hauſe an und ſtellten ſich dort vor die Thüre. Jeder von ihnen hatte drei Nüſſe, und da fiengen ſie an zu zählen: „Eins, zwei, drei, Väterchen ſchläfſt du oder wachſt du?“ Und verwundert hörte der Vater drinnen zu. Sie zählten weiter: „Eins, zwei, drei, Väterchen, ſchläfſt du oder wachſt du?“ — Und als ſie zum drittenmale zählten, da hatte der Graf drinnen keine Ruhe mehr, er gieng hinaus nachſehen und fragte: „Wer ſeid Ihr, in Gottes Namen und was iſt Euer Begehr?“ — Und die Kinder antworteten einſtimmig: „Gib uns unſere Mutter heraus und ſprich, was macht ſie?“ — Und der Graf antwortete: „Sie liegt drinnen im Bette und ſchläft.“ — Aber die Kinder ſagten, das ſei nicht wahr, ſondern ſie befinde ſich im Erker eingemauert. Nun gieng der Graf hinein und fand wirklich ſeine Gattin am bezeichneten Orte, wo ſie ſchon ganz eingetrocknet war, nur mehr ein Schatten ihres früheren Weſens. Hierauf ließ er der Stiefmutter Tochter, die ihm als Gattin untergeſchoben worden, Pferden an den Schweif binden und in alle vier Weltgegenden hin zerreißen. Hernach baten die Kinder den Vater, er möge ihnen zu Liebe eine Kapelle erbauen und darin das Bildnis der Mutter Gottes aus Biſtritz aufſtellen laſſen. Nachdem die Kapelle erbaut war, begaben ſich die Kinder und das Lämmchen in die Kirche, knieten nieder, um Gott zu danken, und ſiehe da! plötzlich verwandelten ſich alle vier in Stein, und ſie befinden ſich noch heutigen Tags daſelbſt als Zeugnis für alle Menſchen.

## 85.

# Der Vilaberg.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn. Als dieſer mannbar geworden, ſchickte er ihn aus, um ſich in der Welt umzuſehen, nicht etwa, wo und wie man Geld erwerbe, ſondern damit er den Verſtand ſich ſchärfe, und durch die weite Welt wandernd frühzeitig des Lebens Mühen kennen lerne und zur Einſicht gelange, daß es redlichen Schweißes bedarf, um die kurze Spanne Lebenszeit ehrlich zu durchbringen. Er gab ihm auch etwas Geld mit, ſoviel er eben als Zehrpfennig auf der Reiſe benötigen mochte. Bei dem Abſchied ließ es der alte Vater an Ermahnungen und weiſen Sprüchen nicht fehlen, beſonders aber legte er ihm ans Herz, mit dem Gelde ſparſam umzugehen; hierauf erteilte er ihm ſeinen väterlichen Segen und ließ ihn ziehen. Auf ſeiner Wanderung durch die Welt gelangte der Jüngling einſt in eine Stadt, wo er einem Menſchenzuge begegnete, der einen Mann zum Galgen geleitete. Das fiel ihm gar ſehr auf, und er lief ſchnell zu den Leuten und fragte ſie, was der arme Mann

verbrochen, daß man ihn zum Tode verurteilt. Einige gaben ihm die Antwort: „Dieſer Mann iſt vielen Leuten ſchuldig, und da er kein Geld hat, um einen Jeden zu befriedigen, ſo gebührt ihm nach den landesüblichen Geſetzen der Tod.“ Sobald dies der Jüngling gehört, drängte er ſich an die Richter heran und fragte ſie: „Meine Herren! dürfte ich dieſen Mann loskaufen und das Geld, das er ſchuldet, für ihn erlegen?“ — Antworteten ſie: „Warum denn nicht? Erleg ſo und ſoviel, und der Mann ſteht dir zur Verfügung; mach dann mit ihm, was dir beliebt.“ — Nun erlegte er ihnen ſein ganzes Geld, das er beſaß, ſchließlich gab er auch ſeine Kleider bis aufs Hemd hin, und als er die Schuldforderungen beglichen, übergaben ihm die Richter den Mann, in deſſen Geſellſchaft er von da ab von Haus zu Haus bettelnd die Welt durchzog. Eines Abends, als Beide zuſammenlagen, ſprach der Losgekaufte: „Ich habs ſchon ſatt, ſo zu leben, noch mehr aber ſchmerzt es mich, wenn ich ſehe, wie du meinetwegen Not und Elend erdulden mußt; deshalb laß uns auf den Vilaberg gehen, dort habe ich eine Wahlſchweſter, die wird uns die Art und Weiſe angeben, wie wir Beide zu Reichtum gelangen können.“ —

Der Jüngling war damit einverſtanden, und ſie machten ſich auf den Weg zum Vilaberge. Sie ſchritten fortwährend auf Seitenwegen einher, indem der Losgekaufte als Wegweiſer vorangieng, und der Jüngling ihm auf dem Fuße folgte, bis ſie endlich zu einem Berge gelangten, deſſen Gipfel den Mond berührte; das Laub auf dem Berge war aus Gold, die Baumſtämme waren aus Silber, in der Mitte aber ſah man eine mächtige Feuerſäule und den Rauch, der darüber wirbelte. Bei dieſem Anblick erſchrak der Jüngling und wandte ſich an ſeinen Gefährten:

„Was ist denn das? Was ist das für eine Wundererscheinung?“ — Antwort: „Fürchte nichts, das sind meine Wahlschwestern und ihre Mütter, also auch die unsrigen; doch wisse das eine, daß wir zwei uns ihnen nicht zugleich und plötzlich zeigen dürfen, deshalb gehe ich einstweilen allein voraus, um ihnen zu melden, daß wir gekommen, um mit ihnen zu leben, indessen erwarte du meine Rückkunft dort unter jenem Baume aus lauterem Golde mit silbernem Laub; aber merk dirs, willst du nicht selbst bei anderen Erstaunen erwecken, so sprich bei Leibe keine Silbe, bevor ich nicht wieder bei dir bin; denn dieser Baum ist der Sammelplatz aller Vile, wo sie im Sommer zusammenkommen und am Stickrahmen sticken; wenn sie da einen Jüngling erblicken, im selben Augenblicke verzaubern sie ihn durch ihre Blicke und verwandeln ihn in irgend ein Tier.“ — So wie er diese Worte ausgesprochen, verschwand er plötzlich spurlos, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Dem Jünglinge wurde es bald langweilig unter dem Baume zu stehen und zu warten, und er gieng, um sich die Zeit zu vertreiben, ein klein wenig weiter, als er auf einen Reigen beflügelter Mädchen stieß. Er duckte sich, um unbemerkt ihren Gesang zu belauschen, aber zu seinem größten Unglücke bemerkte ihn die Reigenführerin, die ihn mit ihrem Blicke verzauberte, so daß er auf der Stelle stumm und blind wurde. Da erschrak er gewaltig, und vor Entsetzen und großer Betrübnis fieng er an zu schreien und zu weinen, als plötzlich jener Mann beflügelt vor ihm erschien, ihn bei der Hand erfaßte und sprach: „Fürchte nichts! was fehlt dir?“ — Der Arme deutete mit den Händen an, er sei stumm und blind geworden. Wie dies der Mann sah, zog er aus dem Gürtel ein Pfeifchen heraus, bestieg einen Baum und fieng

an zu pfeifen; da kamen von allen Seiten die Vile und Vilenici in unzähliger Menge herbei, ſuchten dann im Gebirge nach einem Heilkraute, gaben es dem Jüngling in einem Tranke zu trinken, und beſtrichen ihm mit einem anderen Kraute die Augen, worauf er im ſelben Augenblicke das Augenlicht und die Sprache erlangte, und zwar eine zehnmal ſchönere und beſſere als er früher beſeſſen. Hierauf nahmen ſie ihn in ihren Kreis auf, gaben ihm eine Gattin, und er erlangte ungeheuren Reichtum und ward mit zahlreicher Nachkommenſchaft geſegnet. Doch als er ſchon bei Jahren war, tat er Buße vor Gott dem Herrn, kehrte in ſeine Heimat zurück und fand kaum noch ſeinen greiſen Vater am Leben an. Er verſöhnte ſich mit ihm, legte ihn ins Grab und lebte ſelbſt bis an ſein Ende als rechter Chriſt, aber dennoch pflegte er ſo lange er am Leben war, jeden Sommer, je einmal auf jenen Berg zu gehen, um mit ſeinen lieben Freunden zuſammenzutreffen und ſie zu begrüßen.

86.

# Jüngling und Vila.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, zwei von ihnen galten als verſtändig, den dritten und jüngſten hielt man aber einſtimmig für einen Dummrian. Mochte man was immer in Angriff nehmen, ſo zog man nur die zwei Geſcheidten heran, während man den Dummrian gar nicht in die Nähe kommen ließ. Im Garten des Vaters ſtand ein ſilberner Birnbaum, der trug allnächtlich Blüten und Früchte, doch die Birnen wurden regelmäßig von den Vile abgepflückt und fortgetragen. „Zum Teufel, wie lange ſolls denn noch ſo angehen?“ ſagten der ältere und mittlere Bruder und entſchloſſen ſich, den Baum zu bewachen. Zum jüngſten Bruder aber ſagten ſie: „Du biſt dazu zu dumm!“ — Nun trugen ſie unter den Birnbaum Pölſter und Federbetten, legten ſich nieder und ſchliefen ein. Inzwiſchen kamen die Vile, pflückten die Birnen ab und entfernten ſich. Sobald ſie fort waren, erwachten die Brüder, kehrten nach Haus zurück und erzählten, wie es ihnen ergangen. Jetzt erklärte der Dummrian, er werde

den Baum bewachen. Damit ihn der Schlaf nicht überwältige, ſammelte er Dornen und legte ſich darauf nieder. Trotzdem ſchlummerte er ein, doch erwachte er, als die Vile kamen, und erblickte eine von ihnen an ſeiner Seite ſtehen. Er zog ihr ein Haar aus, worauf die Vile verſchwanden. — In der Früh ſah er, daß das Haar golden ſei. Heim gekommen, erzählte er, was geſchehen, und gab ſeinen Entſchluß kund, in die Welt zu ziehen, um die Vila aufzuſuchen. Da entgegneten ihm die geſcheidten Brüder: „Was wirſt du finden können. Es iſt beſſer, wir zwei Geſcheidten gehen ſie ſuchen; ſo kann eher etwas daraus werden.“ — So machten ſich die zwei auf den Weg. Der ältere von ihnen fand eine Schaufel, die nahm er mit, und ſie leiſtete ihnen gute Dienſte; denn als ſie zum Monde kamen, fanden ſie die Thür verſchloſſen. Nun untergruben ſie die Thür und traten ins Haus herein. Sie fanden nur die Mondmutter zu Hauſe und erkundigten ſich, ob hier die und die Vila ſich aufhalte. Die Alte erwiderte: „Sie weilt bei der Sonne. Aber wie kommt Ihr hinauf? Doch da iſt eine Spinne, die ſoll Euch eine Kette bis hinauf ſpinnen.“ — Die Spinne machte ſich an die Arbeit, vollendete die Kette und befeſtigte ſie an das Thürſchloß der Sonnenthür. Auf dieſer Brücke zogen ſie nun dahin, inzwiſchen kehrte aber die Sonne heim, öffnete die Thür und riß die Kette entzwei. Da fielen die Brüder hinab und zwar glücklicherweiſe auf den Kohl ihres Gevatters, ſo daß ſie keinen Schaden nahmen, giengen nach Haus und erzählten ihr Abenteuer. Nun zog ihr Bruder Dummrian aus. Er kam zu einer uralten Strunſel und bat ſie, ihm den Weg zum Mond zu zeigen. Die Alte entgegnete, es ſei gar nicht ſchwer, dorthin zu gelangen und gab ihm eine Mulde voll Flaumenfedern. Er ſetzte ſich

in die Mulde und flog ſo zum Monde auf. Er trat ins Haus hinein und ſagte, hier müſſe ſich eine Vila aufhalten, die ſo und ſo ausſieht. Die Alte entgegnete, dies ſei nicht der Fall, ſondern die Geſuchte befinde ſich bei der Sonne. So zog er denn hinauf zur Sonne, kam glücklich daſelbſt an und verbarg ſchleunigſt die Mulde im Keller, wo es kühler war, damit ſie nicht in der Sonnenglut zerſchmelze. Indeſſen kam die Sonne nach Haus und fragte: „Was iſt dein Begehren?“ — „Ich ſuche die und die Vila.“ — Die Sonne gab ſie ihm, er ſetzte ſich mit ihr in die Mulde und zog ab. Als ſie ſich mitten auf dem Wege befanden, trat die Sonne aus der Stube heraus, um nachzuſehen, wie es den Reiſenden auf dem Wege ergehe und dabei brannte ſie ſo ſehr nieder, daß die Flaumenfedern zerſchmolzen. Im ſelben Augenblicke verlor die Mulde das Gleichgewicht und der Jüngling fiel mit der Vila auf einen Baum auf die Erde hinab. Wohin nun zum Teufel? Hinunter können ſie nicht; denn unter dem Baume ſitzt ein Zauberer, der eine Mütze voll Menſchenhaare vor ſich hat und ſie ſchlichtet. Da ſtieg die Vila ſachte vom Baum herab und ſchläferte den Alten ein. Nun kletterte auch der Jüngling herab und gieng mit der Vila in ſein Vaterhaus. Sie langten zu Hauſe an, und er erzählte ſeine Schickſale. Doch die Vila konnte niemand ſehen als ihren Befreier, und deshalb glaubte man ſeiner Geſchichte nicht. Nun fieng die Vila an zu weinen, und die Brüder ſagten: „Gut, jetzt glauben wir, daß ſie hier iſt, aber wo, das wiſſen wir nicht.“ — Inzwiſchen war der Alte unter dem Baume erwacht, war aufgebrochen und zu ihnen ins Zimmer gekommen. Er begrüßte die Vila: „Guten Tag“, worauf die Vila als ſchönes Mädchen für alle ſichtbar wurde. Bald darauf heiratete der Jüngling das Mädchen.

Ich war auch auf der Hochzeit, aß und trank mit dem Alten, unterhielt mich prächtig mit ihm, und wir befeuchteten uns ſo feſt die Kehlen mit ſüßem Wein aus dem Zagorje, daß noch jetzt mir und meinem Großvater die Zunge davon naß iſt.

## 87.

## Die Warte in den Lüften und auf der Erde.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter hielt er in einem Käfig eingesperrt und bewachte sie wie die Augen im Kopfe. Als das Mädchen herangewachsen war, bat es eines Abends den Vater um Erlaubnis, mit den Brüdern vor dem Schloße sich ergehen zu dürfen; der Vater gestattete ihrs. Kaum waren sie aber vor dem Schloße, als sich plötzlich ein Drache aus den Lüften herabließ, das Mägdlein aus der Mitte der Brüder raubte und hoch in die Wolken davontrug. Die Brüder eilen über Hals und Kopf zurück zum Vater, erzählen den Unglücksfall und bitten um die Erlaubnis, der geraubten Schwester nachzuforschen. Der Vater gewährte es ihnen, gab jedem ein Pferd und alles was man sonst noch auf der Reise vonnöten hat, und so zogen sie denn aus. Nach langer Wanderung trafen sie auf eine Warte, die weder am Himmel noch auf der Erde stand. Als sie an Ort und Stelle waren, kam ihnen der Gedanke, es könnte sich in der Warte ihre Schwester befinden, und sie fiengen gleich

an zu beratſchlagen, wie man wohl hinaufgelangen vermöchte, und nach langen Erwägungen und Beſprechungen kamen ſie überein, einer von ihnen ſolle ſein Pferd abſchlachten, aus der Haut einen Riemen ſchneiden, das Ende des Riemens an einen Pfeil befeſtigen, der von unten mit dem Bogen abgeſchnellt, ſich in die Warte feſt einhaken werde, ſo daß es ſich leicht hinaufklettern ließe. Die jüngeren zwei Brüder forderten den älteſten auf, ſein Pferd zu opfern; doch der wollte nicht, eben ſo wenig der mittlere Bruder. So tötete denn der jüngſte ſein Pferd, ſchnitt aus der Haut den Riemen, band deſſen Ende an einen Pfeil und ſchoß dieſen mit dem Bogen in die Warte hinein. Als es nun galt am Riemen hinaufzuklettern, weigerten ſich wieder der älteſte und mittlere Bruder, worauf ſich der jüngſte dem Wagnis unterzog. Oben angelangt, kam er aus einem Zimmer ins andere und endlich in eines, in welchem er ſeine Schweſter ſitzen ſah. Der Drache hatte ſeinen Kopf in ihren Schoß gelegt und war eingeſchlafen, während ſie ihm im Kopfe kraute. Als ſie den Bruder gewahr wurde, erſchrak ſie gewaltig und bat ihn leiſe, die Flucht zu ergreifen, ehe der Drache erwacht ſei; doch er folgte nicht; ſondern ergriff ſeinen Streitkolben, holte wacker aus und verſetzte dem Drachen eins auf den Kopf. Da wies der Drache im Schlafe noch mit der Hand auf die Stelle, wo der Hieb ſaß, und ſagte zu dem Mägdlein: „gerade hier hat mich Etwas gebiſſen.“ Wie er dies ſagte, verſetzte ihm der Prinz einen zweiten Hieb auf den Kopf, worauf der Drache wieder zu dem Mägdlein ſagte: „hier hat mich wieder Etwas gebiſſen.“ — Als nun jener zum drittenmal ausholte, wies ihm die Schweſter mit der Hand, er ſolle den Drachen auf die Geſchlechtsteile ſchlagen. Er trifft und der Drache bleibt auf der Stelle mauſetot. Da ſtieß ihn die Prinzeſſin

von sich, flog ihrem Bruder in die Arme und küßte ihn ab; dann nahm sie ihn bei der Hand und fieng an ihn durch alle Gemächer zu führen. Zuerst führte sie ihn in ein Gemach, in dem ein Schwarzfuchs mit einem Geschirre aus reinem Silber an einer Krippe stand. Dann führte sie ihn in ein anderes, wo an der Krippe ein weißes Roß mit einem Geschirre aus lauterem Golde sich befand. Schließlich gieng sie mit ihm noch in ein drittes Zimmer, wo an der Krippe ein Braune stand, dessen Geschirre mit Diamanten ausgeschmückt war. Nachdem er durch diese Zimmer gegangen war, führte ihn die Schwester in ein Zimmer, in welchem ein Mädchen bei einem goldenen Stickrahmen saß und mit Goldfäden stickte. Aus diesem Zimmer führte sie ihn in ein anderes, wo ein zweites Mädchen goldene Fäden ausspann; zuletzt kamen sie in ein Zimmer, wo ein drittes Mädchen Perlen auffaßte und ihr zu Füßen eine goldene Henne mit Küchlein auf einem goldenen Becken Perlen aufpickte.

Nachdem er alle Räume durchschritten und sich satt gesehen, kehrte er in jenes Zimmer zurück, wo der tote Drache lag, schleppte ihn heraus und warf ihn hinab auf die Erde. Als ihn nun die Brüder erblickten, beutelte sie vor Schrecken fast das Fieber. Darauf ließ der jüngste Bruder zuerst seine Schwester zu den Brüdern hinab, dann die drei Mädchen, jede mit ihrer Arbeit, eine nach der anderen. Während er die Mädchen zu den Brüdern hinabließ, bestimmte er jedem Bruder eine als zu eigen, und als er das Dritte, nämlich das mit der Henne und den Küchlein, herabließ, bestimmte er sie für sich. Seine Brüder aber, die Neid erfüllte, weil er als Held die Schwester gefunden und gerettet, schnitten nun den Riemen ab, um ihm die Rückkehr unmöglich zu machen; dann zogen sie fort und fanden einen Hirtenknaben bei seinen Schafen,

führten ihn als ihren Bruder verkleidet zum Vater und unterſagten der Schweſter und den Mädchen unter furchtbaren Androhungen, dieſe Tat auszuplaudern. Nach einiger Zeit gelangte zu dem jüngſten Bruder auf der Warte die Kunde, daß ſeine Brüder und der Hirte jene Mädchen heiraten.

Am Hochzeitstage des älteſten Bruders beſtieg er den Grauſchimmel und flog, als eben die Hochzeitsleute die Kirche verließen, in ihre Mitte, ſchlug ſeinen Bruder, den Bräutigam, mit dem Streitkolben ganz leicht auf den Rücken, daß der Bruder gleich vom Pferde herabſtürzte, worauf jener wieder in ſeine Warte zurückflog. Als er nun erfuhr, daß ſein mittlerer Bruder heirate, ſo flog er auf dem Schimmel wieder herbei, verſetzte auch dem mittleren Bruder einen Schlag über den Rücken, daß er vom Pferde herabfiel, und entfloh dann wieder. Wie er nun zuletzt vernahm, daß der Hirt das dritte Mädchen heirate, beſtieg er den Schimmel, flog in die Mitte der Hochzeitsleute, gerade als ſie aus der Kirche giengen, und verſetzte dem Bräutigam eins mit dem Streitkolben auf den Kopf, daß der Burſche auf der Stelle tot blieb. Im Nu war der Prinz von den Hochzeitsleuten umringt, die ihn diesmal nicht entwiſchen laſſen wollten, er machte aber auch keine Anſtalten dazu, ſondern blieb, gab ſich als den jüngſten Sohn des Kaiſers zu erkennen, wies den Betrug, der ihnen mit dem Hirten geſpielt wurde nach, und erzählte, wie ihn ſeine Brüder auf der Warte gelaſſen, wo er die Schweſter gefunden und den Drachen getötet. Das alles bezeugten ſeine Schweſter und jene Mädchen. Als dies der Kaiſer vernommen, verbannte er die zwei älteren Söhne aus ſeiner Nähe, verheiratete den jüngſten mit dem Mädchen ſeiner Wahl und ſetzte ihn nach ſeinem Ableben zum Thronerben ein.

88.

## Bendeš-Vila Mandalena.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten drei Söhne. Nicht weit von ihrem Hause besaßen sie eine sehr schöne Wiese, und in der Mitte der Wiese da stand ein Birnbaum, aus welchem drei Stämme herausgewachsen waren. Der Stamm rechts gehörte dem ältesten Sohne, der links dem mittleren, und der Stamm in der Mitte dem jüngsten. Diese Stämme trugen jedes Jahr reiche Früchte, doch nicht ein einziges mal war es den Brüdern vergönnt, von der Frucht ihres Baumes auch nur zu kosten; denn jedes Jahr, ehe noch die Früchte reiften, wurden sie von jemand heimlich abgelesen. Einmal verabredeten die drei Brüder untereinander der Reihe nach, in jeder Nacht ein Anderer seinen Baum zu bewachen. Wie sie übereingekommen, so führten sies auch aus. Als erster gieng der älteste Bruder auf die Wacht; er nahm mit sich eine Decke und ein Polster, legte sich unter den Baum, und kaum hatte er sich niedergelegt, lag er schon in tiefem Schlafe. Als er in der Früh erwachte, sah er, daß auf

ſeinem Stamme nicht eine einzige Birne übrig geblieben war. Voll Zorn kehrte er heim. In der nächſtfolgenden Nacht wachte der mittlere Bruder. Auch er machte es ſo wie ſein älterer Bruder: auch er nahm Decke und Polſter mit, legte ſich nieder, ſchlief ſogleich ein und als er mit dem Morgengrauen erwachte, fand er nicht eine einzige Birne mehr auf ſeinem Baume. Ganz niedergeſchlagen kehrte er nach Haus zurück. In der dritten Nacht machte ſich der jüngſte Bruder auf, um ſeinen Baum zu bewachen. Die zwei älteren Brüder gaben ſich zwar alle Mühe, ihn von dieſem Vorhaben abzubringen, ſie hielten ihn nämlich für einen dummen Kerl und meinten, er könnte, dumm wie er iſt, von jemand Nachts leicht umgebracht werden, und ſo würde er die Eltern nur in unnötige Unkoſten ſtürzen. Aber er beachtete ihre Reden gar nicht, nahm eine Egge mit ſich und gieng auf die Wieſe. Als er dort anlangte, ſammelte er eine Menge Dorngeſträuch, dann legte er ſich auf die Egge nieder und bedeckte ſich mit den Dornen. Bei Gott, auch ihn hätte ſogleich der Schlaf übermannt, denn er war gar müde, aber ſobald er ſich nur ein wenig mukſte, fuhren ihm die Nägel der Egge ins Fleiſch und ließen ihn kein Auge ſchließen. So lag er da, und es mochte um Mitternacht ſein, als ihm plötzlich eine Birne auf die Naſe fiel. Hurtig ſprang er auf die Beine, doch wie erſtaunte er, als er auf den Baum hinaufblickte und auf ihm einen großen Vogel ſitzen ſah. Im Augenblicke war er auf den Baum hinaufgeklettert und packte den Vogel beim Halſe. Aber welch ein Wunder! Sowie er dem Vogel den Hals zuſammendrückte, verwandelte ſich der Vogel in ein gar wundervoll ſchönes Mädchen, das ihn ſogleich anredete: „O du allerglücklichſter aller Sterblichen auf dieſer Welt! der du die Bendes-

Vila Mandalena erlangt haſt!“ — Ihre Gewandung war weiß wie Schnee, und goldnes Haar wallte ihr vom Haupte bis zum Boden herab. Unter dem Baume aber erſchienen ſogleich zwei goldene Stühle; auf dieſe ſetzten ſie ſich Arm in Arm nieder und ſchliefen voll Seligkeit ein. Wie ſchön waren ſie da zu ſehen; denn der ganze Wieſenplan ſtrahlte im Glanze des Mädchenhaares und der goldenen Stühle.

In der Früh ſtanden die zwei Brüder auf und warteten auf ihren jüngſten Bruder. Es wurde ſechs, ſieben, acht Uhr, er kam noch immer von der Wieſe nicht zurück. Ganz betrübt ſagte die Mutter zu dem älteſten Sohne, er möge doch auf die Wieſe nachſchauen gehen, ob nicht wirklich einer den Bruder getötet. Als er ſich der Wieſe näherte, ſah er ſchon aus weiter Ferne den ſchönen Glanz unter dem Baume; er beſchleunigt ſeine Schritte und erblickt das Paar, wie ſie auf den goldenen Stühlen ſitzen und ſchlafen. Er konnte ſich an der ſchönen Mandalena und ihrem Goldhaar gar nicht ſatt ſehen. Als er nach Hauſe kam, ſagte er, den Bruder habe niemand getötet, und daß unter dem Birnbaume zwei goldene Stühle ſtehen, auf dem einen ſitze und ſchlafe der Bruder, auf dem anderen ein ſchönes Mädchen, deren Goldhaar über den Seſſel auf den Boden hinabfalle. Kaum hörte die Mutter davon, ſo nahm ſie ſchon eine Scheere zur Hand, eilte hinaus auf die Wieſe und ſchnitt der Mandalena die goldenen Haare bis auf die Haut ab. Als Mandalena erwachte und bemerkte, daß ihr die goldenen Haare abgeſchnitten waren, ſagte ſie voll Traurigkeit zum Jüngling: „O du unglückſeligſter aller Sterblichen dieſer Welt, du ſollſt keine Ruhe finden, ehe du Bendeš-Vila Mandalena gefunden!“ — Sprachs, und verſchwunden war die ſchöne Mandalena ſammt den goldenen Stühlen. Als der Jüngling dies

ſah, gieng er heim und machte der Mutter bittere Vorwürfe, was ſie ſich doch um Gottes Willen gedacht habe, als ſie ſich entſchloß, der Mandalena das Haar abzuſchneiden! Er bat ſie dann, ihm ſogleich eine Reiſetaſche zu bereiten, damit er in die Welt ziehe, um Mandalena aufzuſuchen. Er durchwanderte die ganze Welt und erkundigte ſich überall, ob ihm wer eine Auskunft über die Vila geben könnte; aber alle Mühe war verloren, nirgends eine Spur, nirgends ein Anhaltspunkt zu finden! —

Endlich gelangte er nach langer, langer Wanderung in einen großen Wald, der war ſo dicht verwachſen, daß ſelbſt am hellichten Tage daſelbſt Dunkelheit herrſchte. Lange Zeit irrte er im Walde herum, als er in weiter Ferne ein Feuer erblickte, an dem ein Greis ſaß und ſich wärmte. Als er nahe an ihn herangekommen, bot er ihm Gott zum Gruße an, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und fragte ihn unter Anderem, ob er ihm vielleicht irgend welche Auskunft über eine gewiſſe Bendeš-Vila Mandalena zu geben vermöchte. Der Greis antwortete ihm, ſie ſei ihm ſehr wohl bekannt und nicht weit von dieſem Walde befinde ſich ein Brunnen, in dem ſie jeden Dienſtag und Freitag ein Bad zu nehmen pflege. Sobald dies der Jüngling vernommen, drückte er dem Greiſe ſeinen herzlichſten Dank aus und begab ſich ſofort zu dem bezeichneten Brunnen. Als er bei dem Brunnen angelangt war, ſetzte er ſich daſelbſt nieder, um die Vila zu erwarten, denn es war gerade Dienſtag. Doch kaum hatte er ſich niedergeſetzt, überfiel ihn tiefer Schlummer. Zwei Stunden ſpäter kam plötzlich zu dieſem Brunnen, von vier Pferden gezogen ein Prachtwagen daher, in dem Wagen aber ſaß Bendeš-Vila Mandalena. Als ſie aus dem Wagen geſtiegen, erkannte ſie ſogleich im Schläfer den Jüngling,

war darüber hoch erfreut, fieng an ihn zu wecken, zu herzen und zu liebkoſen, zerrte ihn hin und her, aber munter machen konnte ſie ihn doch nicht; denn jener Greis hatte einen tiefen Schlaf über ihn geſenkt. Es nahte der Augenblick, wo Mandalena heimkehren mußte und zwar allein, ſo wie ſie gekommen. Nach Haus gekommen zählte ſie Stunde für Stunde bis der erſehnte Freitag herannahte. Kaum graute am Freitag der Morgen, ſaß ſie ſchon in ihrer Kutſche und fuhr zu jenem Brunnen hin, in der ſicheren Erwartung, den Jüngling dort noch anzutreffen. Als ſie in der Nähe des Brunnens war, ſchaute ſie ſich nach allen Seiten um, bis ſie ihn zwar in der Nähe des Brunnens, aber in Schlaf verſunken erblickte. Hurtig ſprang ſie aus der Kutſche heraus, dachte gar nicht ans Baden, ſondern fieng ſogleich an ihn zu wecken und gönnte ſich keine Ruhe, bis es ihr endlich glückte ihn zu erwecken. Sobald er erwachte, ſetzte ſie ſich mit ihm in die Kutſche und führte ihn in ihre Burg.

Lange Zeit lebten ſie in der Burg glücklich und zufrieden, bis ſie ihm eines Tages die Schlüſſel vom Hauſe übergab und die Erlaubnis erteilte alle Gemächer zu betreten bis auf eines; ſie gab ihm indeſſen auch den Schlüſſel zu dieſem Gemache. Mandalena mußte nämlich abreiſen und ihn allein daheim laſſen. Da dachte er, dies ſei die beſte Gelegenheit zu ſehen, was in dem verbotenen Gemache ſich befinde. Er nahm alſo den Schlüſſel und ſperrte die Thüre auf. Als er ins Gemach trat, erſtaunte er nicht wenig, denn in der Mitte des Gemaches ſtand ein großer Bottich, aus welchem die Worte drangen: „Reich mir einen Tropfen Waſſer, ich ſchenke dir dafür ein Leben mehr als dir von Gott beſchieden.“ — Als der eine Tropfen im Bottiche war, ließ ſich die Stimme wieder vernehmen: „Gib mir zwei

Tropfen Waſſer, damit ich dir zwei Leben mehr verleihe, als du von Gott erhalten.“ — Nachdem er den Wunſch erfüllt, tönte es von neuem heraus: „Gib mir drei Tropfen Waſſer, und ich ſchenke dir drei Leben mehr, als du von Gott erhalten.“ — Kaum hatte er den dritten Tropfen in den Bottich hineingelaſſen, zerſprang derſelbe in tauſend Stücke und ein gräulicher Drache flog heraus. Der Jüngling verließ bebend vor Entſetzen das Gemach und wartete lange allein in der Burg auf die Rückkunft der Mandalena, in der Hoffnung, daß ſie bald eintreffen werde. Aber all ſein Harren war vergebens, denn der Drache hatte Mandalenen, ſobald er aus dem Bottich enflohen, aufgelauert und ſie in ſeine Burg entführt. Als der Jüngling allmählig die Überzeugung gewann, Mandalena komme nicht mehr zurück, machte er ſich auf den Weg, um ſie aufzuſuchen. Nach mehrſtündiger Wanderung geriet er tief in einen Wald hinein, wo er auf einen alten, ganz entkräfteten Wolf ſtieß. Er erbarmte ſich des elenden Wolfes, ſtieg vom Pferde herab, tötete und zerſtückte eines ſeiner Pferde und legte es dem Wolf zur Nahrung vor. Als dies der Wolf ſah, ſeufzte er auf und ſprach: „Wie kann ich dir deine unendliche Güte vergelten? Ich kann dir vorläufig nichts geben; aber zieh ein Haar aus mir heraus, und wenn du einmal in Not gerätſt, hauche das Haar nur an, ſo komme ich dir zu Hilfe.“ — Hierauf zog der Jüngling dem Wolfe ein Haar aus, ſteckte es in die Taſche und ſetzte ſeinen Weg fort. In geringer Entfernung vom Wolfe erblickte er in einem Graben einen alten Adler liegen, der ſich vor Schwäche nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Er fühlte wieder Erbarmen und zerſtückte auch für ihn zum Fraß ein Pferd. Aus Dankbarkeit ſagte der Adler zum Jüngling, er möge ihm aus dem linken Flügel eine Feder herausziehen, und

wenn er in Not gerate, ſolle er die Feder nur anhauchen, dann werde er, der Adler, ihm zu Hilfe herbeieilen. Einige Schritte weiter erblickte der Jüngling einen Fiſch, der ſich im Staube in der Nähe des Flußes herumwälzte und ſich vergeblich abmühte, wieder ins Waſſer zu gelangen. Er fühlte Mitleid mit dem Fiſche, hob ihn aus dem Staube auf, wuſch ihn ab und ließ ihn wieder ins Waſſer gleiten. Voll tiefer Dankbarkeit, weil er ihm das Leben gerettet, ſagte der Fiſch, er möge ihm nur eine Schuppe herausziehen, ſie aufbewahren und, gerate er in eine mißliche Lage, ſie anhauchen, und er werde ſogleich ihm zu Hilfe kommen. Der Jüngling zog dem Fiſche eine Schuppe heraus, ſteckte ſie in die Taſche und ſetzte ſeinen Weg fort. Darauf kam er an einen Fahrweg, über den eben ein Ameiſenheer ſetzte. Er konnte es nicht übers Herz bringen die Ameiſen zuſammenzutreten und zog es vor zu warten, bis ſie alle drüben wären. Das halbe Heer der Ameiſen mochte ſchon drüben ſein, da ſagte eine von ihnen, er ſolle nur ohne weiteres über ſie hinwegſetzen, denn es ſeien ihrer gar zu viele und er müßte gar zu lange warten, bis alle drüben wären. Doch der Jüngling rührte ſich nicht von der Stelle ehe alle drüben waren. Als ſchon die letzte Ameiſe kam, die auch die allergrößte von Allen war, ſagte ſie, ſie wiſſe gar nicht, wie ſie ſich ihm anders dankbar erweiſen ſolle, als wenn er ihr den linken Flügel herausreiße; gerate er nun jemals in mißliche Umſtände, ſo möge er nur ihren Flügel anhauchen, und es werden ihm alle Ameiſen zu Hilfe kommen. Der Jüngling riß der Ameiſe den Flügel ab, ſteckte ihn in die Taſche und zog ruhig fürbaß. Nicht weit davon, wo ſich das eben zugetragen, huſchte auf einmal ein Fuchs über den Weg. Noch ſchneller legte aber der Jüngling ſeine Flinte an, um ihn zu erlegen. Wie dies der Fuchs ſah, ſagte er zu

ihm: „Ich bitt dich ſchön, töte mich nicht, ich gebe dir Auskunft über die, die du ſuchſt. Du ſuchſt die Bendeš-Vila Mandalena, doch ehe du ſie findeſt, mußt du einem alten Weibe dienen. Bei dieſer wirſt du keine andere Arbeit zu verrichten haben, als ein Pferd drei Nächte hindurch zu bewachen, aber du mußt wohl auf deiner Hut ſein, daß das Pferd in der Frühe nicht ohne dich allein nach Haus komme, ſonſt iſts um deinen Kopf geſchehen. Sobald du die drei Nächte treu ausgedient haſt, wird dir die Alte unter den ſchönſten Pferden die Wahl laſſen; doch du wähle kein anderes, als das unanſehnlichſte. Dieſes wird dich an den Ort deiner Wünſche bringen.“ — Nachdem der Jüngling dies von dem Fuchſe vernommen, ſchenkte er ihm das Leben und ließ ihn laufen.

Am nächſtfolgenden Tage kam er zu einem Hauſe, dort traf er die beſagte Alte an. Sie fragte ihn ſogleich, ob er geneigt ſei, bei ihr in Dienſt zu treten. Er entgegnete: „Warum denn nicht, vor Allem aber möcht ich wiſſen, was meine Arbeit ſein wird.“ Da antwortete ſie: „Du wirſt keine andere Arbeit bei mir haben, als ein Pferd zu bewachen, und das nur zur Nachtzeit, bei Tag aber kannſt du ſchlafen oder ſonſt treiben, was dir behagt. Ich muß aber noch das eine hinzufügen, daß das Pferd, das du zu weiden haſt, nicht ein einziges Mal ohne dich nach Haus kommen darf; denn, ſowie es ein einzigesmal allein heimkehrt, — da ſchau her: neunundneunzig Köpfe ſtecken hier auf Stangen, und hier ſteht noch eine für deinen Kopf frei.“ — Der Jüngling war mit allem einverſtanden und ritt gegen Abendanbruch mit dem Pferde auf die Weide. Kaum war er am Weideplatze angelangt, verfiel er in tiefen Schlaf, und als er erwachte, bemerkte er mit Schrecken, daß das

Pferd verſchwunden ſei. In Nachdenken verſunken, was er nunmehr beginnen ſolle, fiel ihm das Wolfshaar ein, nahm es heraus, hauchte es an, und im Augenblick ſtand der Wolf vor ihm und fragte ihn um ſein Begehren. Er ſprach: „Das Pferd iſt mir verſchwunden, ohne daſſelbe darf ich aber nicht heimkehren.“ — Antwortete der Wolf: „Das Pferd weilt jetzt auf dem höchſten Gipfel unſeres Gebirges, ich werd es ſogleich hierher treiben.“ — Es vereinigte ſich die Schaar der Wölfe und brachte das Pferd zur Stelle. Als der Jüngling beim Morgenanbruch mit dem Pferde nach Hauſe kam, konnte ſich die Alte vor Staunen gar nicht erholen; ſie gab ihm zu eſſen; dann gieng ſie in den Stall und fieng an das Pferd unbarmherzig durchzubläuen, weil es nicht allein heimgekehrt war.

Am zweiten Tag führte der Jüngling das Pferd wieder auf die Weide und ſchlief ein, während ihm das Pferd wieder entwich. Da zog er ſofort aus der Taſche die Adlerfeder heraus und hauchte ſie an; der Adler erſchien und fragte ihn um ſeinen Wunſch. Nachdem er ihm erzählt, das Pferd ſei durchgegangen und daß ers nicht wage allein heimzukehren, ſagte der Adler: „Das Pferd weilt auf den Vilahöhen, wir ſchaffen es aber ſogleich zur Stelle.“ Die Adler vereinigten ſich darauf und trieben das Pferd dem Jüngling zu. Als der Jüngling in der Früh nach Hauſe kam, bekam er wie am Vortage zu eſſen, indeſſen ſich die Alte in den Stall verfügte und aus allen Kräften das Pferd prügelte und ihm ſagte, ſie werde es töten, falls es am nächſten Tage mit dem Jüngling und nicht allein heimkäme. Am dritten Abend mochte der Jüngling aus Vorſicht vom Pferde nicht einmal herabſteigen, damit es ihm nur nicht entlaufe. Doch es überwältigte ihn trotz alledem der Schlaf, und als er erwachte,

bemerkte er, daß das Pferd verſchwunden ſei. Nun nahm er die Fiſchſchuppe aus der Taſche heraus, hauchte ſie an, und im Nu erſchien ihm der Fiſch. Nachdem er des Jünglings Mißgeſchick vernommen, beruhigte er ihn mit den Worten, er werde ihm das Pferd gleich herbeitreiben; denn es habe eben am Geſtade des Meeres. Die Fiſche vereinigten ſich und trieben das Pferd zur Stelle. Als er ſo am dritten Morgen wieder das Pferd heimbrachte, belobte ihn die Alte und ſagte: „Weil du mir ſo treu gedient haſt, ſteht es dir frei, das ſchönſte Pferd aus meinem Geſtüte dir zu nehmen. Doch vorher mußt du mir noch eine kleine Gefälligkeit erweiſen. Hier ſind drei Scheffel Hirſe, die mußt du dieſe Nacht abzählen und mir morgen ſagen, wie viel Körner es ſind.“ —

Der Jüngling ſann nach, wie es menſchenmöglich wäre, ſoviel Hirſe abzuzählen. Da fiel ihm zur rechten Zeit noch der Ameiſenflügel ein, er hauchte ihn an, die Ameiſe war gleich da und fragte ihn, was ſein Wunſch ſei. Nachdem er ihr mitgeteilt, in was für einer Klemme er ſich befinde, ſagte ſie, er könne ohne Sorgen ſein, ſie werde mit den Ihrigen ſchon allein die Aufgabe löſen. Bald krimmelte und wimmelte es von Ameiſen, und ſo groß war ihre Zahl, daß auf manche nicht einmal ein Körnchen kam. Schon um Mitternacht konnte der Ameiſenkönig dem Jüngling die Zahl der Hirſekörner angeben. Er ſchrieb ſie ſich zur Vorſicht auf und teilte ſie dann der Alten mit. Die Alte erſtaunte gewaltig, daß es ihm gelungen war, bis Mitternacht die Körnchen zu zählen. Am Morgen führte ſie ihn dann in den Stall und ſtellte es ihm frei, das ſchönſte Pferd ſich zu wählen. Doch er entſchied ſich für das unanſehnlichſte. Die Alte machte Einwendungen und meinte, gerade dieſes Pferd pflege ſie

ſelbſt mitunter zu reiten, aber ſie ſah ein, da der Jüngling durchaus bei ſeiner einmal getroffenen Wahl verharrte, ſie müſſe ihm das Pferd überlaſſen und ſagte: „Wohlan, weil du mir ſo treu gedient haſt, ſo nimms hin.“ Nachdem der Jüngling das Pferd am Halfter hinausgeführt und es geſtriegelt hatte, wurde es ſo ſchön, daß man ſich ein ſchöneres gar nicht denken kann. Es war ja von Vilaart. Er beſtieg es und ritt in die Drachenburg. Dort fand er Bendeš-Vila Mandalena und auf ihrem Schoße den Drachen in Schlaf verſunken. Kaum gewahrte ihn Mandalena, ſprang ſie ſogleich auf, der Jüngling nahm ſie zu ſich aufs Pferd und jagte mit Windeseile fort. Sie hatten ſchon einen weiten Weg zurückgelegt, da weckte den Drachen ſein Pferd und ſagte ihm: „Wach auf, Drache, er hat die Bendeš-Vila Mandalena entführt.“ — Fragte der Drache: „Sind ſie ſchon weit und kann ich ſie noch einholen?“ — Antwortete das Pferd: „Leicht, gar leicht.“ — Sofort beſtieg es nun der Drache und ſetzte den Flüchtlingen nach. Als er ſie eingeholt, zog er ſein Schwert aus der Scheide, ſchwang es über des Jünglings Haupt und rief aus: „Jetzt nehm ich dir das eine Leben, das ich dir ſchenkte, als du mir den erſten Tropfen in den Bottich hineingabſt.“ Hierauf faßte er Vila Mandalena, nahm ſie zu ſich aufs Pferd und kehrte in ſeine Burg heim. Ein zweiter Entführungsverſuch, den der Jüngling machte, lief auch nicht beſſer ab, nur ſagte der Drache, er möge kein drittes Mal ſein Glück verſuchen; denn er werde ihm ſonſt ſchonungslos den Kopf abhauen. Der Jüngling ließ ſich aber durch keine Drohung einſchüchtern und kehrte zum drittenmal um. Da verabredete ſein Pferd mit dem des Drachen, letzteres ſolle den Drachen in dem Augenblicke abwerfen, wo er mit dem Schwerte ausholt, um den Jüngling zu

töten, ſo daß der Jüngling ihm den Kopf ſpalten konnte. Als der Jüngling die Vila Mandalena zum drittenmal entführte, machte des Drachen Pferd ſeinen Herrn nicht eher darauf aufmerkſam, als bis es glaubte, daß die Flüchtlinge einen großen Vorſprung gewonnen; dann erſt weckte es den Drachen auf und ſprach: „Auf, auf, Drache! er hat die Bendeš-Vila Mandalena entführt.“ — Der Drache: „Holen wir ſie noch ein?“ — Antwortete das Pferd: „Schwerlich, wohl ſchwerlich.“ Hierauf beſtieg es der Drache und ſetzte den Flüchtlingen in größter Haſt nach. Als er ſie mit ſchwerer Not eingeholt, zückte er ſein Schwert, um dem Jüngling das Haupt zu ſpalten, aber im ſelben Augenblick ſchlug das Pferd weit aus und ſchleuderte den Drachen zu Boden unter die Hufe. Schnell ergriff da der Jüngling das Schwert, das dem Drachen aus der Hand geſunken war, und ſchlug ihm den Kopf ab. Hocherfreut beſtieg nun der Jüngling das eine, Bendeš-Vila Mandalena das andere Pferd, und nun ritten ſie heim nach Mandalenenburg, wo ſie lange in Glück und Zufriedenheit zuſammen lebten.

## 89.

# Die Vila in der goldenen Burg.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne. nst sagte er zum ältesten, er solle in den Garten gehen d Acht geben, daß Schwäne die Blumen nicht abfressen. er Sohn hielt lange Wacht, endlich aber übermannte ihn r Schlaf, während dessen die Schwäne die Blumen auf- en. Das waren aber keine Schwäne sondern Vile. Hierauf rfügte sich der mittlere Bruder in den Garten und ihm wider- hr dasselbe. Jetzt kam die Reihe an den jüngsten Bruder; ch dieser legte sich Dornen unter das Haupt, so daß er cht einschlafen konnte; so lag er da im Halbschlummer, s die Schwäne herbei kamen. Hurtig sprang er da auf e Beine und nahm einen von ihnen gefangen. Der Schwan rwandelte sich in eine Vila, beide legten sich dann nieder d schliefen ein. Kurze Zeit darauf kam ein Mädchen des eges und schnitt der Vila die Haare ab. Als die Vila wachte, überfiel sie darüber große Niedergeschlagenheit. cägt er: „Mein Liebchen, warum so traurig?“ Ant- ortet sie: „Jemand hat mich meiner Haare beraubt.“ a verblieb sie eine ganze Woche an seiner Seite. Nun ußte er zufälligerweise irgendwohin fort, und diese

Gelegenheit benutzte ſie, um auch das Haus zu verlaſſen nicht ohne ihn benachrichtigen zu laſſen, daß ſie ſich in die goldene Burg begeben. Als er heimkehrte und nach ihr fragte, erfuhr er, daß ſie in die goldene Burg fort ſei. Hierauf machte er ſich auf den Weg und gelangte in einen großen Wald, wo er einen Greis antraf, bei dem er ſich erkundigte, ob er ihm welche Nachricht über die goldene Burg zu geben vermag. Sagte der Greis, er wiſſe es nicht, vielleicht wiſſe es aber ein noch älterer Mann, der weit von da im Walde wohne. Nach langer Wanderung kam der Jüngling bei dieſem an. Auch dieſer konnte ihm keine Auskunft geben, ſondern wies ihn an einen noch älteren Greis. Alſo ſuchte er den dritten Greis auf. Dieſer gab ihm die gewünſchte Auskunft über die goldene Burg. Der Jüngling ſchlug die angegebene Richtung ein, langte bei der Burg an und erblickte ſeine Geliebte, die ihm hold zulächelte. In der Burg fand er eine alte Vila, die ſagte ihm, er bekomme nur dann ihre Tochter zur Frau, wenn er die Befehle, die ſie ihm geben werde, auszuführen im Stande ſei. Dann händigte ſie ihm eine hölzerne Haue ein mit den Worten: „So du mein Schwiegerſohn werden willſt, mußt du mir dieſen Wald hier ausroden, daſelbſt Reben pflanzen und mir Wein von ihren Stöcken bringen, das Alles aber muß noch heute geſchehen.“ Dieſe Aufgabe konnte er freilich nicht löſen; da nahte ſein Liebchen und fragte ihn: „Warum biſt du ſo traurig?“ — Antwortete er: „Wie denn nicht? ich kann ja die Aufgabe nicht löſen.“ Nun fällte ſie einen Baum, und der ganze Wald war ausgerodet, pflanzte eine Rebe, und ſogleich war der ganze Weingarten angepflanzt, preßte eine Traube aus, und ſchon war die ganze Arbeit vollendet. Als er nun den Wein in die Burg brachte, ſagte die Alte: „Du mußt noch eine Arbeit verrichten: in einem

Tage Weizen aussäen, einernten und gedroschen in die Vorratskammern einlagern.“ Auch dieser Aufgabe wäre er nicht gewachsen gewesen, wenn sie sein Liebchen nicht für ihn vollbracht hätte. Als er der Alten das gedroschene Getreide zeigte, war sie noch immer nicht zufrieden, sondern sagte: „Wenn du mein Eidam werden willst, so mußt du mir die ganze Burg da vergolden,“ zugleich überreichte sie ihm zu diesem Zwecke eine goldene Nuß. Es gelang ihm, eine Spanne groß zu vergolden, mehr aber konnte er nicht. Da kam ihm sein Liebchen zu Hilfe, sie machte nur ein Kreuz und im Nu war alles vergoldet. Nunmehr sagte die Alte: „Wenn du durchaus mein Eidam werden willst, so mußt du morgen erraten, welches deine Vilá ist; ich füge aber hinzu, daß sich alle aufs Haar gleich sehen werden.“ Da sagte ihm sein Liebchen, er solle wohl aufmerken; wann die Vile in Reih aufgestellt sein werden, werde ein Hund kommen und sie allein beschnuppern, da soll er sagen, „diese da ists.“ Zudem gab sie ihm einen Kamm und eine Bürste, die sie auf ihrer Flucht gut brauchen werden. Als die Vile am nächstfolgenden Tage in langer Reihe vor ihm standen, erriet er, welche die seinige sei, und machte sich mit ihr auf die Flucht, die Alte aber setzte ihnen sogleich nach. Als sie schon nahe daran war die Flüchtlinge zu fangen, warf er die Bürste hinter sich und sogleich entstand hinter ihrem Rücken ein dichter Wald, so daß sie einen großen Vorsprung gewannen. Bald hatte indessen die Alte dieses Hindernis überwunden und wenig fehlte noch, und sie hätte sie eingeholt. Im rechten Augenblick warf er aber den Kamm hinter sich, und es entstand ein großer Fluß, über den die Alte nicht setzen konnte, und so retteten sich die Zwei, langten in ihrer Heimat glücklich an, heirateten sich und lebten in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

## 90.

# Die Vile, des Jünglings Schützerinnen.

Es war einmal ein Graf, der hatte drei Söhne, und in ſeinem Garten ſtand ein Apfelbaum, der blühte jeden Tag und trug goldene Aepfel, aber es war dem Grafen nicht ein einzigesmal vergönnt auch nur einen Apfel zu pflücken; denn jedesmal trugen ſie die Vile fort. Deshalb ſtellte er einmal Nachts ſeinen älteſten Sohn als Wache auf, aber dieſer ſchlief ein und gewahrte niemand; deshalb ſchickte der Graf in der darauffolgenden Nacht ſeinen mittleren Sohn, aber auch dieſer erblickte niemand. Der jüngſte Sohn mußte in der dritten Nacht Wache halten. Dieſer trug ſich ein Bett unter den Baum, machte ſichs darauf bequem und ſchloß kein Auge, ſo wachſam war er. Plötzlich um Mitternacht kamen neun Vile auf den Baum geflogen und fiengen ſogleich an die Aepfel abzuleſen. Sie fanden an dem Jüngling Wohlgefallen, und er bat ſie, ſie mögen ihm drei Aepfel übrig laſſen, den einen möchte er dem Vater, den zweiten der Mutter bringen, den dritten aber für ſich behalten, die anderen können ſie ſich dann ruhig ableſen. Sie willfahrten

ſeiner Bitte, und er brachte die Aepfel dem Vater, der ihn ohnehin als den jüngſten ſehr lieb hatte, jetzt aber noch lieber gewann, weil ihm, dem jüngſten, etwas gelungen war, was die zwei älteren Söhne nicht erreicht. Dem Jüngling gefielen die Vile ſo ſehr, daß er den Vater bat, ihm ein Pferd zu geben, damit er die Vile aufſuche. Nachdem ihm ſeine Bitte gewährt worden, ritt er fort und traf auf einen Hirten, an den er ſich mit der Frage wandte: „Hör mal, beſuchen wohl je die Vile dieſen Ort?“ — Antwortete der Hirte: „Freilich, ſie kommen jeden Tag um die zwölfte Stunde hierher baden.“ — Der Jüngling ſagte, er wolle ſie hier erwarten. So blieb er auf ſeinem Pferde ſitzen; doch als die Vile eintrafen, war er auf dem Pferde feſt eingeſchlafen. Der Hirte gab ſich alle Mühe, ihn aufzuwecken, aber es gelang ihm nicht. Nachdem die Vile ſchon fort waren, wurde er munter und fragte den Hirten, ob ſie dageweſen, und der antwortete ihm: „Freilich ſind ſie da geweſen, aber ich konnte dich nicht erwecken.“ — Am nächſten Tage gieng der Jüngling ſelbſt in den Bach baden, und als die Vile um die zwölfte Stunde kamen, badeten ſie und fanden an ihm ein ſolches Wohlgefallen, daß ſie ihn zu ſich in die Baumhöhle mitnahmen, und drum waren ſie in ihn verliebt, weil ſie durch ihn nach der Taufe dufteten. Neun Jahre lang weilte er in ihrer Baumhöhle, und die Vile nährten ihn mit lauter Zuckerwerk; als aber die neun Jahre verſtrichen waren, bekam er dieſe Lebensweiſe ſatt, und es überfiel ihn Sehnſucht nach der Heimat und ſeinem Vater, worauf ihn eine Vila nach Hauſe geleitete.

Auf dem Wege begegneten ſie einem Manne, der, es war Nachts, zu Wagen fuhr und mit einem Roſenkranz in der Hand zu Gott betete. Er verlor den Roſenkranz, den bald darauf die Vila auffand und ſie ſagte zu dem Manne, er ſolle umkehren und

den verlorenen Roſenkranz aufleſen. Er entgegnete ihr: „Bah, in Gottes Namen, mag liegen. Es lohnt ſich mir nicht deshalb umzukehren.“ Doch ſie meinte, er möge es nur immerhin tun, es werde ſein Glück ſein. Und wirklich kehrte er mit Pferd und Wagen um, die Vila aber legte an die Stelle, wo der Roſenkranz gelegen eine Lade voll Silber und darauf den verlorenen Roſenkranz, und ſagte, er dürfe ſich das mit nach Hauſe nehmen, aber bei Leibe keine Silbe auf dem Wege reden; wie er nun heimtrabte, kam quer über die Straße ein Kater daher, den ſchrie er an: „Schitz Mietz!“ und in demſelben Nu war die Lade mit dem Silber verſchwunden. Seit dieſer Zeit war der Mann immer tief betrübt; einmal aber, als er auf demſelben Weg einen Wagen Heu nach Hauſe fuhr, erſchien ihm wieder die Vila und überreichte ihm jene Lade; denn ſie hatte ihn recht lieb, weil er ein Chriſt war und ſtets zu Gott betete; alſo gab ſie ihm die Lade und ſchärfte ihm ein, er dürfe kein Sterbenswörtchen ſprechen, bevor er Chriſtus geſehen. Auf dem Wege trat ihm allerlei Blendwerk entgegen, doch über ſeine Lippen kam keine Silbe, und als er vor ſeinem Hauſe anlangte, fragte ihn ſogleich ſein Weib, was er denn da herein trage, aber er gab ihr keine Antwort, ehe er Chriſtus an der Wand geſehen. So wurde er ein reicher Mann. —

Jener Jüngling aber, der ſuchte ſich zu Hauſe ein ſchönes Mädchen, heiratete es und ſuchte nimmer die Vile auf; ſie blieben aber ſtets ſeine Schützerinnen und machten ihn zum reichen Manne.

## 91.

# Die Vile beſchützen einen Jüngling.

Es waren einmal drei Brüder, die reiſten in der Welt herum, und als ſie ſchon lange genug zuſammen gereiſt waren, ſprach einer von ihnen: „Jetzt wollen wir auseinandergehen, und damit wir erfahren können, ob einer von uns auf der Reiſe umgekommen, wollen wir jeder ſein Meſſer in dieſen Baum einkeilen; kommt einer von uns früher oder ſpäter wieder hierher, ſo geben ihm die Meſſer die beſte Auskunft über das Wohlbefinden der Brüder.“ Alſo keilten ſie ihre Meſſer ein und trennten ſich, jeder einer anderen Richtung zu. Jeder von ihnen beſaß drei Hunde. Der älteſte Bruder ſchweifte durch einen großen Wald, erlegte einen Haſen und ſchürte ein Feuer an, um den Haſen zu braten. Nicht weit davon befand ſich eine Hexe, die wimmerte von der Höhe herab: „Huhu.“ — Fragte er ſie: „Na, friert dich?“ — „Dürft ich mich wärmen kommen?“ — „Ohne weiteres.“ — Fragte ſie: „Erlaubſt du mir, deinen Hund zu berühren?“ — Sprach er: „Ohne weiteres.“ — Sie berührte den Hund und er verwandelte ſich zu Stein, ſodann berührte ſie den Jüngling, und auch er wurde

zu Stein. — Nach langer Wanderung kehrte einmal der jüngere Bruder auf jenen Kreuzweg zurück, wo die Messer eingekeilt waren, und bemerkte, daß das Messer des ältesten Bruders blutig gefärbt sei. Tiefe Traurigkeit beschlich sein Herz, und er machte sich auf, seinen Bruder zu suchen, geriet in denselben Wald, erlegte einen Hasen und begab sich an denselben Ort, um den Hasen zu braten. Er schürte eben das Feuer recht an, um den Braten fertig zu machen, als sich jene Strunzel vernehmen ließ: „Huhu!“ — „Wenn dir kalt ist, komm her dich zu wärmen,“ rief ihr der Jüngling zu. Die Hexe trat heran und fragte ihn: „Ists erlaubt, deinen Hund zu berühren?“ Antwortete er: „Ohne weiteres.“ Kaum aber hatte sie den Hund und den Jüngling zugleich berührt, verwandelten sich diese zu Stein. Nun kam der dritte Bruder des Weges und sah, daß seine beiden Brüder tot sind. Er sann nach, wie er sie wohl finden könnte, und beschloß die Hilfe der Vile in Anspruch zu nehmen, da er keinen anderen Ausweg fand. Also suchte er die Vile auf, aber sie wollten nicht eher seiner Bitte willfahren, bis sie ihn auf die Probe gestellt und sich von seiner Treue zu ihnen überzeugt hätten. Sie gaben ihm folgenden Bescheid: „Mein Liebster! Wir werden dir stets zur Seite stehen und hilfreiche Hand bieten, wofern du uns gehorchen willst; doch wir allein sind nicht im Stande, dir deinen Wunsch zu erfüllen, du mußt vorher die Sonne aufsuchen, sie wird dich zu deinen Brüdern geleiten. Gar manche Prüfungen sind dir auferlegt, ehe du dein Ziel glücklich erreichst.“ — Die Vile zeigten ihm den Weg, und er zog fort, und als er zur Sonne kam, bat er sie, ihm Auskunft über seine Brüder zu geben. Die Sonne: „Von Herzen gerne will ich dir helfen, aber allein vermag ichs nicht. Wende

ch nur an den Sonnenaufgang, der wird dir den ihrer machen.“ Alſo zog er in der Richtung gegen n Sonnenaufgang fort. Die Vile zeigten ihm den Weg, id als er dort anlangte, erkundigte er ſich über ſeine rüder. Der Sonnenaufgang: „Ich gebe dir gerne Aus- mft über ſie, aber du wirſt um ihretwillen ſo manche rangſale durchzumachen haben.“ Er antwortete: „Das it nichts; für ſie erduld ich alles, wofern es mir nur lückt, ſie wiederzufinden.“ — Hierauf gab ihm der ionnenaufgang folgende Weiſung: „Begib dich in jene lte Burg, wo du ſechs Tage verweilen mußt; jede tacht werden dich Geiſter heimſuchen, doch du ſprich i der erſten Nacht keine Silbe.“ — Der Jüngling egab ſich in die Burg; die Nacht brach herein und er ichte das Lager auf. Plötzlich vernahm er ein Getöſe nd ein Gepolter, und eine Menge Geiſter ſtellten ſich ein. lber des Jünglings Häupten ſchwebte aber der Sonnen- ufgang. Inzwiſchen drangen die Geiſter in die Stube in und riefen aus: „Gut iſts, da biſt du, Kerl, ich ſuchen wir ſchon eh lange genug!“ Ihn ſchauderte or Entſetzen, doch über ſeine Lippen kam kein Sterbens- ɔörtchen. Fortwährend richteten ſie nun an ihn die Frage, ɔas er hier ſuche, aber ſtatt ſeiner antwortete der Sonnen- ufgang. Die Geiſter ſtehen verwundert da und wiſſen icht, wer mit ihnen ſpreche. Sie fragen den Jüngling, och er gibt keine Antwort. Der Morgen bricht an, und ie müſſen fort. Da machte ſich auch der Jüngling auf ie Beine, ſuchte den Sonnenaufgang auf und berichtete hm den nächtlichen Vorfall. Jetzt ſagte ihm der Sonnen- ufgang: „Du gehſt wieder in die Burg zurück, über- achteſt dort und haſt auf jede Frage blos mit „ja“ zu ntworten, weiter aber keine Silbe.“ — Gut. Der Abend

rückt heran, der Jüngling begibt ſich zur Ruhe. Die Geiſter ſtellen ſich mit noch größerem Gepolter ein und fragen ihn ſogleich: „Was ſuchſt du hier?“ — Er antwortet: „ja“, und ſie mögen ihn um was immer fragen, immer heißt es, „ja“, während der Sonnenaufgang ſich mit ihnen unterhält. Am dritten Abend war ihm nur geſtattet zu ſagen: „Wäre recht gut,“ am vierten Abend blos: „Potztauſend“, am fünften: „Mit wem hab ich die Ehre?“ und am ſechſten endlich durfte er ohne Zwang mit ihnen ſich unterreden. Wie nun der ſechſte Abend da war, und die Geiſter eintrafen, befragte er ſie ſogleich um ſeine Brüder. „Geh du, mein Lieber,“ antworteten ſie ihm, „zur Sonne, die Sonne wird dich zu ihnen hingeleiten, wir können dir gar keine Auskunft geben.“ — Nun begab er ſich zum Sonnenaufgange und erzählte ihm, was er für einen Beſcheid erhalten; da verſetzte der Sonnenaufgang: „Zieh in Gottes Namen, ich war lange genug dein Führer.“

Der Jüngling bedankte ſich ſchön, gieng zur Sonne und erzählte ihr, was für Schreckniße er durchzumachen gehabt. Die Sonne antwortete: „Gut, du ſollſt noch größere Furcht kennen lernen.“ Dann befahl ſie ihm in einen tiefen Brunnen zu ſteigen, wo ſich eine Menge Schlangen befanden, damit er ihr diejenige überbringe, die ihn zuerſt beißen werde. Er ſtieg in den Brunnen hinab; kaum war er unten, biß ihn ein Schlänglein; hurtig aber hatte er ſich ſeiner bemächtigt und überbrachte es der Sonne. Die Sonne nahm es entgegen, forderte ihr das Krönlein ab und überreichte es dem Jüngling mit den Worten: „Jetzt mußt du dich zu den Vile verfügen und ihnen deine Bitte vortragen.“ — Nun, die Vile war er ja ſchon früher angegangen, er brauchte ſie alſo nur herbeizurufen. Die Sonne aber befahl ihm ins ſchwarze

Meer zu gehen und gut Acht zu haben, daß er das Krönlein nicht verliere; dann müsse er, in der Mitte des Meeres angelangt, ausspucken und die Krone sich aufs Haupt setzen, und wenn dann die alte Schlange erscheint, solle er sie befragen, wie viel es Sandkörner im Meer und Blätter auf den Bäumen der Erde gebe; auf diese Fragen müsse die Schlange antworten. Doch die Schlange gab ihm zur Antwort, wenn er so neugierig sei, so mag er selbst zählen gehen, sie habe nie die Lust dazu verspürt. Da sprachen die Vile zu ihm: „Siehst du, wenn dir die Schlange den Aufenthalt deiner Brüder nicht bekannt geben will, so wollen wirs tun. Begib dich auf den bekannten Kreuzweg und dringe in den nahen Wald hinein, dort wirst du zwei Steine erblicken, das sind deine Brüder.“ — Er dankte den Vile und schlug die angegebene Richtung ein. Es traf sich, daß er im Walde einen Hasen erlegte, worauf er ein Feuer anfachte und den Hasen zum braten legte. Jetzt kreischte die Alte: „Huhuhu!“ und er rief ihr zu: „Wenn dir kalt ist, komm her dich wärmen.“ Sie näherte sich ihm und fragte ihn, ob er ihr erlaube, seinen Hund zu berühren. „Nein!“ sagte er und hetzte den Hund auf sie: „Pack an!“ — Dann rief er ihr zu: „Du Strunzel, wenn du meine Brüder nicht wieder ins Leben zurückrufst, zerreißt dich mein Hund in Stücke.“ — Die Alte entsetzte sich und sprach, er möge nur den Stab von dort nehmen, die Steine berühren, und die Brüder würden wieder Bewegung und Leben erhalten.“ — So wie sie es gesagt, geschah es auch. Seine Brüder kehrten sammt ihren Hunden ins Leben zurück. Dann fielen alle die Hunde gemeinschaftlich über die Hexe her und rissen sie in Stücke. Also trafen sich die Brüder wieder und wanderten noch lange in der Welt herum.

## 92.

# Daumerling.

Es waren einmal arme Eltern, die wünſchten ſich zum mindeſten ein Kind ſo groß wie ein Daumen iſt; denn ſie lebten in kinderloſer Ehe. Gott erhörte ihr Flehen und ſchenkte ihnen einen daumenlangen Sohn. Als er heran-gewachſen — viel iſt er freilich nicht gewachſen, denn er blieb immer einen Daumen lang, — gieng er einmal mit ſeinem Vater auf Fuhrlohn; ſein Vater hatte nämlich Ochſen, und pflegte mit ihnen auf Fuhrlohn zu gehen. Der Vater wußte nicht, was mit ſeinem Sohne anfangen, damit er ihn auf dem Wege nicht verliere, und ſteckte ihn einem Ochſen ins Ohr; den Daumerling hatten aber die Ochſen ſehr lieb und er pflegte ſie gerne zu lenken. Sie mochten ſchon einen weiten Weg zurückgelegt haben, als ihnen ein Herr begegnete, der eben ausgegangen war, um einen Diener aufzunehmen. Der Vater war weit hinter den Ochſen zurückgeblieben und folgte gemütlich dem Wagen. Der Herr ſah die Ochſen vorüberziehen, hörte eine menſch-liche Stimme die Ochſen lenken und verwunderte ſich darüber

nicht wenig, weil er nirgends den Vater erblickte. Er ging weiter und traf den Vater: „Sind das deine Ochsen,“ fragte er, „die da vorüber ſind? Jemand lenkt ſie, man hört die Stimme des Lenkers, ringsum iſt aber Niemand zu ſehen.“ — Antwortete ihm der Vater: „So? iſt mein Sohn Niemand? Haben Sie ihn denn nicht im Ohre des Ochſen ſitzen geſehen?“ — Sprach der Herr: „Einen Sohn möcht ich auch gerne haben, der alles ſchön beſorgte und mich ruhig und ohne Sorgen leben ließe. Sagen Sie mir doch, lieber Freund, wollen Sie mir ihn verkaufen? Um wie viel iſt er ihnen feil?“ — „Um dreihundert Gulden.“ — Der Herr griff in die Taſche und zählte dem Vater das Geld in die Hand auf. Nun lief der Vater zu ſeinen Ochſen, nahm den Daumerling aus des Ochſen Ohr heraus und gab ihn dem Herrn, der ihn ſogleich in die Taſche ſteckte. Und ſo ſtak Daumerling in des reichen und hochadeligen Herrn Taſche, die gepfropft voll Gold und Silberſtücke war. Das gefiel dem Daumerling ſehr wohl ſo zwiſchen Gold und Silber zu ſitzen. Bevor er noch in die Taſche hineingewandert, hatte er ſich vom Vater ein Taſchenveitel ausgeborgt und dem Vater geſagt, er ſolle die Dinge aufklauben, die er ihm aus der Taſche herauswerfen werde. Alſo ſchnitt er die Taſche des Herrn auf und fieng an die Dukaten und Thaler herauszuwerfen. Der Vater las ſie nach und nach auf und wurde ſo ein reicher Mann. Als die ganze Taſche ſchon ausgeleert war, warf Daumerling noch das Taſchenveitel hinaus, verrichtete ſeine Notdurft drinnen und ſchlüpfte dann ſachte heraus, ſo daß es der Herr gar nicht merkte. Ihm blieb alſo in der Taſche ſtatt des Goldes, Silbers und Daumerlings ein D . . . . — Voll Freuden kam der Herr nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: „Wenn du wüßteſt, was für ein ſchönes

Dingerchen ich gekauft und dir mit nach Haus bringe.“ — Sie wollte es ihm gar nicht glauben, daß er ihr wirklich eine Überraschung zugedacht, und antwortete spöttisch: „Ja, gewiß bringst einen D . . . . mit.“ — Er griff schnell in die Tasche und zog den D . . . . heraus. Da stand er beschämt, hatte den Schaden und brauchte für den Spott nicht zu sorgen; denn seine Frau lachte ihn weidlich aus.

Inzwischen floh Daumerling in einen Wald, wo er auf eine Räuberbande stieß. Bei ihrem Anblick erschrak er zuerst und verkroch sich hinter einem Blatte; sie waren aber durch das Geraschel aufmerksam geworden und forschten nach, was los sei. Daumerling fand seine Lage sehr unbequem und fieng an den Räubern zu fluchen. Die Räuber wiesen ihn zurecht, er solle zu fluchen aufhören und sich lieber ihrer Gesellschaft anschließen. Er machte gute Miene zum bösen Spiele und wurde ihr Spießgeselle. Da hatte ers recht schlimm; denn sie schoben ihn immer vorwärts, überall mußte er der erste sein. Einmal zogen sie aus ein Pferd zu stehlen und schickten Daumerling in den Stall hinein. Er kroch in den Stall und fieng aus voller Brust an zu schreien: „Welches soll ich nehmen? Das schwarze oder weiße Pferd.“ — „So schrei doch nicht so stark, der Eigentümer kommt ja sonst!“ riefen sie ihm zu. Und wirklich kam der Eigentümer auf das Geschrei herbei, Daumerling versteckte sich aber im Heu, und der Mann gieng wieder fort, im Glauben, die Pferde hätten bloß stark gewiehert oder gescharrt. — Am anderen Tage giengen die Räuber Nüsse stehlen und schoben den Daumerling voraus in die Vorratskammer hinein. Er raschelte aber in der Eile mit den Nüssen, worauf der Herr nachsehen kam, was da in seiner Kammer raschle. Rasch verbarg sich Daumerling in einer hohlen Nuß, und der Herr gieng wieder fort, nach-

dem er vergeblich sich umgeschaut, was da geraschelt. Nun kroch Daumerling hervor und füllte zwei Säcke mit Nüssen; die Räuber luden sie auf und trugen sie fort. Ein drittes Mal machten sie sich auf Käse stehlen. Die Räuber schieben Daumerling durch die Fensterluke in die Kammer hinein; er klettert flink auf das Gestell hinauf und fängt an zu schreien: „Welchen soll ich nehmen, den harten oder den weichen?“ — Die Räuber hießen ihn seine Stimme dämpfen, er könnte jemand herbeirufen. Und wirklich öffnete sich die Thüre der anstoßenden Stube und die Hausfrau, die im Nebenzimmer Würste machte, trat herein. Schnell warf Daumerling einen Käselaib in die Schüssel mit dem gehackten Fleisch für die Würste. Die Frau erschrak, stieg schnell die Leiter hinan und nahm den ganzen Käse in ihr Vortuch. Daumerling verkroch sich da schnell in einen Käselaib. Wie sie das Vortuch zusammenzog und die Leiter hinabsteigen wollte, fieng er drinnen im Käse an zu kreischen: „Verfluchtes Weibsstück, wohin trägst du mich?“ — Das Weib erschrak, verlor das Gleichgewicht, fiel von der Leiter herab und brach sichs Genick. Schnell raffte Daumerling den Käse zusammen und trug ihn zu den Räubern, die ihn auf der Stelle zu ihrem Häuptling erwählten. Nachdem er genug Reichtümer gesammelt, kehrte er heim und lebte noch lange Jahre in Glück und Frieden bei seinen Eltern. —

## 93.

# Das Liebespaar.

Ein König hatte eine Tochter, die hatte sich in einen gemeinen Soldaten so sehr verschaut, daß sie immer nur an ihn dachte und ihn zum Gemahl haben wollte. Als ihr Vater, der König, davon hörte, schickte er den betreffenden Soldaten weit weg in ein anderes Reich, das Mädchen wurde aber vor schwerem Gram und Leid sehr krank und starb. Der König ließ sie in einer Kirche begraben und stellte jede Nacht einen Soldaten in der Kirche als Wache auf; denn er glaubte, das Mädchen dürfte doch wieder zu sich kommen. Und wirklich stand sie jede Nacht auf, aß den Soldaten, der sie bewachte, auf, und man fand in der Frühe von ihm nichts mehr als seine benagten Gebeine. So trieb sies so lange, bis sie schon ein ganzes Regiment Soldaten aufgegessen hatte. Das tat dem König gar leid, und er ließ den Gemeinen vor sich kommen, in den sich das Mädchen verschaut hatte, und sagte zu ihm: „Du trägst die Schuld daran, daß meine Tochter gestorben ist; geh du jetzt Wache halten, vielleicht gelingt es dir sie

zu erlösen oder wenigstens zu beruhigen.“ Abends begab sich der Soldat in die Kirche, und der Torwart öffnete ihm die Thüre und schloß sie wieder hinter ihm zu; doch Gott ließ die Thüre aufgehen, der Soldat trat hinaus und traf einen Bettler vor der Kirche. Dieser Bettler war aber niemand anderer als Gott selbst, der fragte ihn: „Was machst denn du da?“ — Der Soldat erzählte ihm, wie so er dazu gekommen, und der Bettler riet ihm: „Geh du wieder hinein, und versteck dich hinter dem Altar, sie wird dich überall suchen, aber nicht finden können.“ — Der Soldat dankte dem Bettler, begab sich wieder in die Kirche hinein und versteckte sich hinter dem Hochaltar. Als es Zwölf schlug, sah der Soldat, wie sich das Grab öffnete und das Mädchen aus demselben herausstieg. Sie fahndete in der ganzen Kirche nach ihm herum, doch konnte sie ihn nicht finden, da schlug es ein Uhr und sie sagte: „Jetzt weiß ich schon, wo du bist, doch meine Stunde ist vorüber,“ und sie benagte die alten Knochen, die noch in der Kirche herumlagen und legte sich dann wieder zurück ins Grab. In der Frühe kam der Meßner die Thüre aufsperren und wunderte sich nicht wenig, als er den Soldaten noch lebend antraf. In der zweiten Nacht mußte er auf Befehl des Königs wieder Wache halten, und wieder gieng die versperrte Kirchenthüre von selbst auf. Der Soldat trat hinaus und traf den Bettler, der ihm jetzt riet, sich diesmal oben in der Orgel zu verstecken. Der Soldat dankte ihm für den Rat, gieng zurück in die Kirche und versteckte sich in der Orgel. Als die zwölfte Stunde schlug, öffnete sich das Grab, das Mädchen entstieg demselben und gieng sogleich hinter den Hochaltar nachsehen; dann durchstöberte sie die ganze Kirche und eben, als sie die Orgel durchsuchen wollte, schlug es Eins, und sie sagte: „Ich weiß schon wo du

steckst, doch meine Stunde ist um.“ — Sie nagte sich noch an den herumliegenden Gebeinen satt und legte sich zurück in ihr Grab. Am Morgen kam der Meßner und führte sogleich den Soldaten vor den König. Der König meinte: „Bist du zwei Nächte hindurch leben geblieben, so wirst dus auch eine dritte noch,“ und befahl dem Soldaten noch einmal Wache zu halten. Wieder öffnete sich Abends die Kirchenthüre, der Soldat ging hinaus und traf den Bettler. Dieser riet ihm, er solle heute aufpaßen, und sobald das Mädchen aus dem Grabe steige, sich an ihre Stelle legen und sich um keinen Preis fortrühren, mag geschehen was da will. Der Soldat befolgte pünktlich den Rat des Bettlers. Kaum war das Mädchen aus dem Grabe, legte sich der Soldat an ihre Stelle. Nachdem ihre Stunde um war, wollte sie sich wieder ins Grab legen, fand es aber durch den Soldaten besetzt. Sie fieng nun an ihn zu beschwören, er möge sie wieder ihren Platz einnehmen lassen, doch er schwieg mäuschenstille und muckste sich nicht. Als nun die Uhr schlug, ertönte die ganze Kirche; plötzlich erschien vor ihnen der Bettler und redete sie an: „Ihr habt euch so innig geliebt, daß du aus Liebesharm nach ihm gestorben bist, deshalb bestimme ich, Ihr sollt von nun an zusammen leben, bis Ihr euch selbst den Tod herbei wünscht.“ — Hierauf glättete der Bettler dem Mädchen das Haar, benahm ihr das unförmliche Aussehen, so daß sie ihre ehemalige Schönheit wieder erhielt. Als der Meßner in der Frühe die Kirche aufsperrte, erschrak er nicht wenig, als er das Paar zusammen sah; schnell eilte er mit dieser Nachricht zum König, der um sie sogleich eine Kutsche schickte und sie abholen ließ. Hierauf wurde das Paar getraut, und es gab da große Festlichkeiten und Lustbarkeiten im ganzen Reiche. —

## 94.

# Das Nashorn.

Einſt verirrte ſich ein Nashorn in das Waldgebiet eines Grafen, der infolge deſſen einige Jahre hindurch gar keinen Nutzen aus ſeinem Walde ziehen konnte. Nun traf es ſich, daß in einem nahen Dorfe ein ſehr armer Bauer lebte, der ein Haus voll Kinder hatte, die er nur kümmerlich durch Taglohn ernähren konnte. Einmal um Mittagszeit gieng er zu ſeinem Nachbar Holz hacken. Um Mittag brachte ſein Weib einen Hirſebrei auf den Tiſch, und die hungrigen Kinder ſchaarten ſich gleich um ihn herum. Das Weib ſah gleich, daß ihr Mann nicht zu Hauſe ſei, und fragte die Kinder: „Kinder, wo iſt denn euer Vater?“ und die Kinder gaben zur Antwort: „Ach, Mutter, wir wiſſens nicht, wohin der Vater gegangen.“ — Hierauf gieng ſie fort ihren Mann ſuchen und fand ihn in des Nachbars Gehöfte mit Holzhacken beſchäftigt. Sie giengen nun zuſammen nach Haus eſſen. Als ſie ins Zimmer traten, ſah der Mann die Schüſſel voll Brei auf dem Tiſche und eine Unzahl Fliegen auf dem Brei gelagert. Bei dieſem Anblick geriet er in Zorn,

daß sein Weib den Brei aufgetragen, ehe er nach Haus gekommen, und schlug mit der flachen Hand in den Brei, daß er fast alle Fliegen hinein drückte. Nun fieng der arme Mann, hungrig wie er war, nachzusinnen, was er wohl anfangen solle, denn es drückte ihm das Herz ab, wenn er einen Blick auf seine hungrigen Kinder warf, die sich in einen Winkel gestellt. Da kam er auf den Gedanken, die Fliegen abzuzählen, und zog eine nach der anderen aus dem Brei heraus. Er konnte ein wenig schreiben, legte sich einen Bogen Papier zurecht und schrieb darauf mit großen Lettern: „Hier in diesem Dorfe giebts einen Mann, der seine fünfzig Vormittag und fünfzig Nachmittag auf einen Schlag tötet.“ — Er meinte nämlich fünfzig Fliegen, was er auf dem Blatt Papier vorsätzlich nicht anmerkte. Hierauf begab er sich zum Gemeindehaus und klebte diese Ankündigung an die Verordnungssäule. Eine Weile später fuhr jener Graf dort vorüber, bemerkte die neue Kundmachung und befahl seinem Kammerdiener vom Wagen herabzusteigen und zu lesen, was man angekündigt. Der Kammerdiener stieg sogleich vom Wagen herab, las die sonderbare Kundmachung und erzählte ihren Inhalt dem Grafen. Der Graf fuhr sogleich weiter ins Dorf hinein, erfragte den Mann, ließ vor dessen Häuschen anhalten und schickte seinen Kammerdiener hinein. Als der Kammerdiener hineintrat, sah er den Mann am Tische seine Stummelpfeife schmauchen und dachte sich: „was brauche ich vor diesem da in diesem Loch meinen Hut abzuziehen,“ und nahm wirklich den Hut nicht ab. Also sagte er barsch und ohne Umschweife zum Manne: „Bist du der, der sich rühmt, fünfzig Vormittags und fünfzig Nachmittags auf einen Schlag zu töten, so beliebe zum Grafen hinaus zu

gehen." — Und der Mann antwortete ihm darauf: „Wer hat dich ſo feine Manieren gelehrt? — Haſt du ſchon „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" geſagt? — oder wie? — Denkſt du, daß ich wer immer bin? -- Dein Graf hat es ebenſoweit zu mir als ich zu ihm. Verſtanden?" — Beſchämt zog der Kammerdiener ab und erzählte draußen dem Grafen, wie es ihm ergangen. Da gieng der Graf, der ein ſchneidiger und entſchloſſener Mann war, ſelbſt in die Stube hinein. Beim Eintritt zog er ſein artig den Hut ab, ſagte: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" und erkundigte ſich, ob er die Ehre habe mit dem und dem zu ſprechen, und ob er, der Bauer nämlich, gewillt ſei ihm einen großen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Antwortete der Bauer: „So ſchickt es ſich, nicht ſo wie Ihr lümmelhafter Diener, der da glaubte in einen Stall gekommen zu ſein." — Hierauf fragte er, welcher Art der Freundſchaftsdienſt ſein ſolle, und der Graf entgegnete: „In meinen Waldungen hauſt ein Ungetüm, das jeden, der in den Wald kommt, ſogleich wittert und ihm den Garaus macht. Möchteſt du wohl dieſes Tier unſchädlich machen wollen?" — Und der Mann erwiderte: „Das iſt für mich ein bloßes Kinderſpiel."

Jetzt forderte ihn der Graf auf, er möge ihm folgen. Der Mann brach ſogleich auf, legte einen löcherigen alten Lodenrock an, — es war ſein Sonntagsrock, — befeſtigte ihn mit einem Strick um den Leib und ſteckte ein Handbeil hinter den Strick. Hierauf ſetzte er ſich ohne weiteres mit dem Grafen in die Kutſche und fuhr ins Schloß. Der Graf ließ ſogleich ein herrliches Nachtmahl für ihn herrichten und ſchickte an alle Jäger der Umgegend Briefe ab mit der Einladung, ſich am morgigen Tage Punkt acht Uhr im Schloſſe zur Jagd aufs Nashorn einzufinden. Am nächſten Morgen ſtellten ſich alle Jäger pünktlich ein und

zogen dann in den Wald. Dort angekommen, fragte ſie der Bauer: „Zeigt mir die Gegend, in welcher ſich das Nashorn am liebſten aufzuhalten pflegt.“ — Die Leute zeigten ihm den Ort und ſagten, ſie werden ſich auf den Anſtand legen und Acht geben. Der Bauer blieb nun allein und begann nachzuſinnen, was jetzt anzufangen ſei. Inzwiſchen witterte das Nashorn Menſchen im Walde und kam wutſchnaubend dahergerannt. Im Nu ergriffen die Jäger die Flucht und ſuchten das Weite zu gewinnen. Der Bauer aber, zog ſchnell ſeinen Lodenrock aus, hieng ihn auf einen Baum und kletterte hurtig hinauf, denn er dachte: „Vielleicht gewahrt es mich oben nicht.“ — Im Augenblick war das Nashorn an der Stelle, ſchnüffelte und ſchnaubte überall dem Gegner nachſpürend. Plötzlich bemerkt es den Lodenrock, denkt, es ſei der Gegner, nimmt einen mächtigen Anlauf gegen das Tuch und verrennt ſich mit dem Horne ſo ſehr in den dicken Stamm des Baumes, daß es nicht mehr von der Stelle kann und elendiglich ſich ſelbſt gefangen macht. Nun ſchrie der Bauer aus Leibeskräften: „Kommt her, kommt her, ihr Jäger, ich hab das Ungetüm ſchon gebändigt.“ — Als die Jäger ſein Geſchrei vernahmen, eilten ſie herbei, erlegten das Ungetüm und zogen ihm die Haut ab, dann kehrten ſie jubelnd ins Schloß zurück. Hocherfreut, von dieſem Ungeheuer befreit zu ſein, ließ der Graf ein großartiges Feſtmahl bereiten. Bei der Tafel ſprach er zum Bauer: „Ich weiß, daß Sie über eine ungeheuere Stärke verfügen, und ich wage es deshalb mit noch einer Bitte an ſie heranzutreten, und zwar: ich habe in meinem Walde ſoviel Wildſchweine, daß ich gar keinen Nutzen aus dieſem Walde ziehen kann; würden Sie die Güte haben und die Wildſchweine ausrotten?“ — „Ja, warum denn nicht?“ antwortete der Bauer

„das iſt für mich eine Kleinigkeit.“ — Am nächſten Tage befahl der Graf den Jägern ſich bereit zu halten für die Jagd auf die Wildſchweine. Man gelangte zur beſtimmten Zeit in den Wald, zeigte dem Bauer einen Bach, zu welchem die Wildſchweine gewöhnlich zu kommen pflegten, und ließ ihn allein. Als er die Schweine herannahen hörte, entſetzte er ſich und ergriff die Flucht, doch die Schweine bemerkten ihn und ſetzten ihm im Rudel nach. In jenem Walde befand ſich eine verlaſſene Kapelle, in dieſe flüchtete der Bauer hinein. Kaum war er zur Thüre hinein, ſtürzte ihm der ganze Rudel nach. Schnell ſprang er auf den Hochaltar, kletterte auf einer Leiter auf den Mauervorſprung hinauf, der ſich rings um die Wände zog, und ſchritt oben zur Thür, die er mit ſeinem Beile zuſchlug. Dann zog er die Leiter hinauf, ſtieg zum Fenſter hinaus und fieng an aus voller Lunge zu ſchreien: „Holla! ho! Ihr Jäger, hieher! hieher! gefangen ſind ſie, ich hab ſie in die Falle gelockt, holla! he! hieher! hieher!“ Die Jäger eilten auf dieſen Ruf herbei, kletterten einer nach dem anderen die Leiter hinan und ſchoſſen ſo lange auf die Wildſchweine, bis alle mauſetot da lagen. Hierauf luden ſie ſie auf die Wagen und fuhren ſie ins Schloß. Der Graf war darüber unendlich erfreut, ließ ein großes Feſtmahl bereiten und ſchenkte dem Bauer zwei ſchöne Wagen, Frucht und Geld als Belohnung zum Danke für den großen Freundſchaftsdienſt, den er ihm erwieſen. —

## 95.

# Morgentau.

Waren mal drei Brüder, die hatten einen Vater, der gab jedem von ihnen einen Laib Brod und ſchickte ſie ſo in die Welt hinaus. Als ſie ſchon weit vom elterlichen Hauſe ſich befanden, und der Hunger ſich bei ihnen einſtellte, da ſprachen die zwei älteren Brüder zu dem jüngeren, den ſie ſtets für einen Einfaltspinſel betrachtet: „Laß uns zuerſt dein Brod aufzehren, dann geben wir dir von unſerem.“ — Der Jüngling teilte willig ſein Brod mit ihnen; aber am nächſten Tage, als die Zeit zum eſſen da war, aßen die zwei Brüder gemütlich ihr Brod und gaben dem jüngeren keinen Biſſen davon. — „Ja warum gebt Ihr mir kein Stückchen Brod zu eſſen, die Ihr doch das meinige verzehrt habt?“ fragte er ſie und erhielt zur Antwort: „Wenn du von uns etwas erhalten willſt, laß dir die Augen ausſtechen, damit wir mit dir betteln gehen können und ſelbſt zu eſſen bekommen.“ Was ſoll der arme Teufel anfangen? — Es quälte ihn der Hunger, und er ließ ſich die Augen ausſtechen; die Brüder aber ſchafften

ihn in ein hohes Gebirge, ließen ihn dort im Stich und zogen weiter in die Welt. Nun wußte ſich der Arme weder zu raten noch zu helfen. Inzwiſchen brach die Nacht herein, es kamen die Vile zum Reigentanze, und eine von ihnen meinte: „tät ſich dieſer Menſch mit Morgentau die Augen beſtreichen, er würde denſelben Augenblick wieder ſehend werden.“ — Kaum hatte er dieſe Worte vernommen, ſo fieng er an im Graſe nach Tau herumzuſuchen, beſtrich ſich die Augen und wurde ſehend. Nun füllte er ſich noch ein Glas mit dieſem Tau und zog in die Welt. Auf dem Wege ſtieß er auf eine Maus, die ſich herumkollerte; denn die Arme war blind. Er beſtrich ihr die Augen mit dem Morgentau und ſie gewann ſogleich ihr Augenlicht wieder. Das Mäuslein dankte ihm und ſprach: „Gott lohn es dir bis ich Gelegenheit finde, dir meinen Dank abzutragen.“ — Er war nur um ein Stückchen weiter gegangen, als er auf eine Biene ſtieß, die weinte bitterlich und wälzte ſich herum; denn ſie war blind. Dieſer Biene beſtrich er gleichfalls die Augen, und ſie wurde ſogleich ſehend. Auch ſie dankte ihm wie das Mäuslein mit den Worten: „Gott lohn es dir, bis ich ſelbſt Gelegenheit finde, dir meinen Dank abzutragen.“ — Ein Stückchen weiter fand er eine Taube, die wälzte ſich im Sande herum. Er fragte ſie: „Was fehlt dir, daß du dich im Sande herumwälzſt?“ — Antwortete die Taube: „Was quälſt du mich mit deiner Frage, der du mir doch nicht helfen kannſt.“ — Und der Jüngling verſetzte: „Steh ein Weilchen ruhig!“ und beſtrich ihr die Augen. Sie ſah ſofort wieder und ſprach: „Lohn dirs Gott, bis ich Gelegenheit finde, dirs heimzuzahlen.“ — Er ſetzte nun ſeine Wanderſchaft fort und gelangte in eine Stadt, wo zufällig ſeine Brüder in Dienſten ſtanden. Daſelbſt glückte

es ihm, sich als Schafhirt zu verdingen. Die Brüder erkannten ihn, und als er einmal auf der Weide sich befand, logen sie dem Herrn vor, sein Schafhirte habe sich gerühmt, er sei im Stande in einer Nacht den ganzen Kukuruz (Mais) abzuribbeln. Das gefiel dem Herrn gar sehr, und, so befahl er dem Jüngling, die Arbeit auszuführen, sonst koste es ihn den Kopf. Weinend gieng er fort und legte sich ins Gras. Da kam das Mäuslein, tröstete ihn und hieß ihn schlafen gehen, die Arbeit würde schon getan werden. Und es kamen gar viele Mäuse herbei und ribbelten den ganzen Kukuruz ab. Als der Jüngling in der Früh aufstand, fand er alles fertig. Und er zeigte es dem Herrn, der darüber sehr erfreut war. Jetzt schwärzten ihn die Brüder bei dem Herrn an, er habe behauptet, er könne über Nacht eine Kirche erbauen. Als er nach Haus kam, sagten sie, er müsse das Werk zu Stande bringen, sonst koste es ihn den Kopf. Da legte er sich wieder weinend ins Gras, und es flog die Biene herbei und hieß ihn ruhig schlafen gehen, sie werde mit ihren Freundinnen ohne ihn das Werk vollenden. Hierauf kamen tausende von Bienenschwärmen und erbauten eine Kirche aus Wachs. Es war Nacht, als der Herr erwachte und Alles in hellem Lichte erblickte; da erschrak er, ließ den Kammerdiener rufen, der ihn in die Kirche begleiten mußte, wo schon die Altäre und alles andere fertig dastand. Jetzt logen die Brüder den Herrn an, jener habe behauptet, er werde bei der Tochter des Hauses schlafen, und am Morgen werde des Herrn Söhnchen mit einem goldenen Apfel spielen. — Als er nach Haus kam, sollte er bei Todesstrafe das, wessen er angeblich sich gerühmt, ausführen. Weinend legte er sich ins Gras, als die Taube herbeigeflogen kam und zu ihm sagte: „Trockne deine Thränen

und begib dich zur Ruhe, Alles wird schon geschehen.“ In der Früh sah sich der Jüngling mit dem Hausfräulein auf einem Lager, während der Knabe neben ihnen mit einem goldenen Apfel spielte. So traf sie der Herr an. Er rief nun den Jüngling zu sich auf seine Stube und fragte ihn dort, wie ihm dies Alles gelungen. Nun erzählte ihm der Jüngling, wie ihm die Brüder das Brod weggegessen, die Augen ausgestochen, ihn ins Gebirge geführt, dort im Stiche gelassen, und Alles was weiter geschehen. Da ließ der Herr die zwei Brüder ebenfalls hinauf ins Zimmer kommen und sie enthaupten. Den Jüngling aber beschenkte er reich und gab ihm die Tochter zur Frau. — Wers glaubt, wird selig. —

## 96.

# Vom Mariechen, das den Vile gelobt war.

Es war einmal ein alter Mann, der lebte am Ufer eines Fluſſes und war Fährmann. Da er nur eine einzige Tochter hatte und nicht mit ihr allein ſein konnte, ſo nahm er einen Burſchen ins Haus. Dieſer Burſche hieß Peter. Des Fährmanns Töchterlein war aber eine wunderliebliche Maid. Das erfuhr des Grafen Sohn, der nun ſich ihr zu nähern beſchloß. Früh Morgens verſteckte er ſich im Gebüſch und wartete den Augenblick ab, wo der Fährmann mit ſeinem Burſchen in den Wald Holz fällen gieng. Als ſie das Haus verlaſſen hatten, fieng er an zu rufen: „Heda! iſt niemand da, der mich ans andere Ufer fahren würde?“ In der Hütte blieb alles ruhig, denn der Vater hatte ſeiner Tochter ſtrenge unterſagt, die Stube zu verlaſſen bevor er zurück wäre, und das Mädchen getraute ſich deshalb nicht, ſich anzumelden. Das zweitemal rief der Graf noch lauter, und das Mädchen ließ ſich ſo weit einſchüchtern, daß ſie langſam hinauslugte, wer der Rufer ſei; da rief der Graf zum drittenmal, und

sie zeigte sich ihm, worauf er sie durch Bitten bewog ihn hinüberzuführen. Auf der Ueberfahrt wurden die zwei näher bekannt, und der Graf machte ihr Vorwürfe, warum sie immer und immer in der Stube hocke, es wäre viel gescheidter, wenn sie mit ihm ins Schloß zöge. Während sie so miteinander sprachen, vernahmen sie plötzlich aus der Tiefe einen wunderbaren Gesang. Sie blickten nach allen Seiten und bemerkten nichts anderes als einen Nebel, der über dem Flusse hin und herschwebte. Die Sache verhielt sich so. Die Tochter des Fährmannes hätte schon in ihrem siebenten Jahre eine Vila werden sollen; doch ihr Vater gab sie nicht her, sondern hütete sie wie seinen Augapfel, und so erreichte sie das siebenzehnte Lebensjahr. Die Tochter wollte dem Vater von dem Zwischenfalle, der sich in seiner Abwesenheit zugetragen, nichts erzählen. Nun traf es sich, daß ihr Vater auf einmal in eine schwere Krankheit verfiel, und da kam ihm der Gedanke: „Ich muß ihr doch erzählen, daß sie den Vile gelobt worden.“ — Als er ihr dies eröffnet, verfiel sie in tiefe Schwermut. Indessen genas der Vater bald und machte sich einmal auf in den Wald Holz fällen. Vor der Hausthüre saß Peter. Er war unbeschäftigt und nickte bald ein. Mariechen hatte auch nichts zu tun, gieng hinaus und legte sich am Ufer schlafen. Wie sie so dalag, sah sie im Traume über sich einen Nebel reißen und hörte plötzlich den Ruf: „Mariechen!“ — „Hier bin ich,“ rief sie; sie dachte eben, der Vater rufe sie, doch er wars nicht. Sie schlummerte wieder ein, und von neuem hörte sie ihren Namen rufen; sie meldete sich, sah aber Niemand. Das drittemal wärs wirklich ihr Vater. Sie sprang hurtig auf und wollte den Vater vom jenseitigen Ufer mit dem Kahne herüberholen. „Laß das, geh du nicht,“ rief ihr der Vater zu, „geh um Peter, er soll kommen.“ —

Doch ſie wollte Peter nicht wecken und zog es vor ſelbſt hinüberzurudern. Wie ſie ſich aber in der Mitte des Fluſſes befand, wurde ſie von Etwas erwürgt, und einen Augenblick ſpäter traf der Nachen von unſichtbarer Macht gelenkt mit Mariechens Leiche beim Vater an. Der Vater war über dieſen Verluſt untröſtlich und begab ſich jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk ans Ufer, um dem Geſange der Vile zu lauſchen; wenn er ihnen zuhörte, fühlte er ſich am heiterſten und glücklichſten. Und er pflegte jedesmal, wenn er ins Haus zurückkehrte, zu ſagen: „O! ich hab mein liebes Mariechen ſingen gehört.“ — So verſtrichen zehn Jahre, von dem Augenblicke ab, wo die Vile Mariechen zu ſich genommen, da ſchied auch Mariechens Vater aus dieſer Welt. —

## 97.

## Die Tierſprache.

Bei einem Manne ſtand ein Hirte in Dienſten, der ihm ſchon viele Jahre lang treu und ehrlich diente. Als er eines Tages hinter den Schafen einhergieng, vernahm er im Walde ein ſonderbares Geziſche, ohne ſich klar werden zu können, was es ſei. Er gieng nun der Richtung nach, woher die Stimme kam, tiefer in den Wald hinein, um zu ſehen, was denn los ſei. Da fand er aber eine Brandſtätte, in deren Mitte eine Schlange ziſchte. Wie er dies bemerkt, will er ſich hinſtellen und abwarten, was die Schlange wohl anfangen werde, denn ſie war ringsum vom Feuer umgeben und der Brand näherte ſich ihr zuſehends. Da rief ihm die Schlange aus der Brandſtätte zu: „Hirte! um Gottes Willen, errette mich aus dem Feuer!“ — Sogleich ſtreckt ihr der Hirte übers Feuer ſeinen Stab entgegen, ſie windet ſich um den Stab, dann um ſeine Hand, von der Hand gelangt ſie im Nu zum Halſe und ſchlingt ſich ihm um den Hals. Wie das der Hirte ſieht, ergreift ihn Verwunderung, und er ſagt zur Schlange: „Was ſoll das, o,

mein Unheilsstern! dich errette ich, mich verderb ich!" — Die Schlange entgegnet ihm: „Hab keine Furcht, sondern trag mich nach Hause zu meinem Vater. Mein Vater ist Schlangenkaiser." Da fieng sie der Hirte an zu bitten und sich auszureden, er könne seine Schafe nicht im Stiche lassen; doch die Schlange beruhigte ihn: „Um die Schafe brauchst du dich nicht im Geringsten zu bekümmern; den Schafen geschieht nichts; komm nur so rasch als möglich." So gieng also der Hirte mit der Schlange durch den Wald, und gelangte endlich an ein Tor, das aus lauter Schlangen gebildet war. An Ort und Stelle angekommen ließ die Schlange am Halse des Hirten einen schrillen Pfiff ertönen, worauf sich alle die Schlangen verkrochen. Da sagte die Schlange zum Hirten: „Wenn wir in meines Vaters Schloß kommen, so wird er dir alles gewähren, was dein Herz nur begehrt, Silber, Gold und Edelgestein. Aber du nimm gar nichts, sondern verlange bloß die Tiersprache. Er wird zwar große Umstände machen, am Ende wird er sie dir dennoch zum Geschenk machen." —

Inzwischen trafen sie im Schlosse beim Vater ein, der thränenden Auges die Schlange fragte: „Um Gottes Willen, Kind, wo bleibst du?" — Nun erzählte sie alles der Reihe nach, wie sie vom Feuer umzingelt gewesen und dem Hirten ihre Rettung verdanke. Nun sagte der Schlangenkaiser zum Hirten: „Was verlangst du als Belohnung für die Rettung meines Sohnes?" — Der Hirte: „Ich verlange nichts anderes als die Tiersprache." — Der Kaiser: „Das ist aber nichts für dich, denn verleihe ich dir sie, und du teilst es Jemand mit, so mußt du gleich sterben; verlange etwas Anderes, du bekommst es ohne Weiteres." — Darauf versetzte der Hirte: „Willst du mir Etwas geben, so gib mir die Tiersprache, gibst du mir

ſie aber nicht, ſo behüt dich Gott! Ich brauche nichts Anderes," und machte, als wollte er fortgehen. Der Kaiſer hielt ihn aber zurück mit den Worten: „Bleib ſtehen, komm näher, da du ſchon einmal darauf beharrſt. Sperr den Mund auf!" Der Hirte tuts, und der Schlangenkönig ſpuckt ihm in den Mund mit den Worten: „Jetzt ſpuck du mir wieder zurück in den Mund." — Der Hirte ſpuckt ihm alſo in den Mund und der Schlangenkaiſer wieder dem Hirten. So ſpucken ſie einander dreimal in den Mund, worauf der Schlangenkaiſer noch bemerkt: „Jetzt haſt du die Tierſprache. Geh mit Gott, aber bei deinem Kopfe plaudere es niemals aus, denn ſo wie es jemand erfährt, mußt du ſterben."

Der Hirte zog durch den Wald und hörte und verſtand Alles, was die Vögel, die Gräſer und Alles, was auf der Welt iſt, ſpricht. Wie er zu ſeinen Schafen kommt und alle vollzählig und ruhig antrifft, legt er ſich ein wenig nieder um auszuruhen. Eben hatte er ſich niedergelegt, als zwei Raben herbeigeflogen kamen, ſich auf einen Baum niederließen und ſich in ihrer Sprache ſo unterhielten: „Wüßte es doch der Hirte, daß dort, wo er ausruht, unter jenen ſchwarzen Wurzeln in der Erde ſich ein Keller voll Gold und Silber befindet!" — Als dies der Hirte vernimmt, kehrt er zu ſeinem Herrn heim und erzählt ihm von dem Funde, worauf der Herr mit einem Wagen hinfährt. Sie graben die Thüre zum Keller auf und führen die Schätze nach Hauſe. Dieſer Herr war ein ehrlicher Mann und überließ den ganzen Schatz dem Hirten mit den Worten: „Da mein Sohn, der ganze Schatz iſt dein Eigentum. Gott hat dir ihn geſchenkt. Bau du dir ein Haus, heirate und leb von deinem Schatze!" —

Der Hirte nahm den Schatz, baute ſich ein Haus,

heiratete, fieng eine Wirtſchaft an und galt nach und nach für den reichſten Mann im Lande. Er hatte ſeinen Schafhirten, ſeinen Rinderhirten, ſeinen Roßhirten, ſeinen Schweinehirten, ein großes Vermögen und einen unermeßlichen Reichtum.

Einmal, es war gerade zu Weihnachten, ſagte er zu ſeinem Weibe: „Halte Wein, Branntwein und alles, was Not tut, bereit, damit wirs morgen auf den Weiler den Hirten bringen, damit die ſich auch mal einen guten Tag machen können.“ — Das Weib kam dem Auftrag nach und bereitete Alles, wie er es wünſchte. Als ſie am folgenden Tag auf den Weiler kamen, ſagte Abends der Herr zu den Hirten: „Verſammelt Euch insgeſammt, eßt und trinkt und tut Euch gütlich, ich bleibe indeſſen die Nacht über bei der Heerde.“ — Und ſo machte er ſich auf und verblieb bei der Heerde. Es war um Mitternacht; die Wölfe heulten, die Hunde ſchlugen an: Die Wölfe ſprachen in ihrer Sprache: „Dürften wir wohl kommen und Schaden anrichten? Auch für euch wirds Fleiſch geben!“ — Die Hunde entgegneten: „Kommt doch, damit auch wir ſatt werden!“ — Aber unter ihnen befand ſich auch ein alter Hund, der nur noch zwei Zähne im Maul hatte; der fieng nun an den Wölfen ſeine Meinung zu ſagen: „Daß Euch doch dieſer und jener! So lange ich noch dieſe zwei Zähne im Munde habe, werdet ihr meinem Herrn keinen Schaden anrichten!“ — Das Alles hörte der Herr und verſtand das ganze Geſpräch. Als nun der Morgen anbrach, gab der Herr den Befehl, alle Hunde zu töten und nur jenen alten zu verſchonen. Die Diener wollten es ihm ausreden: „Um Himmels Willen, Herr, es iſt Schade!“ — Der Herr entgegnete aber: „Was ich befehle, habt ihr zu tun! Punctum!“ — und machte ſich mit ſeinem Weibe reiſefertig.

Sie ritten, er ſaß auf einem Hengſte, ſie auf einer Stute. Auf dem Wege gewann er einen Vorſprung, während das Weib etwas zurückblieb. Da wieherte der Hengſt unter dem Manne und ſagte zur Stute: „Vorwärts, vorwärts! was bleibſt denn zurück!“ — Die Stute aber entgegnete: „Schau, ſchau, du haſts leicht: du trägſt nur einen Herrn, ich aber ihrer drei: die Herrin, das Kind in ihrem Leibe, dann in mir ein Füllen.“ — Da dreht ſich der Mann um und lächelt, das Weib bemerkt es, ſpornt die Stute raſch an, erreicht ihren Mann und frägt ihn, warum er lächle. Er: „Es iſt nichts, nur ſo hin.“ Aber dem Weibe genügte das nicht, ſondern drang in den Mann, ihr den Grund ſeines Lächelns anzugeben. Er fieng an ſie von ſich abzuweiſen: „Laß mich in Ruh, Weib, Gott helf dir! Was willſt du? ich weiß ſelbſt nicht warum.“ Aber je mehr er ſie von ſich wies, deſto hartnäckiger drang ſie in ihn, er möge ihr doch mitteilen, warum er gelächelt. Endlich ſagte der Mann zu ihr: „Wenn ich dirs ſage, ſo muß ich auf der Stelle ſterben.“ Doch ſie berückſichtigte auch das nicht, ſondern drang ununterbrochen in ihn mit den Worten, ſie könne eher keine Ruhe finden, bis ſie es erfahren. Inzwiſchen kamen ſie zu Hauſe an. Wie ſie nun von den Pferden abgeſtiegen waren, ſo ließ der Mann ſogleich eine Totentruhe beſtellen, und als ſie fertig war, ſtellte er ſie vor dem Hauſe hin und ſagte zu ſeinem Weibe: „Schau, jetzt leg ich mich in den Sarg, um dir den Grund meines Lächelns anzugeben; aber ich muß gleich, ſobald es über meine Lippen kommt, auch verſcheiden.“ Und ſo legte er ſich denn in die Truhe und warf noch einmal einen Blick um ſich herum, als er jenen alten Hund gewahrte, der von der Heerde heimgekommen war und ſich jetzt an ſeiner Kopfſeite

winſelnd niedergelaſſen hatte. Als dies der Mann bemerkte, ſagte er zu ſeinem Weibe: „Geh, bring doch ein Stück Brod und gibs dem Hunde da.“ — Das Weib bringt ein Stück Brod, wirfts dem Hund hin, doch der würdigt es keines Blickes. Indeſſen kam der Haushahn, und fieng an daran zu picken. Da fuhr der Hund den Hahn an: „Du nimmerſattes Unheil! dein Auge giert nach Fraß, indeß du hier deinen Herrn im Sterben ſiehſt!“ — Der Hahn aber entgegnete: „Meinetwegen ſoll er ſterben, der Narr. Ich habe hundert Weiber, find ich ein Hirſekörnlein, ſo lock ich ſie alle zuſammen, und wenn ſie da ſind, freſſe ich erſt allein; will nun eines die Erzürnte ſpielen, bin ich gleich mit dem Schnabel hinterdrein; der aber, der vermag nicht ein Weib zum Schweigen zu bringen.“ — Wie dies der Mann hört, ſo ſteht er aus der Truhe auf, nimmt einen Prügel in die Hand und ruft ſein Weib in die Stube: „Komm, meine Teuere, damit ich dirs mitteile!“ und ſchlägt ſie mit dem Prügel braun und blau: „Das iſts mein Weibchen, das iſts mein Weibchen!“ — So beruhigte ſich denn ſein Weib und nimmermehr fiel es ihr ein zu fragen, warum er denn gelächelt.

98.

## Der Zigeuner und die neun Franziskaner.

Es war einmal ein Wirt und eine Wirtin. Nun pflegten jeden Abend, wenn der Wirt nicht zu Hause war, zur Wirtin neun Franziskaner auf Besuch zu kommen, und zwar kam immer einer nach dem andern. Das war freilich der braven Wirtin nicht recht, und sie beschwerte sich darüber bei ihrem Manne. „Weißt du was?“ sagte sie zu ihm, „ich will ihnen schon heimgeigen, wenn du mir beistehst. Du versteck dich nur hier unters Bett und du wirst sehen, was ich alles anzustellen vermag.“ — Abgemacht. Als es zu dämmern begann, stellte sich ein Franziskaner sogleich ein, klopfte bei der Wirtin an und trat in die Stube. Kaum befand er sich im Zimmer, als schon ein Zweiter an der Thüre pochte. „Versteck dich,“ rief ganz entsetzt die Wirtin dem ersten Franziskaner zu, „mein Mann kommt jetzt nach Haus; wenn er dich bei mir trifft, ists dein Letzt!“ — Mit einem Satze befand sich der Franziskaner im Ofenwinkel, dort aber war eine Fallthüre, und er purzelte in den Keller hinab. Da trat der zweite

Franziskaner herein. Die Wirtin spielte ihm ebenso wie dem ersten mit. Der Mönch fiel in den Keller hinab auf seinen Confrater, der ohnmächtig unter der Oeffnung lag, und machte ihm vollends den Garaus. Dann kam der dritte Mönch und stürzte auf seinen Vorgänger herab. So kamen alle neun Fratres in kurzer Zeit ums Leben.

Bald darauf trat ein Zigeuner in die Wirtsstube und verlangte zu trinken. Der Wirt war indessen unter dem Bette hervorgekrochen und sagte zum Zigeuner: „Heda, Zigeuner, was geb ich dir, wenn du mir einen toten Franziskaner aus dem Hause schafft und einscharrst?“ — „Ei“ meinte der Zigeuner, „gibst mir einen Wagen und ein Pferd.“ — „Einverstanden.“ — Hierauf lud sich der Zigeuner einen Franziskaner auf den Rücken und trug ihn in der Dunkelheit fort. Der Vorsicht halber trug er ihn im Schatten der Ringmauer, wo ihn aber die Schildwache erblickte und ihm ein „Wer da?“ zurief. Unerschrocken entgegnete der Zigeuner: „Der Teufel trägt einen Pfaffen!“ — Der Wachtposten entsetzte sich, und der Zigeuner konnte ungefährdet den Frater vor die Stadt bringen und einscharren. Nun kehrte er schnell zum Wirt zurück und sprach: „Gieb mir den Wagen und das Pferd. Ich hab den Pfaffen schon eingescharrt.“ Der Wirt hat aber in der Zwischenzeit schon den zweiten Franziskaner aus dem Keller geholt und dorthin gelegt, wo der erste früher gelegen. „Wie?“ herrschte der Wirt den Zigeuner an, „du willst den Franziskaner fortgetragen haben? Siehst du denn nicht, daß er noch daliegt?“ — Da dachte der Zigeuner, es sei wirklich der Mönch zurückgekehrt, lud ihn sich auf den Rücken und trug ihn fort. Als ihm der Wachposten wie zuvor ein „Wer da?“ zurief, entgegnete er: „Der Teufel trägt einen Pfaffen!“ — Der Soldat erschrak

und der Zigeuner konnte ruhig den Franziskaner begraben. Der Zigeuner kehrte nach vollbrachter Arbeit ins Wirtshaus zurück und forderte seinen Lohn, doch der Wirt wollte keinen herausgeben. „Wie sollt ich dir denn zahlen, da du den Franziskaner nicht fortgetragen hast. Schau hin, dort liegt er ja noch!“ — Das war aber schon der dritte Franziskaner. „Bei Gott, bei Gott!“ rief der Zigeuner aus, „so ein Pfäffelein ist gar nicht umzubringen“, lud den dritten Franziskaner auf und begrub ihn, so wie er den ersten und zweiten begraben, und so mühte er sich die ganze Nacht hindurch ab, bis er alle neun Fratres aus dem Haus geschafft. Da erst gab ihm der Wirt den Wagen und das Pferd, und der Zigeuner fuhr auf seinem Gespanne fort.

Es graute schon der Morgen, als der Zigeuner aus der Stadt hinausfuhr. Nun war der Pater Guardian des Klosters aus welchem jene neun Franziskaner waren, in tausend Aengsten, weil seine Fratres die ganze Nacht ausgeblieben, und machte sich deshalb auf den Weg, um sie zu suchen. Zufälligerweise aber begegnete er vor der Stadt dem Zigeuner. Dieser erschrak nicht wenig bei seinem Anblick, weil er meinte, es sei derselbe Franziskaner, den er kurz zuvor begraben. „Ei, Himmelsakrament, sollst denn du Teufelsfrater gar nicht umzubringen sein!“ rief voll Wuth der Zigeuner aus, sprang vom Wagen herab, ergriff einen Stein und schleuderte ihn dem Guardian an den Kopf, daß der Arme mausetot umsank. Nun hob er den Toten auf, setzte ihn aufs Pferd und trieb dieses in ein nahes Weizenfeld. Im Felde befand sich aber gerade der Eigentümer desselben. Als er den Mann zu Pferde durch die Saat reiten sah, rief er ihm schon von weitem zu: „Hinaus aus meinem Weizen!“ — Doch der tote

Franziskaner kehrte ſich nicht an ſein Geſchrei, während das Pferd die ganze Frucht niedertrat. „Hinaus!“ ſchrie der Herr des Feldes, „ſonſt bezahlſt du mir teuer den Schaden, den du mir anrichteſt. Iſt denn die Fahrſtraße zu ſchmal, daß du hier herumreiten mußt?“ — Der Franziskaner iſt wie taub und reitet weiter, wohin ihn das Pferd trägt. Jetzt gerät der Herr des Feldes in Zorn, ergreift eine Stange und läßt ſie einigemal auf den Kopf des Franziskaners niederſauſen. Der Franziskaner ſinkt vom Pferde herab. Da erſchrak der Mann, weil er nicht anders glaubte, als er habe den Mönch getötet und fieng an zu jammern: „Ach und wehe mir! was wird nun mit mir geſchehen!“ — Inzwiſchen näherte ſich der Zigeuner, der aus der Ferne alles mit angeſehen, und fragte den Eigentümer des Feldes: „Ja, was ſoll dies Wehgeſchrei?“ — „Ach, wie ſollt ich denn nicht“, erwiderte jener und erzählte ihm den ganzen Vorfall. „Hm, hm,“ meinte kopfſchüttelnd der Zigeuner, „wenn man dich packt, gehts dir an die Gurgel.“ — „Ach und Wehe“ rief der Mann aus, „was wird da mein Weib ſagen. Hilf mir, Bruder Zigeuner, ich geb dir, was dein Herz nur verlangt!“ — „Gib mir einen Wagen und ein Pferd, und ich will dieſen Pfaffen einſcharren.“ Der Eigentümer des Feldes war damit haupteinverſtanden, gab dem Zigeuner einen Wagen und ein Pferd, wofür der Zigeuner den Franziskaner begrub. Jetzt beſaß er zwei Wagen und zwei Pferde, und

froh zog er nach Haus,
Und dieſe Mähr iſt aus.

## 99.

# Der Schatzgräber.

Einem Manne träumte es einmal von einem Schatze; es erſchien ihm nämlich einmal im Traume ein beflügeltes Kind, weiß wie Schnee, das ſagte zu ihm: „Ziehe in das höchſte Gebirge, das du kennſt, dort wirſt du eine rieſig große Föhre erblicken, unter welcher ein dreihörniger Felsblock liegt, aus dem, Thränen gleich, Waſſer hervorquillt. Grabe unter dem Felſen ſo tief, als er hoch iſt, und du wirſt auf eine walzenförmige Urne ſtoßen, die iſt mit einem goldenen Deckel verſehen und im Innern voll Geldſtücke. Den Deckel hebe auf und laß ihn an Ort und Stelle, und trag das Geld fort; doch plaudere dein Geheimnis Niemand aus, auf daß dich die giftige Natter Neid nicht ſticht.“ Als der Mann erwachte, fühlte er ſich höchſt freudig geſtimmt, ſtand auf, kleidete ſich an und rannte ſchnurſtracks an den bezeichneten Ort. Als er nun richtig die Föhre erblickte, ſowie auch den thränenden, dreihörnigen Felsblock, machte er ſich, allein wie er war, an die Ausgrabung; doch kaum hatte er zum drittenmale die Spitzhacke eingeſetzt, erſcholl

aus der Erde eine gebieteriſche Stimme: „Laß, wer du auch ſein magſt, heute ab von dieſer Arbeit!“ —, Bei den Lauten dieſer Stimme fiel er vor Entſetzen zu Boden und lag wie abgeſchlachtet in tiefer Ohnmacht da. In demſelben Augenblicke erſchien ihm im Traume wieder jenes Kind und ſagte zu ihm: „Du biſt aufgeſtanden, haſt dich gewaſchen, angekleidet, auf den Weg gemacht, haſt die Arbeit in Angriff genommen, doch ein Kreuz haſt du nicht geſchlagen; aber flehe zu Gott um das, was du dir erbitteſt. Wär ich dir nicht beigeſtanden, wäre dirs fürwahr ſchlimm ergangen. Wann du alſo wieder aufwachſt, bekreuzige dich, wie es Gott befiehlt; merk dirs, bevor du eine Arbeit, von welcher Art ſie immer ſein mag, in Angriff nimmſt, vergiß niemals vorher ein Kreuz zu ſchlagen!“

Der Mann erwachte, ernüchterte ſich allmählig und ſiehe da! befand ſich keineswegs an dem Orte, wo er vom Schrecken übermannt, zuſammengeſunken war, ſondern in einem blumenreichen Garten; nun ſtand er auf, ſchlug ein Kreuz, ergriff ſeine Spitzhacke und die Schaufel und ſuchte wieder die bezeichnete Stelle auf. Doch bevor er die Arbeit fortſetzte, bekreuzigte er ſich dreimal hintereinander, mit dem Antlitz gegen die Sonne gewendet, die in demſelben Augenblicke im Aufgange begriffen, den Tag vergoldete, und rief aus: „Du Sonne im Oſten, du, o mächtiger Gott, ſteh mir bei!“ — Nun begann er emſig zu graben, doch konnte er ſich der Angſt nicht erwehren, er könnte wieder eine Stimme aus der Tiefe der Erde vernehmen. So grub er und ſchaufelte die Erde aus, als da plötzlich — etwas erglänzte, das ihn ſo blendete, wie wenn ihn alle Strahlen der Sonne ins Auge getroffen hätten. Was mag das nur ſein? — Siehe da! auf dem Schatze ſchläft ein Drache.

Wie nun der Mann sah, er könne vor ihm sich des Schatzes nicht bemächtigen, flehte er ihn dreimal an, die Stelle zu verlassen. Da erwachte der Drache und sprach zu ihm: „Ich rühre mich nicht von der Stelle, denn der Schatz ist ebensowenig dein als mein Eigentum; doch bei Alledem will ich dir den Platz räumen, wenn du alle Quellen dieses Gebirges zusammenzählst und mirs dann sagst, sonst aber sind deine Bemühungen vergeblich.“ — Nachdem der Mann dies vernommen, gieng er von Quelle zu Quelle und fieng an sie zu zählen, doch bald verwirrte er sich und konnte weder einen Anfang noch ein Ende finden. Erschöpft wie er war, lagerte er sich unter einem hohen Baum, da vernahm er in den Wipfeln des Baumes den Streit zweier gewaltigen Wesen, er schaute hinauf, — siehe da! ein Vilenik und eine Vila waren herangeflogen gekommen und der Vilenik wollte mit aller Gewalt irgend Etwas von der Vila erfahren. Letztere befiel Angst vor ihrem Dränger und sie verschwur sich hoch und heilig: „Bei den siebenundsiebenzig Quellen dieses Gebirges, ich weiß nichts davon.“ Die Vila ergriff dann die Flucht, der Vilenik aber gewahrte unter dem Baume den Mann und sagte zu ihm, er möge nunmehr jenen Schatz heben und sich damit fortmachen. — Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte an den Ort, wo der Schatz lag, traf aber den Drachen nimmer an. Da hob er den goldenen Deckel auf, der auf der Urne lag, bemächtigte sich des ganzen Schatzes, der sich darinnen befand, ließ den Deckel an Ort und Stelle und kehrte glücklich heim.

## 100.

# Der Brüder Schwur.

Es war einmal ein Greis, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Als er auf den Totenbette lag, berief er alle seine drei Söhne zu sich und nahm ihnen den Schwur ab, ihre Schwester, dem Ersten, der um sie freien würde, mag es wer immer sein, zur Frau zu geben. Es war nach dem Ableben des Vaters eine geraume Zeit verflossen, als eines Tages ein alter Mann auf einem zweirädrigen Wagen daher gefahren kam und um die Hand des Mädchens anhielt. Die zwei älteren Brüder wollten sie ihm nicht sogleich geben, weil er alt und arm war, doch der jüngste drang mit aller Gewalt darauf, indem er sie an den Eidschwur erinnerte, den sie dem sterbenden Vater gelobt hatten. Daher gaben sie die Schwester an den Alten aus, und der Alte führte sie heim in sein Haus. Nach einiger Zeit machte sich der älteste Bruder auf, um seine Schwester zu besuchen. Er langt am Ziel an und siehe da! trifft ein großes Haus an; besseres und schöneres kann man gar nicht wünschen. Die Schwester war beim Anblick

ihres Bruders außerordentlich erfreut, und als er sie befragte was für ein Leben sie führe, antwortete sie: „Ein vortreffliches, daß ich mir ein besseres gar nicht wünsche!“ —

Bei der Ankunft des Bruders war der Alte vom Hause eben abwesend; doch es währte nicht lange, so traf er ein und war sehr vergnügt, als er seinen Schwager erblickte und sagte zu ihm: „Wir wollen uns recht gütlich tun und der Freude pflegen; doch zuvor bitte ich dich, setz dich auf mein Pferd auf und bring für das Tier Futter nach Haus, doch darfst du nur dort Gras abmähen, wo das Pferd mit dem Hufe scharren wird, nicht aber, wo es dir belieben sollte.“ — Der Schwager entgegnete: „Gut, Schwager, ich bin einverstanden.“ Darauf bestieg er das Pferd und ritt fort. Unterwegs gelangte er an eine silberne Brücke. Als er die silberne Brücke sah, erwachte in ihm die Habsucht, er stieg vom Pferde ab, riß eine silberne Planke heraus und sprach dabei: „Warum sollte ich mich nicht behelfen?“ — Darauf mähte er das Gras ab, wo es ihm beliebte, ohne abzuwarten, wo das Pferd mit dem Hufe scharren würde, bestieg wiederum das Pferd und kehrte zurück. Nach Haus gekommen brachte er das Pferd im Pferdestalle unter, legte ihm das Gras vor und gieng dann ins Haus hinein. Als er hereintrat, fragte ihn der Alte, ob er das Pferd befriedigt und ob es das vorgelegte Gras fresse. Er erwiederte, „Ja wohl, das Pferd frißt.“ Da versetzte der Alte: „Gut, ich will doch selber nachschauen,“ und gieng hinaus in den Pferdestall; doch siehe da! das Pferd hatte das Gras nicht einmal berührt. Daran erkannte der Alte, daß es nicht nach seiner Weisung abgemäht worden. Deshalb geleitete er seinen Schwager, ohne ihn zu bewirten, hinaus und sagte ihm, er könne wieder gehen, woher er gekommen.

Als dieſer nach Haus kam, teilte er ſeinen Brüdern keineswegs mit, wie es ihm beim Schwager ergangen, ſondern ſagte zum mittleren Bruder: „Der Schwager läßt dich ſchön grüßen und bitten, du möchteſt als Gaſt zu ihm kommen.“

Nach einiger Zeit entſchloß ſich auch der mittlere Bruder, ſeiner Schweſter einen Beſuch abzuſtatten; doch auch ihm ergiengs wie ſeinem Vorgänger. Auch ihn ſchickte der Schwager um Gras, und als er zu jener ſilbernen Brücke kam, regte ſich auch in ihm die Habſucht und er riß eine ſilberne Planke heraus, und ſchließlich mähte er dort Gras ab, wo es ihm beliebte, nicht aber dort, wo der Alte ihn es zu tun geheißen. Als er in des Schwagers Haus zurückkehrte, wurde auch er bei der Lüge ertappt und mußte unbewirtet, wie ſein älteſter Bruder, den Heimweg antreten. Nach Haus gekommen erzählte er Niemand, wie es ihm beim Schwager ergangen, ſondern ſagte zum jüngſten Bruder: „Ich bringe dir einen ſchönen Gruß vom Schwager und die Einladung, ihn bald mit deinem Beſuche zu beehren.“ — Nach einiger Zeit machte ſich alſo der jüngſte Bruder auf den Weg. Bei ſeinem Anblick war die Schweſter hocherfreut und ſagte zu ihm: „Bruder, treibs bei Leibe nicht ſo, wie es unſere Brüder getrieben!“ — Er wußte nun freilich nicht, wie ſie ſich aufgeführt, doch auch die Schweſter ließ ſich nicht bewegen, über dieſe Andeutung hinaus etwas mehr zu ſagen. Inzwiſchen traf der Schwager ein und war über ſeine Ankunft herzlich vergnügt und ſagte zu ihm: „Wir wollen uns recht gütlich tun und der Freude pflegen; doch bitte ich dich zuvor, ſei ſo gut, ſetze dich auf mein Pferd, um Gras als Futter für daſſelbe zu holen, aber mähe es nur dort ab, wo das Pferd mit dem Hufe ſcharren wird, nicht wo es dir belieben ſollte.“ — Er beſtieg alſo das Pferd

und gieng ums Gras. Auf jener Brücke fühlte er sich von Bewunderung über ihre Herrlichkeit hingerissen, aber wirklich schmerzlich berührte ihn der Abgang der zwei Planken. Als er sich auf der Mitte der Brücke befand, warf er den Blick auf die eine und die andere Seite hinab und bemerkte unterhalb der Brücke einen großen Kessel mit siedendem Wasser, in dem Menschenköpfe abgekocht wurden, von oben aber Adler, die sie zerhackten und spalteten. Nachdem er die Brücke hinter sich gelassen, gelangte er in ein Dorf, durch das er ziehen mußte, wo von allen Seiten Gesang und Freudeäußerungen an sein Ohr drangen. Da fragte er Einen: „Wie kommt es Bruder, daß bei Euch solche Festfreude herrscht?“ — Der Angeredete entgegnete: „Warum sollte keine herrschen, da uns jedes Jahr Segen bringt und wir Alles im Überfluß besitzen?“ — Außerhalb des Dorfes traf er auf dem Wege zwei Hündinnen, die sich grimmig in einander verbissen hatten. Er versuchte sie auseinanderzubringen, mußte aber davon abstehen, als er einsah, daß jede Bemühung fruchtlos sei, und zog seines Weges weiter. So ritt er weiter und kam in ein anderes Dorf, wo sein Auge überall auf Bilder des Jammers und Elends stieß. Da richtete er an einen Vorübergehenden die Frage: „Ich zog zuvor durch ein Dorf, wo mir lauter Jubel überall entgegenscholl, hier aber finde ich alles niedergeschlagen und traurig, was ist denn los?“ — Der Bauer antwortete: „Haben wir denn keinen Grund traurig und verstimmt zu sein, da uns alljährlich der Hagel heimsucht und wir bittere Not leiden?“ — Als er das Dorf verlassen, stieß er auf zwei Schweine, die sich bitter bekämpften. Er suchte sie auseinander zu bringen, sah aber bald das Eitle seines Beginnens ein, und zog weiter. Endlich brachte ihn das Pferd auf eine überaus

herrliche Wieſe. Als ſie ſich in Mitten der Wieſe befanden, blieb das Pferd ſtehen und ſcharrte mit dem Hufe; er ſprang nun herab, mähte hinreichend Gras ab und kehrte dann zurück nach Haus. Daheim führte er das Roß in den Pferdeſtall, legte ihm das Gras vor, und das Pferd fieng gleich zu freſſen an. Als der Schwager ſah, das ſein Roß befriedigt ſei, war er ſehr erfreut und ſprach zum Gaſte: „Dich erkenn ich als meinen Schwager an; jetzt wollen wir uns erfreuen und an Speiſe und Trank uns gütlich tun.“ — Hierauf ſetzten ſie ſich zu Tiſch und nachtmahlten. Nach dem Nachtmahl ſagte der Alte: „Jetzt erzähl mir, was du Alles geſehen?“ — Der Schwager entgegnete: „O mein lieber Schweſtermann! Das läßt ſich gar nicht ausſagen, was ich Alles geſehen. Zuerſt gelangte ich an eine wunderſchöne ſilberne Brücke, doch leider iſt ſie verunſtaltet, da ihr zwei Planken fehlen. Wer ſie entwendet, den treffe Gottes Gericht!“ — Darauf bemerkte der Alte: „Geſtohlen haben ſie deine zwei Brüder. Wie ſie geſäet, ſo haben ſie auch geerntet. Doch fahr fort zu erzählen, was dir noch begegnet.“ — Der Schwager erzählte weiter: Mitten auf der der Brücke ſah ich hinab und bemerkte einen großen ſiedenden Keſſel mit Totenköpfen, die von Adlern über dem Keſſel zerhackt wurden.“ — Darauf verſetzte der Schweſtermann: „So beſchaffen ſind die ewigen Martern und Qualen im Jenſeits! Was haſt du noch geſehen?“ — „Geſehen habe ich ferner ein frohes, glückliches Dorf.“ — „Das ſind,“ erklärte der Alte, „gottgefällige Menſchen; ſie empfangen und bewirten Jedermann gerne und laſſen die Armut nicht unbeſchenkt von dannen ziehen. Berichte, was haſt du dann noch geſehen?“ — Der Schwager: „Ich ſah ferner auf dem Wege zwei Hündinnen, die ſich bitter in einander

verbiſſen hatten." — „Das ſind", verſetzte der Alte, „zwei Schwägerinnen. Was haſt du noch geſehen?" — Der Schwager: „Ich kam dann in ein anderes Dorf, wo überall Alles Not und Elend zur Schau trug." — Der Alte: „In dieſem Dorfe ſind Recht und Gerechtigkeit, Eintracht und Liebe, ebenſo wenig als Gottesfurcht anzutreffen. Was haſt du dann geſehen?" — Der Schwager: „Ich begegnete zwei Schweinen, die ſich grimmig herumbiſſen." — Der Schweſtermann: „Das iſt ein Brüderpaar, das in Zwietracht lebt. Sprich, was haſt du ſonſt geſehen." — Der Schwager: „Ich kam auf eine wundervoll ſchöne Wieſe. Drei Tage lang könnte ich dort verweilen, ohne mich an all der Herrlichkeit ſattgeſchaut zu haben." — Darauf verſetzte der Schweſtermann: „So ſieht das Eden jener Welt aus; doch ſchwer hälts hinzukommen." — Sie blieben nun noch viele Tage zuſammen, ließen ſichs an nichts fehlen und waren froher Dinge. Endlich brach der Schwager auf, um nach Haus zurückzukehren, der Schweſtermann aber verehrte ihm große Geſchenke und ſagte, er habe ihn gleich für einen ehrlichen Menſchen gehalten und als ſolchen erkannt, als er darauf drang, daß die Brüder den Eidſchwur nicht brechen mögen, den ſie am Sterbelager des Vaters geleiſtet, und daß er deshalb ſein Lebelang ebenſo glücklich, als ſeine Brüder unglücklich und elend ſein würden. —

## 101.

## Durch schöne Kleider läßt sich so Manches erreichen.

Einst hatte ein Kaiser eine einzige Tochter von übermäßiger Schönheit, und aus Uebermut ließ er in der ganzen Welt verkünden: findet sich ein Jüngling, der das besondere Mal und den Ort desselben bei dem Mädchen errät, dem werde er dieselbe zur Gattin geben und überdies die Hälfte seines Reiches abtreten, wer es aber nicht trifft, den werde er in ein Lamm verwandeln oder enthaupten lassen. Die Kunde von diesem Wunder verbreitete sich in der ganze Welt, so daß zu tausenden Freier aus aller Herren Ländern herbeikamen und um die Hand der Prinzessin anhielten. Doch alles umsonst; denn eine Unzahl von ihnen mußten sich zu Lämmern verwandeln, eine Unzahl wieder enthaupten lassen.

Diese Kunde drang auch zu den Ohren eines Jünglings, der zwar von Haus aus arm, doch fein spitzigen und witzigen Sinnes war. Und seine Begierde nach dem Besitze des schönen Mädchens und des halben Reiches wurde bald so heftig, daß er sich entschloß das Mädchen aufzusuchen;

doch nicht etwa, um sogleich um sie zu werben, sondern vor allem Anderen, um sie erst zu sehen und sie bezüglich einer Sache zu befragen.

Auf dem kaiserlichen Hofe angelangt, was sieht er da für Wunder! Lämmer aller Art wimmelte es um ihn herum, Gott weiß, wie viel ihrer waren. Und sie erhoben um ihn hüpfend und springend ein gar klägliches Blöcken, wodurch sie ihm offenbar ein warnendes Beispiel vorhalten und ihn von seinem Vorhaben abbringen wollten, damit nicht auch er in ein Lamm verwandelt werde; die enthaupteten Köpfe aber, die der Reihe nach auf Pfählen aufgepflanzt waren, fiengen an jeder einzeln Thränen zu vergießen. Bei diesem Anblick schauerte er zusammen und wollte rasch die Flucht ergreifen, da erwartete ihn am Tore ein Ungetüm von einem Manne, ganz in blutigrotes Gewand gehüllt, mit Flügeln versehen und einem Auge inmitten der Stirne, dieser herrschte ihn an: „Halt! Wohin? Marsch zurück? sonst bist du verloren!“ — Jetzt gieng er freilich zurück und ließ sich bei der Kaiserstochter anmelden, die ihn schon erwartete und ansprach: „Bist auch du gekommen, um mich als Gattin heimzuführen?“ — „„Nein, kaiserliche Hoheit, sondern weil ich vernommen, du hättest die Absicht bei günstiger Gelegenheit dich zu verheiraten, komme ich dich fragen, ob du nicht etwa noch welche Brautkleider benötigst.““ — „Was hast du denn für Kleider feil?“ fragte sie, worauf er antwortete: „Ich habe eine Unterhose aus Marmor, ein Hemd aus Tau, ein Kopftuch in dem die Fäden aus Sonnenstrahlen bestehen, der Einschlag aber aus Mond und Sternen; ferner hab ich Schuhe aus reinstem Golde, die sind weder genäht noch geschmiedet. Sprich also, willst du diese Gegenstände ankaufen oder nicht? Du hast nur zu befehlen und ich gehe sie dir bringen, doch eine Bedingung will ich stellen: Wenn du

von dieſen Kleidern Stück für Stück anprobiren wirſt, mag ich nicht, daß noch Jemand, bis auf uns zwei, zugegen ſei; paſſen ſie dir, ſo werden wir leicht handelseinig werden, wenn nicht, will ich ſie keiner Seele mehr anbieten, ſondern für meine eigene Braut bei Seite legen und aufbewahren."

Die Kaiſerstochter verfieng ſich in die geſtellte Falle und gab ihm den Auftrag die bezeichneten Kleidungsſtücke herbeizuſchaffen. Und wirklich brachte er ſie ihr, mag Gott wiſſen, wo er ſie aufgetrieben und wie er in ihren Beſitz gelangt war, genug an dem, er hielt Wort. Sie ſchloſſen ſich alſo in eine Kammer ein, und ſie fieng zuerſt die Hoſe an anzuziehen, er aber paßte gut auf, ob es ihm wohl glücken würde, irgendwo auf ihren Beinen ein Mal zu entdecken. Da erſchaute er zu ſeinem Glücke am rechten Knie ein goldenes Sternlein, doch nicht die geringſte Veränderung ſeiner Mienen verriet ſeine Wahrnehmung, ſondern ſtill dachte er im Inneren: „Wohl mir heute und allezeit!" — Hierauf legte die Kaiſerstocher das Hemd an und nach und nach das Andere, während er immer wohl Obacht gab, ob ſie noch ein Mal beſitze oder nicht. Die Kleider ſaßen ihr, wie angegoſſen. Sie einigte ſich nun mit ihm in Bezug auf den Preis, zahlte ihm pünklich, er ſackte ſein Geld ein, und empfahl ſich. Nach Verlauf von einigen Tagen kam er wieder, nachdem er die allerſchönſten Kleider die zu kaufen waren, ſich angelegt, um beim Kaiſer um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten. Als er vor den Kaiſer, vorgelaſſen worden, ſprach er: „O, du wackerer Kaiſer! ich komme, um deine Tochter zu freien, mach keine Umſtände, gib ſie mir." — „„Gut"", entgegnete der Kaiſer, „„weißt du aber auch, wie man um die Hand meiner Tochter wirbt? — Gib gut acht, errätſt du ihr Muttermal nicht, ſo biſt du verloren, errätſt dus aber, ſo ſei ſie

die deinige und dazu noch meines Reiches Hälfte!“ — Er verbeugte ſich vor dem Kaiſer und ſagte: „Glück auf, o Kaiſer und mein Schwiegervater! iſt dem ſo, ſo iſt ſie die meine. Sie hat ein Sternlein auf der rechten Kniebeuge.“ — Der Kaiſer war darüber nicht wenig verwundert, woher er das wiſſe, doch da gab es keinen anderen Ausweg mehr, er mußte einwilligen, und der Jüngling wurde mit der Prinzeſſin getraut. Als der Kaiſer daran gieng, ihm des Reiches Hälfte zuzuteilen, ſagte der nunmehrige Schwiegerſohn zu ihm: „Deines Reiches Hälfte erlaß ich dir gerne, ſofern du bereit biſt, dieſe armen Seelen in ihren vormaligen Zuſtand zurückzuverſetzen!“ — Der Kaiſer entgegnete, dies ſtehe nimmer in ſeiner Macht, ſondern liege in der Hand ſeiner Tochter „die nun“ ſagte er, „deine Gattin iſt.“ Er wandte ſie alſo an ſeine Gattin mit der Bitte, worauf ſie ihm riet: „Laß mir zur Ader unterhalb des bewußten Sternes, und jedes Lämmchen braucht nur mit der Zungenſpitze vom Blute zu verkoſten, während es bei den Köpfen genügt, je die Unterlippe mit einem Blutstropfen zu benetzen, um den Lämmchen die Menſchengeſtalt wiederzugeben und die Köpfe zu beleben, worauf ſie Menſchen werden, wie ſie es ehedem geweſen.“ — Er befolgte dieſe Anweiſung, und nachdem alle wieder ihre Menſchengeſtalt angenommen hatten, lud er ſie als Hochzeitsgäſte ein; dann zog er mit ſeinem Mädchen unter Sang und Klang heim, wo er Alle mit Speiſe und Trank köſtlich bewirtete, bis endlich einer nach dem Anderen die Rückreiſe in ſeine Heimat antrat. Er aber blieb mit ſeiner jungen Frau zurück, und Gott weiß, was ſie ſpäter im Leben noch für Schickſale erfahren, deren man jetzt nicht mehr gedenken mag.

## 102.

# Vom Mädchen, das ſchneller als ein Pferd war.

Es war einmal ein Mädchen, das war von keinem Vater gezeugt und von keiner Mutter geboren, ſondern von den Vile aus Schnee gebildet, den ſie aus dem Schlunde Bodenlos zur Zeit der Sommerſonnenwende genommen, der Wind hatte die Maid mit ſeinem Hauche belebt, der Tau geſtillt, das Gebirge mit Laub bekleidet und die Fluren mit Blumen geſchmückt und bekränzt. Sie war weißer als Schnee, roter als eine Roſe, glänzender als die Sonne, kurz ein gleiches Mädchen iſt auf der Welt nie geboren worden, noch wird eines je geboren werden. Das Mädchen erließ einen Ruf durch die ganze Welt, daß ſie an dem und dem Tage, an dem und dem Orte ein Wettrennen veranſtalte, und welcher Jüngling zu Pferde ſie überhole, dem wolle ſie zu eigen werden. In wenigen Tagen drang die Kunde davon durch die ganze Welt, zu Tauſenden trafen die Freier zu Pferde ein, ſchwer würde es da gefallen ſein, zu entſcheiden, wer vor allen Anderen der beſte ſei. Das Mädchen ſtellte ſich am Startplatze auf, und zu beiden

Seiten all die Freier hoch zu Roß in langer Reih, nur sie allein war zu Fuß und sprach zu ihnen: „Ich habe am Ziele einen goldenen Apfel aufgestellt, wer zuerst hingelangt und den Apfel ergreift, dem will ich zu eigen sein, komme ich aber früher an und ergreife ihn vor Euch, so wißt, daß Ihr alle den Ort nicht mehr lebend verlassen werdet. Drum überlegt wohl, was ihr beginnen wollt!" — Die Reiter blickten einander an, jeder aber hegte die Hoffnung, daß es ihm glücken werde, das Mädchen zu bekommen, und so sagten sie zu einander: „Das eine wissen wir wohl, daß sie zu Fuß uns nicht wird überholen können, sondern von einem aus unserer Mitte erholt werden, dem Gott und das Glück heute gewogen sind." — So wie nun das Mädchen in die Hände klatschte, im selben Augenblicke stürmten alle mit verhängten Zügeln nach vorwärts. Auf der Mitte des Weges, da fiengen bei Gott des Mädchens Kräfte an zu ermatten; denn sie ließ plötzlich unter den Achseln ein kleines Flügelpaar erscheinen, um rascher vorwärts zu kommen. Da munterte einer den anderen an, die Sporen wurden fest eingesetzt, die Peitsche sauste fortwährend über dem Rücken der Pferde, und wirklich überholte man das Mädchen. Als sie das sah, zog sie sich ein Haar aus dem Kopfe und warf es hinter sich. Im Nu entstand ein furchtbares Gebirge, daß die Freier einen Augenblick ratlos einhielten und nicht wußten, ob sie rechts oder links reiten sollten; doch das hinderte sie doch nicht, ihr nachzusetzen. Wiederum gewann sie einen Vorsprung; doch die Reiter spornten noch mehr die Pferde an und holten sie wiederum ein. Als sich nun das Mädchen auch durchs Gebirge nicht genug geschützt sah, ließ sie eine Thräne fallen, — und es ergoßen sich ungeheuere Ströme, in welchen beinahe alle ihren Tot gefunden hätten. Keiner

jagte mehr dem Mädchen nach, bis auf den einzigen Kaiſersſohn, der auf ſeinem Pferde die Ströme durchſchwamm und ihr unabläſſig nachjagte. Doch als er merkte, daß das Mädchen einen zu großen Vorſprung gewonnen, beſchwor er ſie dreimal in Namen Gottes, ſtehen zu bleiben. Und ſie blieb wie gebannt an dem Orte ſtehen, wo ſie ſich befand. Da holte er ſie ein, ſetzte ſie hinter ſich aufs Pferd, ſchwamm aufs Trockene zurück und zog mit ihr durch ein Hochgebirge heim. Als ſie auf der höchſten Spitze der Gebirgskette angelangt waren, blickte der Prinz hinter ſich nach dem Mädchen, aber das Mädchen war — verſchwunden.

## 103.

# Die drei Aale.

Es war einmal ein Fischer, dem gelang es mit seinem Netze innerhalb dreier, aufeinanderfolgender Tage nichts anderes aufzufischen, als jeden Tag je einen Aal. Als er am dritten Tage wieder nur einen Aal gefangen, rief er in seinem Ingrimm aus: „Da hole der Teufel einen solchen Fischfang, wo ich Tag für Tag nicht mehr als einen Aal erbeute!“ — Im selben Augenblicke löste sich einem von den Aalen die Zunge und er sprach: „Fluche nicht so ruchlos, o du Jammermensch! du weißt ja gar nicht welch köstlicher Fang dir gelungen. Ein großes Glück hast du dir aufgefischt, tu nur was ich dir rate: schlachte einen von uns dreien ab, vierteile ihn, davon gib ein Stück deinem Weibe zu essen, das zweite der Hündin, das dritte der Stute, das vierte aber pflanze oberhalb deines Hauses in die Erde. In der Folge wird dir dein Weib Zwillingssöhne zur Welt bringen, die Hündin zwei Hunde und die Stute zwei Vollbluthengste werfen, oberhalb deines Hauses aber werden zwei goldene Schwerter hervorsprießen!“ —

Der Fiſcher folgte dem Rate des Aales, und wirklich traf Alles noch im Laufe des erſten Jahres ein, ſowie es der Aal geſagt: Die Fiſcherin gebar Zwillinge, die Hündin warf zwei Junge, und die Stute zwei Vollblut-hengſte, oberhalb des Hauſes aber ſproßen zwei Schwerter hervor. Als ſeine Söhne größer geworden, und ſchon eine beſtimmte Anzahl Jahre zurückgelegt hatten, ſagte der eine zum Vater: „Vater! Ich ſehe ein, daß du ein armer Mann biſt uud uns nicht mehr erhalten kannſt, deshalb will ich ein Pferd, einen Hund und ein Schwert nehmen und in die Welt ziehen. Jung bin ich, Erfahrung brauch ich, und wo mein Kopf ruhen wird, da wird ſich auch Nahrung finden.“ — Nachdem er ſo geſprochen, wandte er ſich zu ſeinem Bruder mit den Worten: „Bruder! Behüt dich Gott! Ich geh in die Welt meinem Glücke nach, du bleib inzwiſchen zu Hauſe, arbeite, ſchaffe, ſammle und ehre den Vater. Nimm da dies Fläſchchen voll Waſſer, gib wohl darauf Acht; es iſt ein Wahrzeichen, woran du erkennen kannſt, daß ich umgekommen, wenn das Waſſer ſich trüb färbt.“ — So ſprach er und zog aus in die Welt.

So zog er in der Welt herum und gelangte in eine große Stadt, wo ihn die Kaiſerstochter erblickte, als er durch die Stadt ſpazieren gieng. Sie verliebte ſich in ihn ſogleich ſterblich und bat ihren Vater, er möge ihn ins Haus kommen laſſen, was auch geſchah. Als der Jüngling des Kaiſers Gemach betrat, und das Mädchen das Schwert, den Hund und das Pferd in der Nähe ſah, fand ſie Alles um ihn und auf ihm ſo ſchön, daß es ihr ſchien, auf der ganzen Welt gebe es nichts ſchöneres, und ſie verliebte ſich noch mehr in ihn und ſprach zu ihrem Vater: „Vater! Dieſem Jüngling will ich angetraut

werden!“ — Der Kaiſer war damit recht wohl einverſtanden; dem jungen Manne wars auch nicht zuwider, und der Handel wurde abgemacht. Die Trauung ward nach Brauch und Sitte vollzogen.

Eines Abends ſtand er mit ſeiner Gattin am Fenſter und bemerkte in weiter Ferne ein großes Gebirge, das in lichter Lohe brannte. Da fragte er ſeine Gattin, was es damit für eine Bewandnis habe, ſie aber antwortete: „O Herr, frag mich nicht! Das iſt ein Wundergebirge, das Tags über Blitze ſpeit, nächtlicher Weile aber im Feuer ſteht, und wer ſich noch dorthin begeben hat, um zu ſehen, was da los ſei, iſt im ſelben Augenblick erſtarrt und auf jenem Orte im Banne verzaubert geblieben.“ — Nun achtete er nicht mehr auf ihre Reden, ſondern beſtieg ſein Roß, ſchnallte ſein Schwert um, nahm ſeinen Hund mit und zog in das Gebirge. Sobald er ins Gebirge kam, ſtieß er auf ein altes Weib, das auf einem Felsblocke hockte und in einer Hand einen Stab, in der anderen aber ein Kräutlein hielt. Kaum erblickte er die Alte, ſo fragte er ſie, warum das Gebirge dieſe Eigenſchaften habe, und ſie ſagte, er möge nur vorwärts gehen und da werde er den Grund ſchon erfahren. Er tat es, und die Alte führte ihn in einen Hof, der mit Heldengebeinen ganz umzäunt war, und ringsum im Hofe ſtanden unzählige Menſchen ſtumm und ſtarr, alle verzaubert. Kaum war er in dieſen Hof getreten, ſo erſtarrte er, ſowie ſein Pferd und ſein Hund und verwandelte ſich zu Stein an dem Orte, wo er ſtand.

Im ſelben Augenblicke wurde das Waſſer im Fläſchchen des Bruders zu Hauſe trübe, und der Bruder meldete dem Vater und der Mutter, daß ſein Bruder, ihr Sohn, tot ſei, und daß er nun ausziehen wolle, um ihn aufzuſuchen. So zog er von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, bis ihn

das Glück gerade in jene Stadt führte, und zwar vor den kaiserlichen Palast. Bei seinem Anblick stürzte der Kaiser zu seiner Tochter mit der frohen Botschaft: „Dein Mann ist zurückgekehrt!“ — Sie lief ihm entgegen und glaubte ihren Gemahl zu erblicken, da sich die Brüder so ähnlich sahen, wie zwei Hälften eines durchgeschnittenen Apfels, glaubte dasselbe Pferd, denselben Hund, dasselbe Schwert zu sehen, und Vater und Tochter stürzten sich freudig auf ihn, küßten und herzten ihn; der Kaiser in der Meinung, es sei sein Schwiegersohn, die Tochter es sei ihr Gemahl.

Der Jüngling war über diese Liebesbezeugungen Anfangs sehr verblüfft, doch fiel s ihm ein, sie könnten ihn mit seinem Bruder verwechselt haben, und drum gab er sich den Anschein, als sei er ihr Gemahl und des Kaisers Schwiegersohn. Bei Anbruch der Nacht giengen sie zu Bette, und als die Frau den Mann rief, er möge sich zu ihr ins Bett legen, folgte er ihr, legte aber das bloße Schwert in die Mitte zwischen sie und sich. Sie verwunderte sich über sein Tun, er aber sagte, der Schlaf habe ihn verlassen, stand auf, stellte sich zum Fenster und fragte sie beim Anblick jenes Wundergebirges: „Sag mir doch, mein lieb Weibsen, warum steht denn jenes Gebirge in Flammen?“ — Antwortete sie: „Um Gotteswillen, habe ich dir denn nicht schon an jenem Abend gesagt, was für eine Bewandnis es mit diesem Gebirge habe!“ — „Was willst du damit sagen?“ fragte er sie wieder, und sie entgegnete: „Daß Jedermann, der dorthin kommt, erstarrt und in einen Zauber verfällt, und ich war während deiner Abwesenheit in nicht geringer Besorgnis, du wärest dorthin gegangen.“ —

Als er dies vernommen, erriet er das große Leid und konnte vor Pein kaum den Tagesanbruch erwarten. Bei

Morgenanbruch saß er auf sein Pferd auf, gürtete sich sein Schwert um, nahm den Hund mit und zog gegen das Gebirge. Kaum erblickte er das alte Weib, so zog er das Schwert aus der Scheide, spornte das Pferd an und hetzte den Hund gegen sie los, ohne auch nur ein Wort dabei zu sprechen. Die Alte fuhr entsetzt zurück und schrie auf, er möge sie nicht niedermetzeln. Rief er aus: „Gib mir den Bruder frei!“ — Hierauf führte die Alte seinen Bruder heraus und gab ihm Rede und Seele wieder zurück. Nachdem sich die Brüder begrüßt und um ihre Gesundheit befragt hatten, machten sie kehrtum. Auf dem Rückwege sagte der verzaubert gewesene Bruder: „O Bruder, geh, laß uns umkehren, um jene Menschen dem Verderben zu entreißen, die, so wie ich es gewesen, noch verzaubert sind.“ — Gesagt, getan. Sie kehren um, erwischen die alte Hexe, entreißen ihr das Kräutlein und begannen jene verzauberten Leute damit zu bestreichen, bis alle allmählig zu reden und sich zu bewegen anfiengen. Als nun also Alle, die dort verzaubert waren, wieder ins Leben gerufen waren, töteten sie die Hexe. Das Brüderpaar gieng nun zurück an den kaiserlichen Hof, die Anderen aber zogen jeder in seine Heimat. Eine Lüge habe ich gehört, eine Lüge erzählt, und Gott schenke dir Freuden! —

## 104.

# Das wunderbare Härchen.

Es war einmal ein gar armer Mann, der hatte ein Haus voll Kinder, die er unmöglich alle ernähren konnte, so daß er sich oft mit dem Gedanken herumtrug, sie alle eines Tages zu ermorden, um das Elend nicht mit ansehen zu müssen, wie sie vor Hunger stürben; doch sein Weib hielt ihn stets von diesem Schritte zurück. Einst erschien ihm Nachts im Traume ein Kind, das sagte zu ihm: „Mensch! ich sehe dich im Begriffe deine Seele der Hölle zu verschreiben, in dem du deine armen unmündigen Kindlein abschlachten willst; ich erkenne dein Elend, und drum will ich dir helfen. In der Frühe wirst du unter deinem Kopfpolster einen Spiegel, ein rotes Kopftuch und ein gesticktes Tüchel finden. Diese drei Gegenstände stecke unbemerkt zu dir, ohne Jemand ein Sterbenswörtchen davon zu verraten, und mach dich auf in dieses und dieses Gebirge, wo du auf einen Fluß stoßen wirst, entlang dieses Flußes mußt du bis zu seiner Quelle gehen, wo du ein Mädchen, schön wie Sonnenglanz, sehen wirst. Die Stirne herab wallt ihr das

Haar hinab, sonst aber ist sie nackt, wie aus dem Mutterleibe gekommen; doch sei auf deiner Hut, sonst sticht die giftige Natter; sprich kein Sterbenswörtchen, denn öffnest du den Mund zur Rede, so wird sie dich bezaubern und dich in einen Fisch oder sonst Etwas verwandeln und dich zusammenessen; und wenn sie dir sagt, du sollst ihr im Kopf herum krauen, so tu dus und trachte, indem du ihr im Haare herumkraust, ein Haar rot wie Blut zu finden. Dieses reiß ihr heraus und ergreife die Flucht. Kommt sie dir auf die Tat und fängt dich an zu verfolgen, wirf ihr zuerst das gestickte Tüchel zu, dann das Kopftuch und endlich den Spiegel. Diese Dinge werden sie verweilen machen, während du glücklich entkommen kannst. Das Härchen aber, das verkauf einem reichen Manne; doch sei auf deiner Hut, damit sie dich nicht betrügen, denn das Härchen ist einen ungeheuren Schatz wert; so wirst du reich werden und deine Kinder ernähren können." —

Als der arme Mann erwachte, fand er Alles unter seinem Kopfkissen vor, wie es das Kind ihm angezeigt, und zog ins Gebirge, stieß auf den Fluß und gieng längs des Flußes weiter, immer weiter, bis er an die Quelle gelangte. Er schaute sich überall um, um das Mädchen zu erspähen und gewahrte sie oberhalb des Sees beschäftigt, Sonnenstrahlen in eine Nadel einzufädeln und auf dem Stickrahmen ein Zeug zu sticken, dessen Fäden aus Zöpfen von Helden bestanden. Kaum erblickte er sie, so machte er ihr eine tiefe Verbeugung, sie sprang auf die Beine und fragte ihn: „Woher kommst du unbekannter Held?" — Er keine Antwort! Wiederum frägt sie: „Wer bist du? Was führt dich her?" — Noch manches Andere fragte sie, doch er blieb stumm wie ein Stein, indem er mit den Händen Geberden machte, um anzudeuten, daß er stumm sei und sie um

Hilfe bitte. Hierauf sagte sie, er solle sich ihr auf den Schooß setzen, welche Aufforderung er eben mit Sehnsucht erwartete, und sie beugte nun den Kopf, damit er sie lause. Er warf die Haare auf dem Kopfe hin und her, gleichsam als kraute er nur und fand endlich nach großer Mühe das gesuchte rote Härchen, teilte es vom übrigen Haare ab, schälte es heraus, sprang vom Schooße auf und lief aus Leibeskräften zurück nach Haus.

Bald merkte sie die Ursache seiner Flucht und jagte ihm auf dem Fuße nach. Als er hinter sich blickte und gewahrte, daß sie ihn bald einholen werde, warf er das gestickte Tuch, ganz so wie es ihm gesagt worden, auf den Weg hin, sie aber bückte sich, als sie das Tuch erblickte, hob es auf und betrachtete es von allen Seiten voll Bewunderung über die schöne Stickerei, während er inzwischen einen hübschen Vorsprung gewann. Doch bald steckte das Mädchen das Tuch in den Busen und nahm die Verfolgung wieder auf. Als er sich wieder von ihr nahezu eingeholt sah, warf er das rote Kopftüchel hin, und wieder verweilte sie das Tuch bewundernd, während inzwischen der arme Teufel einen guten Vorsprung ihr abgewann. Da wurde das Mädchen zornig, warf das gestickte Tuch und das rote Kopftüchel auf den Weg hin und rannte dem Manne unentwegt nach. Als er wieder sah, daß sie ihn bald eingeholt haben dürfte, warf er den Spiegel fort. Wie das Mädchen auf den Spiegel stieß, ein Ding, das sie bisher noch nie gesehen, hob sie ihn auf, beguckte sich in ihm und da sie nicht wußte ob es ihr eigenes Bild sei, sondern ein sich ähnliches Wesen zu sehen glaubte, verschaute sie sich so lange, bis ihr der Mann einen solchen Vorsprung abgewonnen hatte, daß sie ihn nicht mehr einholen konnte. Als sie sah, daß sie ihn nicht mehr einholen kann, kehrte sie um. Der

Mann aber gieng gesund und frohen Mutes nach Haus. Jetzt zeigte er seinem Weibe das Härchen, erzählte ihr sein Traumgesicht und das Abenteuer, sie aber fieng an ihn zu verhöhnen und auszulachen; doch er kehrte sich nicht daran, sondern machte sich auf den Weg in irgend eine Stadt, um dort das Härchen zu verkaufen. Es sammelte sich um ihn eine Menge Kaufleute; der eine bot einen Dukaten, der andere zwei, und so immer mehr und mehr, bis sie das Härchen auf hundert Golddukaten hinaufgetrieben. Inzwischen hörte der Kaiser von dem Härchen, ließ den Mann vor sich bescheiden und sagte, er wolle ihm tausend Dukaten für das Härchen geben, worauf es ihm der Mann überließ.

Doch was hatte es für eine Bewandnis mit dem Härchen? — Der Kaiser zerhieb es der Länge nach von Oben nach Unten und fand darinnen viele wertvolle Aufzeichnungen von Ereignissen aus längst entschwundenen Zeiten vom Weltenanfange ab. So wurde der Arme ein reicher Mann und lebte in Glückseligkeit mit seinem Weibe und seinen Kindern. Jenes Kind aber, das ihm im Traume erschienen, war ein Engel von Gott gesandt; denn Gott wollte das Elend des armen Mannes bannen und bis dahin unbekannte Ereignisse der Menschheit bekannt machen.

## 105.

# Der Stachelbeerſtrauch.

Als vor Zeiten einmal der heilige Petrus den Teufel aus einem Menſchen vertrieben, bat ihn der Böſe, er möge ihm, bevor er ihn vollends gebannt, noch einmal geſtatten, ſeine Trugkünſte zu verſuchen. Der heilige Petrus gewährte ihm dieſe Bitte und machte ſich ſelbſt daran, die Rebe zu pflanzen, während der Teufel den Stachelbeerſtrauch in die Erde ſetzte. In dem Augenblick, wo ihm der Heilige den Rücken kehrte, ergriff der Teufel die beiden Enden des Sprößlings, ſteckte gleichzeitig beide in den Boden und ſchnitt den Stock in der Mitte entzwei. Und ſo entſtanden aus einem zwei Schößlinge. Da verfluchte der heilige Petrus den Stachelbeerſtrauch, der nun ſeit dieſer Zeit, wie die Sage berichtet, auch mit ſeinen Ausläufern Wurzeln zu faſſen pflegt.

## 106.

# Der Vogelknöterich.

Einst machte sich in aller Früh eine alte Strunzel auf und zog ins Hochgebirge, um dort zu hexen und allerlei Kräuter zu sammeln. Gegen Mittag trat sie den Heimweg an und begegnete dem Vogelknöterich, der hastig ins Gebirge flüchtete. Und die Hexe fragte ihn: „Ei, wohin Vöglein?... Was für Ungemach treibt dich auf diesen rauhen Pfad?“ — Der Vogelknöterich antwortete: „Bei Gott, Mütterchen, da unten gehts nicht mehr. So oft der Bauer gräbt oder umgräbt, so jätet er zugleich nach besten Kräften. Da würgt, reißt und schindet er mich, sucht mich zu entwurzeln, und da heißts fliehen, um ein Ruheplätzchen ausfindig zu machen, wo ich in Frieden gedeihen und mich vermehren könnte.“ — Da meinte die Strunzel: „Vöglein, auf und zurück in die Heimat. Merk dirs, wo man viel gräbt, umgräbt und jätet, da gedeiht alles besser und die Wurzeln können sich besser ausbreiten. Sagt doch das Sprichwort: Weh dem Ding, das nicht gehegt wird.“ — Der Knöterich kehrte um, und seit dieser Zeit findet man ihn auf Aeckern und Wiesen, in Weinpflanzungen und Gärten, kurz überall, wo man ihn nicht haben will, und es hält schwer, ihn gründlich auszurotten.

## 107.

# Wolf und Fuchs.

Wolf und Fuchs geriethen einſt hart an einander und der Kampf nahm einen blutigen Ausgang. Iſegrim biß nämlich Reineken den Schwanz ab, worauf ſich der Meiſter, aus Furcht um den Kopf zu kommen, für beſiegt erklärte und ſich dem Vetter mit den Worten unterwarf: „Nun haben wir lange genug in bittrer Fehde gelebt, laß uns jetzt endlich Frieden und Bruderſchaft ſchließen.“ — Iſegrim gieng auf den Vorſchlag ein, ſchloß mit dem Meiſter Wahlbruderſchaft und die neuen Freunde trennten ſich. Nach geraumer Zeit begegneten ſie wieder einander, und der Vetter erkundigte ſich beim Meiſter: „Geh, ſag mir doch ehrlich und offen, liebſter Wahlbruder, haſt du dich in der Zwiſchenzeit nach mir geſehnt?“ — „Ehrlich und offen geſtanden, nicht allzu ſehr, nur hab ich mich deiner öfters erinnern müſſen, wenn mein Blick nach rückwärts auf meinen Stummel fiel.“

## 108.

# Dachs und Fuchs.

Dachs und Fuchs ergiengen ſich im Gebirge und vereinbarten untereinander, was einer von ihnen Genießbares zuerſt fände, wie Brüder gemeinſchaftlich zu verzehren. Der Meiſter wußte, wo eine Falle mit einem tüchtigen Stück Fleiſch aufgeſtellt war; dorthin führte er den Dachs und zeigte ihm das Fleiſch: „Schau, mein lieber Neffe, wie klug dich dein Ohm an einen Ort geführt, wo wir uns beide recht gütlich tun können! Du biſt aber anſtelliger als ich, drum ſchleich dich ſachte, ſo geſchickt als du nur biſt, hinan, während ich Wacht halten will, damit uns der Bauer, der das Fangeiſen hier aufgeſtellt, nicht plötzlich überrumple.“ — Der Dachs willigte ohne weiteres ein, ſchlich ſich an die Falle heran und ſuchte den Köder vom Haken zu ziehen. Im ſelben Augenblicke machte es klapps! — und des Dachſes Vorderfüße ſtaken im Eiſen. Da brach der Dachs in ein Wehgeſchrei aus: „Hilf Ohm! ich bin verloren!“ Und Reineke lief ſchnell zur Falle hin und begann, ſtatt den Dachs zu be-

freien, das Fleiſch zu eſſen. „Gedulde dich noch ein Weilchen, bis ich mit dieſen wenigen Biſſen fertig bin, ehe jemand aus dem Dorfe herbeikommt, und dann will ich dir die Beine aus der Klemme ziehen.“ — Wohl merkte jetzt Grimmbart, daß ihn der Meiſter geprellt und raſch packte er ihn beim Kragen. Inzwiſchen kam der Bauer herbeigerannt und rief ſchon von Weitem dem Dachſe zu: „Halt feſt, mein Falke Dachs! Bei meiner Treu, dir wird kein Haar gekrümmt!“ — Der Bauer tötete Reineken, zog ihm den Pelz ab und ſagte zum Dachs: „Du kannſt frei abziehen; denn dein Pelz iſt nicht mehr als zwei, der Fuchsbalg aber fünf Groſchen wert. Nun zieh mit Gott!“ —

## 109.

## Wie Manche ihre Märchen beſchließen.

. . . . . mich aber luden ſie zu Gaſt. Doch unglücklicherweiſe erregte ich durch irgend etwas Anſtoß, worauf man mich in einen Mörſer lud und abſchoß. Ich flog in einen Fiſchteich hinein; weil mir aber der Rock noch brannte, da er im Mörſer Feuer gefangen, geriet der ganze Fiſchteich in Brand und verbrannte lichterloh zu Aſche. Was geſchieht nun mit mir? — Die Bauern giengen zum Richter in die Stadt mich klagen, und er befahl mir, in einem Reuter Waſſer in den Fiſchteich zu tragen. Ich Ärmſter eile nun heim und ſage meinem Weibe, ſie ſolle mir Kukuruzkuchen aus Buchweizen backen, ſie wird fuchtig und verſetzt mir im Zorne mit dem Hintern einen Schlag auf die Schaufel. Jetzt nehme ich meinen Ranzen, klettere auf eine Eiche, um Aepfel zu pflücken, und fülle mir den Ranzen voll Nüſſe, da gleitet mir der Fuß aus, ich falle herab auf den Weizenkuchen, ſo daß mir nur drei Haſelnüſſe im Ranzen bleiben. Eine Meiſe ſah mich herabfallen und machte ſich über mich luſtig; ich verſtand aber

keinen Spaß und verſetzte ihr einen Hieb mit einem Stock auf den Kopf, und es fielen ſoviel Federn herab, daß mein Stock von ihnen ganz bedeckt war. Ich nicht faul, zünde den Haufen an, mein Stock verbrennt und die Federn bleiben unverſehrt. Jetzt wußte ich ſchon nicht mehr, was ich anfangen ſolle, zog mein Meſſer aus der Scheide, ſteckte mir es in die Ferſe, und das Meſſer fror augenblicklich ein.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

# Artemidoros

aus

## Daldis, Symbolik der Träume.

Ueberſetzt und mit erklärenden Anmerkungen verſehen.

**A. Hartleben, Wien, Peſt, Leipzig 1881.**

356 S. 8°. Preis 4 M.

---

# De præpositionum usu apud sex scriptores historiae augustae.

Apud **Carolum Konegen**, Vindobonae MDCCCLXXXII.

P. 130. 8°. Preis M. 2,40.

---

# Das Gemälde von Kebes.

Deutſch von Dr. F. S. K.

Der Schluß aus dem Arabiſchen des Ibni Muskweih von

Prof. Dr. **Friedrich Müller.**

**Carl Gerold's Sohn, Wien 1882.**

31 S. gr. 8°. Preis M. 1,30.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz Leipzig